

Klaus Förster

Der Wendehals

Die Karriere eines Berliner
Kriminalisten

Andreas Klein, Maschinenbauer in Ostberlin, entschloss sich, nach dem an der Volkshochschule, erworbenen Abitur, zum Studium der Kriminalistik an der „Humboldtuniversität zu Berlin“.

Im Anschluss sammelte er als junger Kriminalleutnant der Volkspolizei erste Erfahrungen.

Nach der „Wende“ wurde er 1990 vom Landeskriminalamt Berlin übernommen und erwarb schnell das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Als Leiter eines neu gegründeten „Sonder-Dezernat“

wurden ihm eine Vielzahl spektakulärer Verbrechen zur Aufklärung übertragen.

Auch in persönlicher Hinsicht hatte er nicht wenige Probleme zu lösen.

Die erste Ehe scheiterte bald und seine zweite Frau starb nach wenigen Jahren an einer heimtückischen Krankheit.

In einer Kollegin fand er eine neue Lebenspartnerin, die ihm durch diese schwere Zeit half und sich bald mit seiner kleinen Tochter anfreundete.

Sein kriminalistischer Spürsinn sowie sein erfolgreicher Führungsstil ließen ihn bald zu einem angesehenen und erfolgreichen Dezernatsleiter werden.

Eine Unachtsamkeit im Dienst sollte für ihn schreckliche Folgen haben.

Anfang

Ich war entweder zu faul oder doch nicht intelligent genug, um auf der „Erweiterten Oberschule“ (EOS-Gymnasium) das Abitur abzulegen.

Erst nach meiner Wehrdienstzeit von achtzehn Monaten kam bei mir die Erkenntnis, doch mehr zu werden, als ein einfacher Schlosser, wie auch meine erste Schwiegermutter richtig meinte.

Deshalb ließ ich mich von ihr überreden, auf der Volkshochschule mein Abi nachzuholen.

Bestärkt in diesem Entschluss wurde ich auch dadurch, dass meine Facharbeiterprüfung als Maschinenschlosser recht gut ausfiel und ich nach Feierabend jeden Tag ganz schön bürsten musste, um die Fingernägel immer wieder von ihren Trauerrändern zu befreien.

Tatsächlich machte mir die Arbeit im damaligen „VEB Schokopack“ nicht wenig Spaß.

Es war irgendwie toll dabei zu sein, wenn Stück für Stück Maschinen montiert wurden, die in der Lage waren, tausende von Verpackungen am Tag herzustellen. Die wurden dann in die ganze Welt verschickt.

Sie gingen ebenso nach Ägypten, Brasilien oder China.

Länder, die ich wohl nie in meinem Leben sehen werde.

Dachte ich damals zumindest.

Deshalb brachte ich heimlich an jeder Maschine ein winziges, von mir ausgedachtes, Kennzeichen an, das ich an einer unscheinbaren Stelle in den grünen Lack ritzte.

So reiste wenigstens ein kleiner Teil von mir in die große weite Welt.

Anfangs war mein heimlicher Traum, in dem Beruf so gut zu werden, dass ich als Auslandsmonteur die Maschinen an ihren Bestimmungsorten aufstellen und einrichten kann.

Einmal verdienten die Auslandsmonteur fast das Doppelte, als ein durchschnittlicher Facharbeiter und zum anderen sahen sie viel von der Welt.

Nicht selten schickten sie von ihren Einsatzorten Ansichtskarten an unsere Abteilung.

Die wanderten dann von Hand zu Hand, weil fast jeder der Kollegen gierig darauf war, die bunten Bilder von Brasilien, Mexiko oder Ägypten zu sehen. Am meisten freute sich unser alter Meister, der auf die Briefmarken scharf war.

Nach dem Grundwehrdienst bekam ich meinen Arbeitsplatz wieder und mir wurde bald klar, dass ich es zum Auslandsmonteur nie schaffe.

Da waren einige andere Kollegen noch vor mir dran, die schon sehr lange als Montageschlosser in der Endfertigung arbeiteten und bessere Schlosser waren als ich.

Das musste ich ohne Neid selbstkritisch anerkennen.

In diesem Beruf musste man, genau wie beim Sport oder der Kunst, eine gehörige Portion Talent mitbringen und den Vorgesetzten pausenlos in den Hintern kriechen, was mir schon damals völlig abging.

Also, was sollte ich tun, um nicht als mittelmäßiger Maschinenschlosser bis ans Lebensende mein Dasein zu fristen, wie die meisten anderen Kollegen?

Zunächst hörte ich auf die Mutter meiner Verlobten Heidrun, die einen akademisch

gebildeten Schwiegersohn in der Familie haben wollte. Deshalb meldete ich mich mit zwanzig Jahren an der Volkshochschule an, um das Abitur nachzumachen.

Ich stellte mit Genugtuung fest, dass ich einer der jüngsten Abendschüler in meiner Klasse war. Da ich noch nicht sehr viel aus meiner Berufsschulzeit vergessen hatte, war das von Vorteil.

Vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern und Russisch. Nicht, dass das meine Lieblingsfächer waren, aber den älteren „Leidensgenossen“ fiel es um einiges schwerer, den Lehrstoff zu verkraften. Erstaunlich war aber, dass gerade die Ältesten von uns, durch Fleiß und Ausdauer, es bis zur Abiturprüfung durchhielten und außer mir, die Jüngeren schon nach einem Jahr die Bücher hinschmissen und aufgaben.

Nicht, dass mir die Schule leicht fiel, ich hätte mich aber nicht getraut aufzugeben, da meine Schwiegermutter mir im Nacken saß und immer wieder in der Verwandtschaft herum erzählte, was sie für einen intelligenten und fleißigen Schwiegersohn habe, der es bestimmt einmal weit bringen würde.

Wie sich zeigte, hatte ich in Russisch mehr Schwierigkeiten, als in den anderen Fächern. Die Grammatik war für mich ein Buch mit sieben Siegeln.

Obwohl ich bei Englisch ganz von vorn anfangen musste, fiel mir diese Sprache um einiges leichter. Mein Pech war auch, dass ich immer an meiner Verlobten gemessen wurde.

Sie galt stets als die Beste in ihrer Klasse und war dabei, an der „Erweiterten Oberschule“ das Abitur zu machen.

Sie konnte meine Schwierigkeiten einfach nicht verstehen, die ich mitunter hatte. Manchmal fragte sie mich Vokabeln ab oder korrigierte Übersetzungen aus dem Deutschen ins Russische, was am Schrecklichsten war.

Ich erinnere mich noch an eine Episode, wo sie vor Ungeduld ein Buch nach mir warf, weil ich schon das dritte Mal einen Abschnitt aus dem Lehrbuch falsch übersetzte.

Da war vielleicht was los. Ich ließ mir das natürlich nicht gefallen und warf es zurück.

Wie kleine Kinder benahmen wir uns.

Um ehrlich zu sein, verhielten wir uns auch eher wie Bruder und Schwester und nicht wie ein sexuell schon recht aktives Paar, das in Kürze heiraten sollte und wollte.

Doch das war nichts Seltenes. Wir stritten uns bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit. Oft stellte ich mir damals die Frage, liegt es an ihr oder an mir?

Eigentlich blieben wir nur zusammen, um ihre Eltern,

die zu mir wie die besten Eltern der Welt waren, nicht zu enttäuschen.

Vier Jahre und davon zwei als verlobtes Paar waren wir zusammen. Eigentlich schon viel zu lange. Wir hätten uns lieber trennen sollen. Dann wäre mir viel Ärger erspart geblieben.

Aber der Reihe nach.

Für Heidrun war bald klar, das und was, sie studieren wollte. Ingenieurökonomie, wie ihre Tante Gudrun.

Die schwärmte Heidrun ständig vor, dass dieser Beruf große Entwicklungsmöglichkeiten bietet.

Deshalb hätte es auch keinen Sinn gehabt, ihr das auszureden. Bei den guten bis sehr guten

Noten wäre für sie auch in jeder anderen Fachrichtung einen Studienplatz möglich gewesen.

Aber nein, es musste Ingenieurökonomie, wie bei Tante Gudrun sein.

Doch was wollte ich studieren?

Mit viel Glück bei den Prüfungen hatte ich die Aussicht, mein Abi mit einer Zwei zu bestehen, was guter Durchschnitt war. Das konnten sicher viele andere Abiturienten auch vorweisen. Deshalb kam für mich keine ausgefallene Fachrichtung, wie Medizin oder Journalistik, in Frage.

Da kam ein Zufall zur Hilfe.

In dem Haus in Berlin-Marzahn, wo ich eine Einraumwohnung besaß, wohnte ein mir sympathischer Mann, von etwa fünfunddreißig Jahren, mit seiner Frau und zwei noch nicht schulpflichtigen Kindern, auf dem Gang in der achten Etage.

An einem Sonnabendvormittag putzten wir auf dem Parkplatz vor dem Haus zufällig gleichzeitig unsere Autos.

Er fuhr einen fast neuen „1200er LADA“ und ich einen zehn Jahre alten gebrauchten „Trabbi 601“, den ich ein Jahr vorher für viel Geld von einem Kollegen abkaufte.

Wie das bei Männern vorkommt redeten wir über belanglose Dinge bis er mich fragte, was ich beruflich mache.

Ohne Hintergedanken erzählte ich begeistert von meiner Arbeit als Maschinenschlosser.

Dann war er dran, sich zu offenbaren. Er sei Polizist und bei der Kripo.

„Oh hallo, das klingt ja interessant, als kleiner Junge wollte ich auch Polizist werden.“

Antwortete ich scherzhaft und fragte,
„Da muss man bestimmt etwas auf dem Kasten haben, wenn man mit Verbrechern fertig werden will?“

„So schlimm ist das nicht, wir sind Menschen, wie alle anderen auch. Sicher muss man studieren und sich so manche Nacht um die Ohren schlagen, aber eigentlich kann das jeder anständige Mensch.“

Um mich interessant zu machen erwiderte ich,
„In einem halben Jahr bin ich mit dem Abitur fertig und will dann auch studieren. Ich weiß aber noch nicht was und muss mich bald entscheiden. Im Maschinenbau will ich jedenfalls nicht bleiben.“

Damit war eigentlich alles gesagt und von da an grüßten wir uns im Treppenhaus noch freundlicher, als vorher.

Einige Tage später klingelte es abends an meiner Wohnung und der Nachbar stand mit einer Flasche Wein vor der Tür.

„Hallo, gibt es etwas zu feiern?“ fragte ich erstaunt.

Er lächelte und kam herein.

„Meine Frau und die Kinder sind nicht da und ich wollte einen ausgeben, haben Sie eine Stunde Zeit?“

Ich hatte genügend Zeit und war froh, den Abend nicht vor dem Fernseher zu hocken.

Zuerst unterhielten wir uns über Fußball und andere belanglose Sachen. Dann kam er mit der Sprache heraus.

„Haben Sie sich schon für ein Studium entschieden?“ wollte er wissen.

„Nein, so richtig noch nicht. Vielleicht werde ich Lehrer oder gehe in den Staatsdienst.“

Da horchte er auf und ließ die Katze aus dem Sack.

„Ich arbeite in der Personalabteilung der Kripo im Polizeipräsidium und bin immer auf der Suche nach jungen Leuten, die aus ihrem Leben noch etwas machen wollen.

Bei der Polizei gibt es ein breites Betätigungsfeld, wo intelligente junge Menschen gebraucht werden, die mit beiden Beinen auf dem Boden stehen. Jedes Jahr delegieren wir Mitarbeiter zum Studium an die verschiedensten Hochschulen und Universitäten. Am liebsten sind uns junge Menschen, die bereits einen Beruf gelernt haben und sich im Leben auskennen.

Ich bin der Meinung, dass Sie so ein Mann sind. Was sagen Sie dazu?“

Das haute mich fast um. Ich sollte zur Polizei gehen?

Auf einen solchen Gedanken wäre ich nie von allein gekommen.

Bis dahin kannte ich die Kripo nur aus dem Fernsehen.

Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder klar denken konnte.

Ewald mein Nachbar, saß in einem meiner zwei Sessel und lächelte mich an.

Ja, was sollte ich ihm nun sagen?

Zunächst fragte ich, wie man Kriminalist wird und welche Entwicklungsmöglichkeiten es da gibt?

Er überlegte nicht lange und schilderte, dass es möglich ist, an der „Humboldt Universität“ in Berlin vier Jahre Kriminalistik zu studieren. In dieser Zeit bekommt man sein Gehalt weiter und wird danach Offizier. Dann beginnt die richtige Arbeit, wobei der Absolvent alle Abteilungen der Kripo

durchläuft und danach in einem Revier oder im Präsidium eingesetzt wird.

Mit den Worten „bis zum Polizeipräsidenten kann man bei uns alles werden“ schloss er seinen kurzen Vortrag.

Mir kam das Ganze doch etwas unheimlich vor. Sollte ich darüber ernsthaft nachdenken?

Meinem Nachbarn wollte ich natürlich nicht vor den Kopf stoßen.

Was würden Heidrun und ihre Eltern dazu sagen?

Irgendwie lenkte ich anschließend unser Gespräch in eine andere Richtung. Wir fachsimpelten weiter über Autos, Fernseher, Kindererziehung und über das Heiraten, als ich erzählte, dass ich schon zwei Jahre verlobt und vier Jahre mit Heidrun zusammen bin.

Die Flasche Wein war schnell ausgetrunken und ich zauberte aus einer Schrankecke noch eine Flasche Weinbrand, die wir auch noch halb leerten.

Jedenfalls waren wir zum Schluss per „Du“ und hatten ganz schön einen in der Krone. Ich half jedenfalls Ewald noch sein Schlüsselloch zu finden.

Am nächsten Morgen klingelte halb sechs Uhr mein Wecker.

Ich wusste noch, dass mein Nachbar Ewald hieß und er mich für die Kripo werben wollte.

Also konnte ich nicht total betrunken gewesen sein.

Mein Kopf schmerzte aber trotzdem nicht wenig.

Der Februar 1984 war vorüber und die Bewerbung für einen Studienplatz hatte ich immer noch nicht abgeschickt, beziehungsweise mich für eine Fachrichtung entschieden.

Da fragte meine zukünftige Schwiegermutter,

„Was willst du denn nun studieren, Andreas?“
Um sie etwas zu schockieren sagte ich im Brustton vollster Überzeugung,
„Ich werde Kriminalist!“
„Na das klingt ja interessant, einen Kriminalisten hatten wir auch noch nicht in der Familie.“
Schon rannte sie ins Wohnzimmer zum Schwiegervater und rief,
„Hans hast du das gehört?, Andreas will Kriminalist werden, dann sehen wir ihn vielleicht einmal in einem Kriminalfilm?“
Mein Schwiegervater legte seine Zeitung aus der Hand und reagierte sofort.
„Aber Mutter, im Fernsehen siehst du doch nur Schauspieler, das ist doch nur Film.“
Zu mir gewandt fragte er, „Willst du wirklich Kriminalist werden?“
Trotzig sagte ich, „warum nicht? Das Studium ist in Berlin und ich bekomme während der Zeit ein richtiges Gehalt und nicht nur ein dürftiges Stipendium.“
„Von der Seite gesehen ist das gar nicht schlecht. Junge, du denkst praktisch. Da könnt ihr ja noch vor dem Studium heiraten und von der Polizei bekommt ihr bestimmt eher eine größere Wohnung, als von jedem anderen Betrieb. Ich habe nichts dagegen.“
Heidrun saß auf dem Sofa, hielt ihr Strickzeug in der Hand und grinste. Sie sagte nur,
„Andreas spinnt doch.“
Eine Stunde vorher hatten wir uns wieder einmal über irgendeine Kleinigkeit gestritten und um sie zu ärgern legte ich noch eins drauf und sprach,
„Ich spinne nicht. Mein Nachbar ist im Präsidium in der Kaderabteilung und hat mich angeworben. Ich

erzähle keinen Quatsch, oder hast du etwas dagegen?“

„Mach doch, was du willst, es ist doch dein Kopf, den du hinhalten musst.“

Tatsächlich sollte es eigentlich nur ein Scherz gewesen sein, aber jetzt, wo sie so reagierten, betrachtete ich es selbst als meine Entscheidung. Die Aussicht, während des Studiums ein richtiges Gehalt zu bekommen, fand auch ich ganz reizvoll.

So kam es, dass ich bei nächster Gelegenheit Ewald ansprach.

Er war sehr erfreut und bat mich, in den nächsten Tagen im Präsidium vorbei zu kommen, wo alles weitere besprochen werden sollte. Dafür wollte er mir noch einen genauen Termin nennen, weil sein Chef auch dabei sein müsste.

Jetzt wurde es richtig ernst für mich.

Der Chef der Kaderabteilung empfing mich eine Woche später im Polizeipräsidium Keibelstraße am Alexanderplatz.

Das war schon damals ein alter Kasten, in dem bereits während der Kaiserzeit die Polizei untergebracht war. So alt schien auch der Paternoster, der mich in die vierte Etage brachte.

Ich meldete mich zunächst bei Ewald, der in einem bescheiden eingerichteten Büro saß. Auch sein Mobiliar war bestimmt genau so alt, wie das ganze Haus.

Ewald sprang von seinem gepolsterten Bürosessel auf und kam mir entgegen.

„Schön, dass du da bist, der >Alte< erwartet uns. Aber wundere dich nicht, er wird dir erst einmal eine Geschichtsstunde über die Gründung der Volkspolizei in Berlin und die Situation der Polizei vor dem >Mauerbau< geben. Er hat sogar bei den

Nazis im KZ gesessen und war nach 1945 als junger Mann von der ersten Stunde an mit dabei.“

So lief es auch ab. Der alte Herr von mindestens fünfundsechzig Jahren stellte sich als Oberstleutnant Krüger vor und trug, genau wie Ewald, Zivilkleidung.

Nach dem er mit seinem Vortrag endete, fragte er mir einige Löcher in den Bauch. Zu meinem Elternhaus, Schule, Berufsausbildung und Wehrdienst. Dann kam er auf das Studium zu sprechen und wie wichtig es sei, qualifizierte Nachwuchskader zu entwickeln, die in wenigen Jahren die >alte Garde< abzulösen haben.

Dabei gestand er, selbst nie eine zivile Hochschule besucht zu haben sondern immer nur Lehrgänge der Polizei oder des Ministeriums des Innern. Für längere Schulbesuche wäre nie Zeit gewesen. Es musste ja jemand die Arbeit an der Basis machen. Begründete er seine fehlende akademische Ausbildung.

Später sollte ich noch einige der >alten Herren der ersten Stunde< kennen lernen. Sie machten tatsächlich aus einem alten und von Nazis durchsetzten bürgerlichen Polizeiapparat nach dem Krieg 1945 eine Polizei, die im Interesse der Bürger das Land von Kriminalität und Korruption säuberte.

Darüber sollte ich später, auch während des Studiums, noch viel mehr hören.

Am Ende meines Vorstellungsgespräches drückte er mir eine Liste in die Hand, auf der alles aufgeführt war, was ich an Dokumenten und Unterlagen für meine Bewerbung brauchte. Dazu gehörte auch ein vierseitiger Fragebogen.

Ewald versprach mir, bei einer guten Flasche, das Ausfüllen abzunehmen.

Danach rauchte mir ganz schön der Kopf und ich fragte mich, ob ich die richtige Entscheidung traf. Vor allem dieses ganze politische Drumherum und die Anrede mit >Genosse<, war mir bis dahin ganz schön fremd.

Heidrun durfte ich damit nicht belästigen. Ihr ging es nur darum, dass ich ein Studium aufnahm und später genügend Geld verdiene.

Außer Ewald kannte ich auch niemanden, bei dem ich mir hätte Rat oder Unterstützung holen können.

Also lud ich ihn wieder zu mir ein und wir erstellten in kürzester Zeit alles, was zu meiner Bewerbung gehörte.

Nach drei Wochen klingelte er an meiner Wohnungstür und stand mit einem Blumenstrauß und einer Flasche Weinbrand davor.

„Ich habe aber keinen Geburtstag und geheiratet habe ich auch noch nicht. Wozu willst du mir gratulieren?“ Fragte ich verwundert.

Ohne etwas zu sagen, drückte er mir die Blumen und die Flasche in die Hand und schob mich in meine Wohnung.

„Ich gratuliere dir zur bevorstehenden Einstellung in die Reihen Volkspolizei der Deutschen Demokratischen Republik. Das ging schnell, oder?“

Hörte ich ihn mit einem begeisterten Lachen sagen.

„Das kannst du laut sagen, und wie geht es jetzt weiter?“

Fragte ich doch etwas erschrocken.

Mir ging sofort durch den Kopf, dass ich nun meine bisherige Arbeit aufgeben musste und mein Berufsleben jetzt völlig anders aussehen wird.

Ewald hatte mit meiner Überraschung gerechnet und machte es sich auf meinem Sofa bequem.

„Hol doch endlich die Gläser, damit wir anstoßen können. Danach erzähle ich dir, wie es mit dir weiter geht.“

Also holte ich die Gläser aus meiner Schrankwand und er goss sie voll.

„Auf deine Zukunft“

sprach er und prostete mir, immer noch mit einem ehrlichen Lächeln im Gesicht, zu.

„Also pass auf, Du kündigst zum 30. Juni deinen Arbeitsvertrag im Betrieb und unterschreibst bei mir am 1. Juli einen Dienstvertrag. Noch in der gleichen Woche beginnt im Präsidium ein Einstellungslehrgang, wo du alles über die Volkspolizei erfährst. Vorher bekommst du eine Uniform verpasst. Bei dem Lehrgang herrscht Uniformzwang.

Ab dem 1. August machst du mit deiner Verlobten vier Wochen Urlaub und am 1. September beginnt dein Studium der Kriminalistik an der >Humboldt Universität<. Alle Unterlagen und Informationen bekommst du dazu offiziell in den nächsten Tagen mit der Post.

Als ich das hörte war ich geschockt und brauchte noch einen Schnaps und dann noch einen und noch einen, bis wir die Flasche leer hatten.

Zwischendurch fragte ich ihn, „was verdiene ich denn dann?“

Ewald setzte ein wichtigtuerisches Gesicht auf und erklärte,

„Vater Staat wird dich gut ernähren, du bekommst bis zum Ende deines Studiums das Gehalt, was du im Durchschnitt bisher auch hattest. Du bist nämlich >Arbeiterkader< und die werden im

Arbeiter und Bauernstaat besonders gefördert, musst du wissen.“

Vor mir drehte sich alles. Am nächsten Tag wusste ich nicht mehr, wie ich in meinem Bett gelandet war.

Der Wecker klingelte wie jeden Tag und ich hatte auch meinen Schlafanzug an. Das beruhigte mich etwas.

Es war Anfang Mai und ich überlegte, ob ich es meinem Meister gleich sagen sollte.

Der musste es als Erster erfahren, weil er die Montageabläufe planen und die Kollegen einzusetzen hatte.

Nach dem Frühstück ging ich zu ihm in die Meisterbude.

„Erich hör mal, ich muss dir etwas Wichtiges sagen. Ich kündige zum dreißigsten Juni.“

Das saß. Erich nahm seine Schiebermütze vom Kopf und kratzte sich an seiner runzligen Stirn, ehe er fragte,

„was ist los mit dir?“

„Du weißt doch, dass ich in wenigen Tagen meine Abiturprüfung an der Volkshochschule habe und ab September studieren will. Zur Vorbereitung darauf brauche ich etwas Zeit, deshalb kündige ich jetzt schon.“

Da wollte er wissen, was ich studieren werde.

Da sagte ich ihm die Wahrheit.

Die Tatsache, dass ich während des Studiums Gehaltsempfänger sein werde, war bei Heidrun und ihren Eltern mein Hauptargument, denen ich am darauf folgenden Wochenende reinen Wein einschenkte.

Heidrun rannte in ihr Zimmer und kam mit dem Zulassungsbescheid der „Hochschule für Ökonomie“ zurück.

„Somit werden wir beide im September Studenten sein“, stellte sie nüchtern fest.

Die Eltern schauten sich stolz an und meine Schwiegermutter verkündete, jetzt gibt es zwei Studenten in der Familie. Dann ließ sie die Katze aus dem Sack und verkündete weiter,

„Ihr werdet noch dieses Jahr Heiraten.“

„Moment, da habe ich ja auch noch ein Wörtchen mit zu reden“, warf ich ein.

So sehr, wie ich meinen Schwiegervater mochte, gefiel es mir überhaupt nicht, dass er mir dann in den Rücken fiel und sprach,

„Kinder, ihr kennt euch jetzt vier Jahre und seid zwei Jahre verlobt. Wird es da nicht langsam Zeit, euch zu entscheiden?

Wenn ihr nicht heiraten wollt, dann wäre es besser, ihr trennt euch. Das ist meine Meinung.“
Endete er.

Das war ein langer Satz, wo er doch sonst nicht viel redete und vor seiner Frau meistens kuschte.

„Ich sehe das auch so und du, Heidrun?“ sprach die Mutter.

Heidrun sah mich fragend an und wurde dunkelrot in ihrem kleinen hübschen Gesicht.

„Wenn Andreas verspricht, mich immer auf Händen zu tragen, dann will ich das auch“, stimmte sie ihren Eltern zu.

Jetzt hatte ich den schwarzen Peter in der Tasche, der wie Feuer brannte.

Was sollte ich sagen? Von ihr und den Eltern mich trennen? Das konnte ich wirklich nicht. Da waren wir schon viel zu sehr zusammengewachsen. Ich hätte in diesem Moment auch nicht die seelische Kraft gehabt, „Nein“ zu sagen.

So sagte ich, „Ja, ich will“ und alle waren zufrieden.

„Mutter, hol den Sekt aus dem Kühlschrank. Das ist doch ein Grund zum Anstoßen“, rief der Schwiegervater erfreut aus.

Später fragte ich meine Schwiegermutter, warum sie gerade in dem Moment unsere Hochzeit wollte. Da sagte sie,

„Damit du dir beim Studium keine andere suchst, wo ich mir doch keinen anderen Schwiegersohn vorstellen kann.“

Einerseits war das für mich schmeichelhaft, andererseits war es Ausdruck dafür, dass sie nur an sich dachte, damit ihr Wille geschieht.

So war es immer, die Mutter bestimmte, wo es lang gehen soll. Genau wie die Tochter.

Heidrun wollte immer ihren Willen durchsetzen, weshalb wir uns so oft in den Haaren lagen.

Jedenfalls wurde die Hochzeit für den fünfzehnten Oktober geplant. Ich hielt mich bei allem heraus und überließ die Organisation allein den beiden Frauen.

Noch Jahre später fragte ich mich, warum ich das alles so über mich ergehen ließ.

Meine Erklärung dafür ist noch heute, meine Mutter war zu dem Zeitpunkt bereits zwei Jahre tot, zu meinem Vater hatte ich kaum Kontakt, die Schwiegereltern gaben mir ein schönes Zuhause und vor allem, wir waren jung und glaubten uns noch zusammen raufen zu können.

Ein wenig geliebt habe ich sie auch, wenn ich ehrlich bin.

Viel wichtiger, als die bevorstehende Eheschließung, war damals für mich, das im September beginnende Studium an der Humboldt Uni.

Ehe es soweit war, bereitete mich Ewald darauf vor, dass ich am ersten Tag meines Daseins als Volkspolizist, am ersten Juli 1984, eine Uniform verpasst bekomme.

Gemeinsam mit noch drei anderen zukünftigen Studenten oder richtiger gesagt, mit zwei zukünftigen Studenten und einer Studentin, musste ich zur Kleiderkammer.

Ein schon in die Jahre gekommener Wachtmeister suchte, entsprechend unseren Größen, die Uniformstücke zusammen, die er auf eine Zeltplane warf. Zum Schluss bekam jeder von uns ein Paar auf Hochglanz polierte Stiefel. Das Ganze wurde zu einem großen Paket zusammengeschnürt.

Ich brachte es gleich in meinen Trabi, bevor ich wieder in Ewalds Zimmer erschien.

Er war für die Zeit bis zum Beginn des Studiums unser Betreuer. Die anderen neu eingestellten Polizisten waren ja bereits Revieren der verschiedenen Stadtbezirke zugeteilt, wo sie nach dem Lehrgang arbeiten sollten. Wir angehenden Studenten bekamen eben eine Extrawurst. Sahen jedoch in den vier Wochen in unserer grünen Uniform auch nicht besser aus, als die anderen.

Jeden Tag mussten wir uns Vorträge über die Geschichte, Strukturen, Ausrüstung oder Aufgaben der Volkspolizei anhören, die mehr oder weniger interessant waren. Am spannendsten fand ich einen Vortrag über die Trennung der Polizei in Ost und West 1948 und die Rolle, die damals die Besatzungsmächte spielten.

In den letzten zwei Stunden sahen wir einen Spielfilm der davon handelte und wie man sich gegenseitig die Akten und Karteikästen klaute.

Nur die Ganoven und Verbrecher waren weiter in allen Sektoren aktiv. Den Kriminellen war es egal, ob die VOPO (Volkspolizei) oder die STUPO (Westberliner Stumm-Polizei), genannt nach dem ersten Polizeipräsidenten Westberlins, hinter ihnen her rannten.

Es wurde trotzdem weiter geraubt und gemordet. Allerdings zeigte sich anfangs der fünfziger Jahre, dass die Verbrecher im Westen aktiver waren, weil es dort einfach mehr zu holen gab.

Das hörte sich schon ganz interessant an, wie sich alles in Berlin nach dem Krieg entwickelte.

Wenn ich im Geschichtsunterricht besser aufgepasst hätte, wäre manches für mich sicherlich nicht so neu gewesen. Das galt es jetzt nachzuholen.

Trotzdem war ich froh, als diese Vortragswochen schließlich zu Ende gingen.

Zwei Wochen unseres vorgezogenen Hochzeitsurlaubes verbrachte ich mit Heidrun in Budapest und am Plattensee in Ungarn. Zwei Wochen Sonnenschein und erholsame Tage. Wir tummelten uns fast den ganzen Tag, wie zwei ausgelassene Kinder im Wasser. Braun gebrannt und im Kopf voller Illusionen, was das Studium betraf, kehrten wir mit meinem Trabi wieder nach Berlin zurück.

Studentenzeit

Als frischgebackener Volkspolizist und eingeschriebener Student der Kriminalistik, betrat

ich am ersten September die heiligen Hallen der „Humboldt Universität“ in Berlin.

Ich merkte an den Frisuren und der Kleidung sofort, dass das Studentenvolk so bunt zusammengesetzt war, wie ich es nur vom Fasching kannte.

Angehende Ärzte und Rechtsanwälte mit Schlips, weißem Hemd und dunklen Anzügen, bis hin zu Kunststudenten mit Flickenjeans und bunten T-Shirts.

Meine drei Mitstudenten und ich, wir konnten als guter Durchschnitt in der Masse untertauchen, die genau wie wir zur Eröffnungsvorlesung in die „Alma Mater“ strömte.

Die Quintessenz der nachfolgenden zwei Stunden war,

„Hoch lebe der Sozialismus, studiert fleißig, denn der Staat braucht Euch!“

Von einem schwarzen Brett konnten wir ablesen, in welchem Hörsaal der Sektion Kriminalistik wir anschließend erwartet wurden.

Der war dann nur halb so voll besetzt, wie die „Alma Mater“ drei Stunden zuvor.

Durch die mir zuvor zugesandten Unterlagen wusste ich, dass der neue Jahrgang in drei Seminargruppen unterteilt war. Spannend wurde dann noch, wer die zuständigen Dozenten, Assistenten und Professoren für uns sind. In den Seminarräumen lagen für jeden Studenten Seminarpläne und Hinweise für die empfohlene Literatur bereit. Von meinen fünfundzwanzig Kommilitonen wohnten fünf in Berlin und alle anderen im Internat, in Berlin-Biesdorf.

Als ich später erfuhr, was für Feten dort abgingen, beneidete ich die Bewohner des Internats. Schließlich war ich auch erst Anfang zwanzig, mit

ausgeprägtem Hang zur Geselligkeit. Deshalb ließ ich es mir nicht nehmen, so manche Gelegenheit zu nutzen.

Daran sollte ich damals eigentlich nicht denken, meine Hochzeit stand ja kurz bevor.

Das verschwieg ich an der Uni, ich wollte nicht, dass meine Mitstudenten am Polterabend auftauchen und Unheil stiften.

Meine ehemaligen Kollegen aus dem Betrieb lud ich jedoch ein. Auch Ewald kam mit seiner Frau.

Wir feierten einen Tag vor der Hochzeit. Es war ein Freitag.

Dazu mietete der Schwiegervater ein Gartenlokal in einer Kleingartenkolonie in Pankow-Heinersdorf.

Ich war in schlechter Stimmung und trank, im Gegensatz zu Ewald, nur wenig.

Ihn musste seine Frau, die im sechsten Monat mit ihrem dritten Kind schwanger war, ziemlich zeitig, aber immer noch auf seinen eigenen zwei Beinen, Nachhause bringen.

Ansonsten lief alles ziemlich gesittet ab und keiner benahm sich daneben.

Am nächsten Morgen, die Trauung war für elf Uhr im Standesamt Lichtenberg angesetzt, suchte der Schwiegervater seine dritten Zähne. Erst glaubte er, dass sie ihm in die Toilette gefallen sind, dann fand er sie unter dem Waschbecken.

Sein letztes Glas muss schlecht gewesen sein.

Ich hatte ja keine große Verwandtschaft mehr. Meinen Vater lud ich nicht ein. Dafür kamen von Heidrun reichlich Tanten, Onkel, Cousins und Freundinnen, die ich alle kaum kannte. Das war mir aber egal, denn die Feier bezahlten die Schwiegereltern, die im „Marzahner Krug“ in Alt-Marzahn stattfand.

Als die Standesbeamtin ihre Ansprache hielt fragte ich mich,
„wie lange wird wohl diese Ehe halten?“
Obwohl wir nun verheiratet waren, es änderte sich nichts für uns.
Heidrun wollte nämlich während des Studiums weiter bei ihren Eltern wohnen, da meine Wohnung ihr zu klein war.
Das hatte für mich mehrere Vorteile.
Sie konnte mir in der Woche nicht auf die Nerven gehen und ich konnte weiter tun und lassen, was ich wollte.
Auch nahm ich manchmal mit Ewald einen zur Brust, ohne gemäßregelt zu werden.
Das war zwar alles unserer jungen Ehe nicht förderlich, aber doch ganz gut so. Dachte ich zumindest damals.
Unter meinen Kommilitonen, vor allem den weiblichen, galt ich noch lange als Junggeselle.
Das Studium machte mir keine Probleme. Ich lernte genau so fleißig, wie vor dem Abitur, das ich ja mit einer Zwei abgelegt hatte..
Am Ende des ersten Studienjahres schloss sich im Juli ein vier Wochen dauerndes Praktikum auf dem Polizeirevier in Berlin-Mitte an.
Dazu musste ich jeden Tag die Uniform als Polizeianwärter tragen. Ewald zeigte mir, was ich alles anziehen sollte.
Die ersten Tage auf dem Revier wurde ich als Pennäler oder Bettelstudent bezeichnet, was sich bald legen sollte.
Am unangenehmsten war mir der Streifendienst. Lieber hörte ich bei Vernehmungen der Kripo zu oder stand am Tresen und nahm Anzeigen auf.
Große Verbrechen, wie Morde oder Banküberfälle, gab es in der Zeit nicht.

An eine Sache kann ich mich noch genau erinnern.

Die Kollegen der Kripo kamen einer Autoschieberbande auf die Schliche, die Autos von Parkplätzen und aus Garagen klaute, diese umlackierte und auf dem Schwarzmarkt in Schönefeld für viel Geld verkaufte.

Unangenehm war, dass ein Beamter der Kfz-Zulassungsstelle des Präsidiums zur Bande gehörte. Allerdings weiß ich heute nicht mehr, was für Strafen sie erhielten.

Auf jeden Fall lagen die Urteile zu DDR-Zeiten um einiges höher als jetzt.

Damals befanden sich zwei Drittel der Kriminellen im Knast und wir mussten uns mit dem Rest beschäftigen. Heute ist es umgekehrt und die Straftaten zehnmals mehr.

Was heute Bagatelldelikte sind, waren damals Verbrechen.

Man stelle sich vor, bei Diebstahl oder der Veruntreuung, im Wertumfang von über zehntausend Mark, wurde die Tat als Verbrechen angeklagt.

Heute gibt es bei Ersttätern dafür nur Bewährung.

Unsere vier Wochen Urlaub verbrachten wir im Garten der Schwiegereltern und zwei Wochen wieder in Ungarn, die schnell vorüber gingen.

Im zweiten und den folgenden Jahren nahm mich das Studium immer mehr in Anspruch und es wurde von Monat zu Monat interessanter. Es kamen solche Fächer, wie Kriminalgeschichte, Pathologie oder Forensik dazu.

Wir mussten sogar beim Sezieren von Leichen in der Gerichtsmedizin zuschauen und darüber einen Beleg anfertigen.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Mitstudenten machte mir der Unterricht in der Rechtsmedizin außerordentlichen Spaß. Nicht, dass ich mich bei den Toten wohl fühlte, sondern das, was die Rechtsmediziner herausfanden, begeisterte mich. Am liebsten wäre ich damals im Studium umgestiegen. Aber der Gedanke, das halbe Leben unter Toten zubringen zu müssen, hielt mich dann doch davon ab.

Wie am Ende des ersten Studienjahres, durfte oder besser gesagt wurde ich von Ewald dazu verdonnert, mein jährliches Praktikum wieder, auf dem Revier-Mitte zu absolvieren. Inzwischen begrüßten mich die Kollegen schon wie einen alten Bekannten.

Der Revierleiter, ein relativ junger Hauptmann der Schutzpolizei, wusste, dass ich mich gern vor dem Streifendienst drückte. Deshalb gestattete er mir, in Zivil bei den drei Kollegen der Revier-Kriminalstelle zu arbeiten.

In der ersten Woche las ich fast ausschließlich in den verschiedensten Akten und informierte mich, was auf diesem Gebiet in den voran gegangenen Wochen im Stadtbezirk passiert war.

Dann durfte ich einen der Kollegen zur Sitzung der

„Kommission zur Wiedereingliederung aus der Straftat entlassener Bürger“ begleiten.

Hier erfuhr ich das erste Mal, wie eine Wiedereingliederung ablief.

Es gab dazu ein Gesetz, in dem die Rechte der Haftentlassenen und die Pflichten der Staatsorgane festgeschrieben waren. Das ging von der Wohnungs- und Arbeitsbeschaffung bis hin zur Betreuung durch Arbeitskollegen, die als gesellschaftliche Betreuer eingesetzt waren.

In einigen besonderen Fällen mussten sich die Haftentlassenen regelmäßig auf dem Revier melden, damit sie sich nicht der Arbeit entzogen und irgendwo untertauchen.

Auch unter sozialistischen Bedingungen war es eine Illusion zu glauben, dass sich alle Straftäter zu einem ordentlichen Leben bekehren ließen.

Es gab nicht nur ein Recht auf Arbeit sondern eine gesetzliche Pflicht zur Arbeit.

Wer sich aus Faulheit der Arbeit bewusst entzog, konnte genau so eingesperrt werden, wie Personen, die ihren Unterhaltungspflichten nicht nachkamen.

Der direkte Zusammenhang zwischen den sozialen Verhältnissen und der Kriminalität wurde mir immer bewusster. Das Recht und die Pflicht zur Arbeit waren die Voraussetzung dafür, dass die Kriminalität unter den Verhältnissen in der DDR um ein Vielfaches geringer war, als in vergleichbaren Städten der westlichen Welt.

Diese Erkenntnis war mir nicht neu, aber jetzt erlebte ich es persönlich und unmittelbar.

Heute weiß ich, dass auch damals die Staatsorgane, vor allem die Staatssicherheit und die Polizei, mitunter maßlos überzogen und die persönliche Freiheit einzelner Bürger ungerechtfertigt einschränkten.

Nicht wenige Beschwerden und Eingaben zeugten davon, dass die Volkspolizei nicht immer nur Freund und Helfer war. Mir wurde während des zweiten Praktikums die „Ehre“ zu teil, solche Beschwerden zu bearbeiten. Dazu suchte ich die Beschwerdeführer entweder in ihren Wohnungen auf oder bestellte sie auf das Revier und führte die Gespräche dort.

Als es an der Zeit war, mich für ein Diplom-Thema zu entscheiden, legte ich mich auf das Thema

„Die Verantwortung der örtlichen Staats- und Sicherheitsorgane der DDR bei der Wiedereingliederung aus der Straftat entlassener Bürger“

fest.

Die Bearbeitung dieses Themas führte mich sogar in die Untersuchungshaftanstalt des Polizeipräsidiums sowie in die Strafvollzugsanstalt Brandenburg.

Das war sehr bedrückend, aber auch interessant. Die Gespräche mit Häftlingen die entlassen werden sollten, taten ein Übriges.

Meine Arbeit wurde von meinem Mentor, dem Stadtbezirksrat für Inneres beim Rat des Stadtbezirkes Berlin-Mitte, mit

„sehr gut“ bewertet.

Trotzdem stand zum Ende des Studiums auf meinem Diplom nur das Prädikat „gut“, womit ich auch zufrieden sein konnte.

Jetzt durfte ich mich „Diplom Kriminalist“ nennen.

Heidrun legte fast zur gleichen Zeit ihre Prüfungen ab und kam eine Woche später mit ihrem Zeugnis, als „Diplom-Ökonom“, nach Hause.

Vier Jahre Studentenleben, die uns unterschiedlich prägten, waren vorüber. Allerdings nicht so, wie wir es erhofften.

Es verband uns kaum noch ein richtiges Miteinander.

Ihr Wille war es, keine richtige Ehe zu führen sondern es lieber so bequem wie möglich zu haben.

Als ich sie bat, endlich in meine Wohnung zu ziehen, antwortete sie,

„Lassen wir doch erst einmal alles so, wie es ist und organisiere uns eine größere Wohnung. Ansonsten ist mir alles zu klein, um zusammen zu leben.“

Das war wie ein Schlag auf den Hinterkopf.

Liebte meine Frau mich eigentlich noch?

Fragte ich mich in diesem Moment.

Während den vorangegangenen vier Jahren lernte ich an der Uni oder bei den Diskothekabenden im Internat nicht wenige junge Frauen kennen. Doch ich ließ mich nie auf eine ernstere Affäre ein. Ich wollte nicht untreu werden. Das war nun der Dank.

Als ich Ewald davon erzählte antwortete er nur,

„Das wäre für mich ein Scheidungsgrund. Mit so einer Frau könnte ich nicht verheiratet sein.“

Recht hatte er. Ich wollte auch nicht mehr und suchte in der gleichen Woche das Kreisgericht Berlin-Lichtenberg auf und reichte die Scheidung ein.

Traurig machte mich nur der Gedanke, dass dadurch meine gute Beziehung zu den Schwiegereltern auf dem Spiel stand. Als ich meinen Schwiegervater über die Scheidungsklage informierte antwortete er bezeichnend,

„Ich möchte auch nicht mit meiner Tochter verheiratet sein.“

Vier Wochen später fand die Scheidungsverhandlung statt. Eine halbe Stunde dauerte es nur, bis wir geschieden waren, weil Heidrun ebenfalls sofort zustimmte.

Damit waren die Weichen neu gestellt.

Meiner Karriere als frisch gebackener „Diplom-Kriminalist“ und Offizier der Deutschen Volkspolizei schien nichts mehr im Wege zu stehen.

Vom Polizeipräsidenten erhielt ich die Ernennungsurkunde zum

>Kriminal-Leutnant<

persönlich ausgehändigt.

Als Erster gratulierte mir mein Freund Ewald. Ihm hatte ich inzwischen viel zu verdanken. Das sollte in den folgenden Jahren auch so bleiben.

Es wunderte mich nicht, dass ich der Revier-Kriminalstelle-Mitte zugeteilt wurde.

Damals konnte ich nicht ahnen, dass es meine erste und letzte Stelle als Volkspolizist sein würde.

Der erste Fall

Ich hatte nicht die Illusion, jetzt gefährliche Verbrecher jagen und fest nehmen zu können. Dennoch war jeder Tag ziemlich stressig.

Wir schrieben inzwischen den ersten September 1988.

Hätte mir damals jemand prophezeit, dass zwei Jahre später die DDR vor ihrem Ende stand, würde ich ihn für verrückt erklärt haben. Doch dazu später mehr.

Meine neuen Kollegen im Revier Mitte waren ja gar nicht so neu für mich. Wir kannten uns von meinen bisherigen Praktika und ihr anfängliches Misstrauen gegen den „studierten Kriminalisten“ hielt sich in Grenzen.

Die drei Mitarbeiter der Kriminalstelle waren froh, endlich eine feste Verstärkung bekommen zu haben. Im Gegensatz zu den Schutzpolizisten brauchten wir keine Uniform tragen und Schichtbetrieb schieben. Doch wenn etwas Wichtiges anfiel, sah keiner auf die Uhr.

Um einen zünftigen Einstand, als frischgebackener Leutnant, kam ich natürlich nicht herum.

Die erste Woche war ausgiebiges Aktenstudium angesagt. Eigentlich ging alles nur um Kleinkram. Von Wohnungseinbrüchen und Fahrraddiebstahl, bis hin zu Nachbarschaftsstreitigkeiten.

Als ich damit fertig war, reichte mir Hauptmann Wolfgang Emmrich, der Chef unserer kleinen Truppe, eine Akte mit der Bemerkung, das ist ein heißes Eisen.

Zuerst schaute ich ihn skeptisch an, aber als ich einige Seiten las, wusste ich, warum es sich um ein heißes Eisen handelte.

Es ging um spektakuläre Kunstdiebstähle in kleineren Museen der ganzen Stadt. Dabei hatte auch die >Stasi< ihre Finger mit im Spiel, beziehungsweise koordinierte sie das Ganze.

Bis dahin wusste ich nicht viel über und von der Staatssicherheit.

In meiner Seminargruppe gab es zwei Studenten, die vom Ministerium für Staatssicherheit delegiert waren. Die hatten aber keine Sonderstellung. Wir zogen alle am gleichen Strang.

Für das Ermittlungsverfahren „Kunstdiebstahl“ wurde eine Sonderkommission gebildet. Mein Chef beauftragte mich, in dieser mitzuarbeiten.

Im Präsidium am Alexanderplatz wurden dafür extra zwei Räume zur Verfügung gestellt. Wir bekamen sogar einen Computer „Robotron 300“.

Das Problem war nur, keiner von uns konnte damit umgehen.

Ich war der Jüngste und wurde dazu verdonnert, einen vierzehntägigen Lehrgang zu besuchen damit wenigstens einer von uns in der Lage war, diesen Apparat zu bedienen.

Ich sah zwar die Notwendigkeit ein, tat mich aber verdammt schwer, die vielen „DOS-Befehle“ zu lernen und mit den Disketten umzugehen.

Die tägliche Arbeit an diesem „Ersatzgehirn“ sorgte letztendlich dafür, dass ich immer besser klar kam.

Wenige Tage nach Gründung der „SOKO Kunstdiebstahl“ kam der Mitarbeiter des MfS mit der Nachricht, dass zwei der gestohlenen Vasen aus dem „Köpenicker Schloss“ in Westberlin auf dem Schwarzmarkt aufgetaucht waren.

„Also saßen die Hehler im Westteil der Stadt und es musste einen oder mehrere Kuriere geben, die die das Diebesgut über die Grenze brachten. Das war jetzt jedenfalls bewiesen.“ schlussfolgerte er.

Doch wer ist das? Und wer waren die Diebe?

Das sollte uns noch eine Weile beschäftigen.

Inzwischen gab es im „Schloss Königs-Wusterhausen“, am Rande der Stadt, einen neuen Raub. Ein wertvolles Bild war verschwunden.

Die Diebe gingen ganz gezielt vor und nahmen immer nur die wertvollsten Stücke mit. Dabei waren weder Türen noch Schlösser oder Fenster beschädigt.

Die Alarmanlagen wurden von den Räufern fachmännisch außer Betrieb gesetzt.

Es konnte nur so sein, dass der oder die Täter sich einschließen lassen, da immer ein Fenster nach Entdeckung der Tat offen war. Das bestätigte

den Verdacht, dass es sich um die vermutete „Einschluss-Methode“ handelte.

Wir diskutierten lange, wie wir die Täter stellen könnten.

Ich schlug vor, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Es gab noch einige andere Museen in und am Rande der Stadt, die das Ziel der Bande werden könnten. Deshalb mussten wir dort ebenfalls Kollegen einschließen lassen, die auf der Lauer liegen. Das bot die Möglichkeit, den oder die Täter auf frischer Tat zu stellen.

Mein Vorschlag kam bei den anderen gut an. Aber wie viel Leute brauchten wir dazu?

Zunächst war zu ermitteln, welche und wie viele der Museen in Frage kamen?

Danach würde die Anzahl der Mitarbeiter zu bemessen sein, die wir einbeziehen müssten.

Noch an gleichen Tag kam uns ein Zufall zur Hilfe. Durch Mitarbeiter der Passkontrolle der Staatssicherheit und des Zolls wurde in der vorhergehenden Nacht ein Westberliner Bürger, ein Student, gestellt und festgenommen. Bei ihm fand man eines der gestohlenen Bilder im Kofferraum seines Autos.

Dann wurde er durch die Stasi vernommen, wobei er ein ausführliches Geständnis ablegte.

Sämtliche Diebstähle in den Museen gingen auf das Konto einer Bande von drei Brüdern, von denen zwei in Westberlin lebten und einer in Ostberlin und dem Studenten. Die zwei älteren Brüder waren Gerichtsbekannte Ganoven, die einige Jahre wegen ähnlichen Delikten in der DDR im Knast saßen und vor mehr als zehn Jahren, nach Verbüßung ihrer Strafen, in den Westen abgeschoben wurden.

Der Jüngste von den Dreien wohnte nach wie vor im Osten.

Er war auch kein unbeschriebenes Blatt.

Er kundschaftete anhand einer Liste die zu stehenden Gegenstände und die Bedingungen in den Museen aus und stahl diese in der Nacht. Dabei ging er so vor, wie wir es vermuteten.

Der Kurier wartete inzwischen in der Nähe mit seinem Auto. Wenn er sich an einem Strick abgeseilt hatte, übergab er das Diebesgut dem wartenden Kurier.

Der fuhr über die Grenze und übergab die Gegenstände den anderen Brüdern in Westberlin, die sie an ihre Auftraggeber verkauften. Das klang alles ziemlich simpel, war aber raffiniert ausgedacht.

Jetzt wäre es einfach gewesen, den jüngsten der Brüder ebenfalls zu verhaften und dem Treiben der Bande ein für allemal ein Ende zu setzen.

Der Chef der SOKO, Major Hölzel von der Staatssicherheit, hatte einen anderen Vorschlag.

Sie wollten versuchen, den als Kurier fungierenden Studenten anzuwerben und als IM (Inoffizieller Mitarbeiter) mit dem zuletzt geraubten Bild in den Westen zurück schicken.

Die Brüder würden dann keinen Verdacht schöpfen und zu weiteren Raubzügen bereit sein. Allerdings müsste der Student sie soweit bringen, dass sie beim nächsten Coup selbst über die Grenze in den Osten kommen, wo wir sie festnehmen wollten.

Der Plan war nicht schlecht.

Es galt nur zu überlegen, unter welcher Legende die zwei Brüder überzeugt werden, selbst in den Osten zu kommen und ob auf den Studenten Verlass sein wird?

In dieser Beziehung beruhigte Hölzel uns.

„Wenn der Rektor seiner Uni oder die Westberliner Polizei seine Unterschrift unter der Verpflichtungserklärung sieht, dann ist es aus mit seinem Studium“

Das war logisch und als Druckmittel sicherlich geeignet.

Da blieb noch, eine wohldurchdachte Legende zu erfinden.

Wir saßen lange in unserem spartanisch eingerichteten Büro im Präsidium und diskutierten uns die Köpfe heiß.

Da wagte ich folgenden Vorschlag zu machen,

„Der Student müsste den Brüdern erklären, dass die Polizei ihn verfolgt habe und er nur mit Mühe und Not über die Grenze kam. Deshalb sei es besser, wenn die Brüder ebenfalls in den Osten kommen und er an sie, wie bei einer Stafette, das Diebesgut übergibt. Ansonsten wäre er nicht mehr bereit, an den Aktionen teilzunehmen.“

Jetzt stand mein Vorschlag zur Diskussion.

Es gab einiges Für und Wider. Da aber keiner eine bessere Idee hatte, wollte Hölzel seinen Vorgesetzten diesen Plan vortragen.

Als wir uns am nächsten Tag wieder im Präsidium einfanden, waren die Weichen bereits gestellt.

Hölzel berichtete, dass der Student von der Stasi in der gleichen Nacht nach Westberlin entlassen wurde.

Wenn er Informationen zum nächsten Raub hatte, sollte er sie in einem „Toten Briefkasten“ in Westberlin hinterlegen.

So lange mussten wir uns gedulden.

Inzwischen stand der jüngste der Brüder in Ostberlin unter unserer Kontrolle, seine Post und auch sein Telefon.

Das brachte aber nichts. Die Informationen liefen weiter nur über den „Toten Briefkasten“, wie sich herausstellte.

Frank Loos, der älteste der Brüder, erhielt einige Wochen später von seinem Hehler eine neue Liste mit der Beschreibung und den Aufbewahrungsorten weiterer Kunstgegenstände. Darunter waren zwei Bilder, eine Skulptur sowie zwei historisch wertvolle Pistolen.

Es handelte sich um Ausstellungsstücke, die in Vitrinen der Museen in Oranienburg, Bernau und Nauen ausgestellt waren.

Der Student hielt tatsächlich Wort.

Er kam wieder in den Osten, traf sich hier mit Bernd Loos, dem jüngsten Bruder, im >Park Am Friedrichshain< und übergab ihm die neue Liste sowie tausend D-Mark als seinen Anteil am letzten Raub.

Bereits bei seiner Einreise wurde der Student von der Stasi kontaktiert und er übergab die wichtigsten Nachrichten sowie die Liste zur Vervielfältigung.

Er wollte sich vier Wochen später mit Bernd Loos erneut treffen, um alle weiteren Einzelheiten für den neuen Coup zu besprechen. Schließlich musste der alle betreffenden Museen auskundschaften.

Die Zeit wollten wir ihm lassen. Nun hieß es abwarten und Tee trinken.

Das bedeutete für mich nicht, dass ich es mir in meinem Bürosessel im Präsidium bequem machen konnte.

Ich nutzte die Zeit, um wieder bei meinen Kollegen im Revier aufzutauchen.

Als ich sein Büro betrat fragte Wolfgang Emmrich gleich,

„Was gibt es Neues bei der SOKO Kunstraub?“

Er wusste natürlich, dass ich zur Verschwiegenheit verpflichtet war. Deshalb antwortete ich scherzhaft,

„die Gangster hängen schon am Haken.“

Das sagte ich nicht ohne Stolz, hatte ich doch einiges dazu beigetragen.

Jetzt war es mir ein Bedürfnis, meine Kollegen bei der Vernehmung einiger Kleinkrimineller zu unterstützen. Darin besaß ich bis dahin nur wenig Übung. Es reizte mich, unter Aufbringung aller psychologischen Fähigkeiten, die Ganoven zu einem Geständnis zu bringen.

Ein Geständnis war immer noch die „Königin“ jedes Strafverfahrens.

Eine Zeit lang saß ich nur dabei, wenn einer der Kollegen einen Beschuldigten oder Zeugen in unserem speziellen Vernehmungsraum befragte.

Das erfolgte nicht so, wie man es immer in Fernsehen oder Kinofilmen sieht.

Der Vernehmer muss sich gründlich darauf vorbereiten und vorher für jeden Vernehmungskomplex die richtigen Fragen ausarbeiten. Jede Vernehmung wurde mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet. So konnte der Beschuldigte seine Aussagen in der Gerichtsverhandlung nicht abstreiten. Gleichzeitig konnte er auch nicht behaupten, dass die Vernehmung unkorrekt abgelaufen sei.

Meine erste selbständige Vernehmung verlief zwar noch etwas holprig, doch der Zeuge sagte das aus, was ich mir von ihm erhoffte.

Die nötige Selbstsicherheit und Routine als Vernehmer bekam ich verständlicherweise erst viel später.

Zwei Wochen danach holte ein Anruf mich zur „SOKO Kunstraub“ in das Präsidium zurück.

Wir beobachteten Bernd Loos, wie er die Museen auskundschaftete. Damit er uns nicht bemerkt, wechselten die Kollegen der SOKO sich ständig ab.

Erst suchte Loos nach dem Kunstgegenstand, dann nach einem geeigneten Versteck und einem Fenster, von dem er sich abseilen wollte. Das Ganze dauerte keine Stunde. Mit seinem alten „Trabant 601 Kombi“ fuhr er direkt zu den Museen und wieder zurück. Daraus konnten wir schließen, dass er von unseren Observierungen nichts merkte.

Im Auto saßen immer zwei Kollegen, von denen einer fuhr und der andere zur Beweissicherung Fotos schoss.

Das war ganz spannend und verlief fast wie im Film.

Ich freute mich schon auf den Moment, wo wir die ganze Bande hochgehen lassen.

Noch war es nicht soweit. Es konnte immer noch schief gehen. Vor allem, wenn die Brüder Loos im Westen Lunte riechen oder der Student sich ungeschickt verhält.

Mitte November bekam die Stasi von ihm eine Nachricht mit dem Datum, wo es losgehen sollte.

Hölzel informierte uns, dass es gelungen sei, einen weiteren IM in Westberlin an die Brüder heran zu führen. Dabei handelte es sich um einen Kunsthändler, der schon einmal als Hehler für sie tätig war.

Er gab den Brüdern Loos vor, auch an Kunstgegenständen aus dem Osten interessiert zu sein. Er erfuhr gleichfalls von dem Termin, der uns vom Studenten genannt wurde.

Also war auf ihn verlass und der Termin 29.11. war dadurch bestätigt.

Wir richteten es so ein, dass alle drei, die getrennt in je einem Auto, zwischen 18 und 19 Uhr an verschiedenen Grenzübergangsstellen nach Ostberlin einreisten, durch uns übernommen und unsichtbar „begleitet“ wurden.

Alles verlief nach Plan. Auch Bernd Loos, der Jüngste, stand unter Kontrolle.

Er fuhr auf die B2 über Weißensee und Malchow direkt nach Bernau.

Das Museum befand sich im Schloss des Ortsteils Börnicke.

Es regnete ziemlich stark, als wir in unserem >Wartburg-Tourist< über die Autobahnbrücke, kurz vor Schwanebeck, fuhren.

Mit den anderen drei Einsatzwagen waren wir per UKW-Funk verbunden.

Der Student musste unmittelbar hinter uns sein, als wir in Börnicke ankamen.

Zielgerichtet fuhr Bernd Loos in die Nähe des Schlosses. Es war kurz vor siebzehn Uhr.

Das Museum war bis achtzehn Uhr geöffnet.

Loos ging gemeinsam mit einer Jugendgruppe hinein und verhielt sich völlig unauffällig.

Unser Mann, ein erfahrener Kriminalist vom Kreisamt Bernau, hielt sich schon seit fünfzehn Uhr in seinem Versteck im Museum auf. Unseren Plan hatten wir dahingehend geändert, dass wir die Festnahme erst dann vornehmen, wenn sich der Räuber aus dem Museum abseilt und das gestohlene Bild dem Studenten übergibt.

Wir rechneten mit zwanzig Uhr.

In unserem Wartburg saßen wir wie auf Kohlen und sprachen nur das Nötigste über Funk mit den anderen Besatzungen.

Die zwei älteren Brüder fuhren in dieser Zeit ziellos durch die Stadt.

Pünktlich 18 Uhr schloss das Museum, nach dem die Jugendgruppe es verlassen hatte.

Jetzt konnte es losgehen. Die Dienstwaffen waren entsichert und die Handschellen griffbereit.

Es war abgesprochen, dass wir den Studenten genau so festnehmen, wie Bernd Loos, damit er als unser Informant nicht enttarnt wird.

Kurz vor zwanzig Uhr wurde eines der Museumsfenster geöffnet.

Die Aktion begann.

Wie unser Bernauer Kollege später berichtete, manipulierte Bernd Loos zunächst die Alarmanlage, was ihm nicht schwer zu fallen schien. Danach entnahm er seinem Campingbeutel das Seil und befestigte es am Mittelsteg des Fensters, von dem er beide Flügel öffnete.

Erst dann nahm er das Bild mit Rahmen von der Wand und schnitt es mit einem Teppichmesser heraus. Anschließend rollte er es zusammen. Da das Bild nicht in seinen Beutel passte, band er einen Strick darum, den er sich umhängte.

Jetzt wurde es ernst.

Er ließ sich an seinem Seil von der ersten Etage herab.

Der Student wartete etwas abseits in seinem „Golf“.

Peter Sänger, mein Kollege aus der SOKO, verließ mit mir den Wartburg und wir warteten hinter einem Gebüsch in der Nähe des Studenten. Loos kam unbeschadet auf dem Boden unter dem Fenster an, zog das doppelt gelegte Seil herunter und verstaute es in seinem Beutel.

Dann hielt er nach dem Studenten Ausschau, der inzwischen neben seinem >Golf< stand.

Ziemlich unaufgeregt ging der Dieb auf ihn zu, nahm das Bild vom Rücken und hielt es seinem vermeintlichen Partner hin.

In dem Moment kamen wir aus unserem Versteck und ich rief laut und deutlich, „Hände hoch, Deutsche Volkspolizei, Sie sind verhaftet.“

Ich stand dabei drei Meter, so wie es Vorschrift war, hinter Bernd Loos, die Pistole im Anschlag.

Mein Kollege postierte sich etwas seitlich und wartete, bis sich die beiden Tatbeteiligten völlig ruhig verhielten.

Erst dann ging er auf sie zu und legte ihnen die Handschellen an.

In dem Moment kam unser „Barkas-Einsatzwagen“ angefahren, in den wir die Verhafteten verfrachteten.

Die gaben keinen Ton mehr von sich und wurden, ohne Schwierigkeiten, in Begleitung von drei Schutzpolizisten, in der U-Haftanstalt im Präsidium am Alex eingeliefert.

Es war meine erste richtige Verhaftung und das in einem so spektakulären Fall.

Mit stolz geschwellter Brust saß ich im Wartburg, mit dem wir hinter dem Barkas bis zur Haftanstalt fuhren.

Nach der Einlieferung gingen wir in unser SOKO-Büro.

Als in Bernau die Festnahmen erfolgten, gab ich die Mitteilung zur erfolgreichen Festnahme, über Funk sofort den anderen Besatzungen durch.

Hölzel saß in dem Auto, deren Besatzung Frank Loos festnehmen sollte.

Wie er später berichtete, hatte Loos sich mit seinem Auto in einer Seitenstraße am Antonplatz in Berlin-Weißensee postiert und wartete auf den Studenten, der natürlich nicht kommen konnte.

Als Hölzel unsere Information erhielt, ging er mit seinem Partner unverzüglich zum Anführer der Bande und befahl ihm mit vorgehaltener Waffe, auszusteigen. Der war so erschrocken, dass er ganz mechanisch die Tür öffnete, die Hände hinter den Kopf legte und sich wortlos festnehmen ließ.

Die Festnahme und Einlieferung in die Haftanstalt des dritten Bruders verlief genau so reibungslos.

Gegen 22 Uhr versammelte sich die SOKO vollzählig in unserem Büro des Präsidiums.

Dann ging die Tür auf und der Polizeipräsident erschien in Begleitung des Leiters der Bezirksverwaltung des MfS und des Leiters der Berliner Zollverwaltung.

Nach den üblichen Lobeshymnen floss der eiligst herbei geschaffte Sekt aus mehreren Flaschen.

Den Rest der Nacht schlief ich im Sessel hinter meinem Schreibtisch. Damit war die Arbeit der acht Wochen bestehenden >SOKO Kunstraub<, erledigt und eine der spektakulärsten Verbrechen Serien in der Geschichte der Volkspolizei aufgeklärt.

Bewährungshelfer

Wie ich schon auf einigen Seiten vorher erwähnte, waren die Wiedereingliederungsmaßnahmen wichtig für eine erfolgreiche Bewährungszeit eines vom Gericht verurteilten Menschen. Klappte es mit

der Wohnung oder Arbeit nicht richtig, dauerte es meist nicht lange, bis die Haftentlassenen wieder straffällig wurden.

In den meisten Fällen fühlten sich die >Knackis< von den staatlichen Stellen oder der Kripo so unter Druck gesetzt, dass sie sich stur stellten, die Arbeit bewusst bummelten und sich nur in Kneipen herum drückten.

Es gab aber auch Fälle, wo alles planmäßig verlief, dennoch Umstände eintraten, die den Haftentlassenen in Schwierigkeiten brachten.

Eines Tages kam mein Chef und reichte mir einen Brief mit der Bemerkung,

„kümmere dich doch bitte um diese Geschichte.“

Er hatte „bitte“ gesagt, schon deshalb konnte ich nicht „nein“ sagen. Andererseits war es auch ein dienstlicher Auftrag.

Als ich das Schreiben durchlas, konnte ich nur mit dem Kopf schütteln.

Eine junge Frau von 35 Jahren, war wegen Scheckbetrugs zu sechs Monaten Freiheitsentzug verurteilt worden.

Ihre zwei und drei Jahre alten Mädchen kamen in ein Kinderheim und die sechzehn jährige Tochter zu ihrem leiblichen Vater.

Der Unterhalt für die Jüngsten ging auf ihr Konto und sie glaubte, dass durch einen Dauerauftrag die Miete abgedeckt sei. Doch da irrte sie sich.

Den Unterhalt holte sich das Jugendamt für das Kinderheim.

Dadurch war kein Geld mehr für die Miete auf dem Konto.

Zum Zeitpunkt ihrer Heimkehr, waren für vier Monate zweihundert Mark Mietschulden aufgelaufen.

Die Mahnschreiben der Wohnungsbaugenossenschaft hatte sie logischerweise erst erhalten, als sie wieder Zuhause war.

Da kam auch gleich die Kündigung der Wohnung hinterher.

Jetzt war sie vollkommen verzweifelt und schrieb deshalb an den Staatsanwalt, der das Schriftstück an unsere Dienststelle weiterleitete, da bei uns ihr Ermittlungsverfahren gelaufen war.

Jetzt sollte ich die Kastanien aus dem Feuer holen und das Problem mit der Wohnungsbaugenossenschaft in Ordnung bringen.

Das war nicht sehr schwer.

Ich vereinbarte mit dem Vorstand der Genossenschaft einen Termin und machte den drei älteren Herren klar, dass sie entsprechend dem >Gesetz zur Wiedereingliederung aus der Straftat entlassener Bürger<, eine gewisse Verantwortung haben und der Frau entgegen kommen müssen. Das taten sie dann auch und erklärten sich bereit, die ausstehende Miete zu stunden und eine Abzahlung zu akzeptieren.

Bevor ich diese gute Nachricht der Frau überbrachte, las ich mir ihre abgelegte Akte noch einmal durch und informierte mich über das, was die Frau >verbrochen< hatte.

Als ich den Sachverhalt las, gingen mir die Haare hoch.

Es handelte sich letztendlich um nicht mehr, als eintausend Mark, die sie mit Hilfe zweier ungedeckter Schecks erlangte.

Dafür musste sie für vier Monate ins Gefängnis und die Kinder ins Heim.

Das stand in keinem Verhältnis.

Das ganze Dilemma fing damit an, dass kurz vor Weihnachten der Unterhalt des geschiedenen Ehemannes ausblieb und sie Angst bekam, ihren Kindern kein Weihnachtsfest bieten zu können.

Sie borgte sich deshalb von Freunden eintausend Mark, obwohl sie keine Arbeit und keinen Krippenplatz für ihre Mädchen hatte. Ihr war bewusst, dass sie das Geld nicht ohne weiteres zurückzahlen konnte.

Das Weihnachtsfest war vorüber und der Rückzahlungstermin kam näher.

Um sich vor ihren Freunden nicht schämen zu müssen, reichte sie bei der Post zwei ungedeckte Schecks ein und beglich ihre Schulden.

In der Folge erstattete die Sparkasse Anzeige und es kam zum Ermittlungsverfahren.

Während der Gerichtsverhandlung machte sie den Staat verantwortlich, keine Krippenplätze erhalten und deshalb auch keine Arbeit bekommen zu haben. Im Rahmen der Wiedereingliederung erhielt sie beides und war nun in der Lage, wieder zu arbeiten und ihre Schulden zu begleichen.

Das war die Situation, als ich am nächsten Abend, gegen achtzehn Uhr, in der dritten Etage vor der Wohnungstür dieser Frau stand.

Das Wohnhaus befand sich in einer Siedlung mit Genossenschaftshäusern am Rande des Stadtbezirkes Mitte.

Ich klingelte und vor mir stand eine sehr attraktive Frau im >besten Alter<.

Sie trug einen eleganten Hausanzug und betrachtete mich misstrauisch, als ich ihr meinen Dienstausweis unter die Nase hielt.

Um sie positiv zu stimmen sprach ich gleich,

„Frau Federbusch, ich habe gute Nachrichten für Sie.“

„Dann können Sie herein kommen, Junger Mann“
Dabei lachte sie verschmitzt und ihre braunen Augen glänzten.

Ich war wie vom Donner gerührt.

Mit so einer attraktiven „Erscheinung“ hatte ich nun wirklich nicht gerechnet.

Sofort stellte ich sie mir als Strafgefangene vor. Das war unbegreiflich.

Sie bat mich in ihr bescheiden eingerichtetes Wohnzimmer und ich schilderte ihr das Ergebnis meiner Absprache mit dem Genossenschaftsvorstand.

Das machte sie sichtlich froh, ihr Gesicht glühte regelrecht vor Aufregung.

Mir sah sie bestimmt an, dass ich ganz schön nervös war.

Mit Macht musste ich meine Augen von ihrem hübschen Gesicht und ihrer wohlgeformten Erscheinung lösen.

Deshalb stand ich auch ziemlich schnell aus einem der Wohnzimmersessel wieder auf und verabschiedete mich.

So unsicher, wie in ihrer Gegenwart, hatte ich mich lange nicht gefühlt.

Die Festnahme der Kunsträuber einige Wochen zuvor, war ein Kinderspiel dagegen.

Ehe ich die Wohnung verließ, schrieb ich ihr noch die Telefonnummer unserer Dienststelle auf, damit sie mich anrufen konnte, wenn es wieder einmal Probleme geben sollte.

Eigentlich rechnete ich nicht damit, denn ich hatte ja alles zur Zufriedenheit geklärt.

Ihr Schreiben und meinen Bericht heftete ich zusammen und legte die Unterlagen in ihrer der Akte ab.

Zuvor gab ich sie noch Wolfgang Emmrich zum Lesen. Er nickte nur und sagte kurz

„gut gemacht“.

Von meinen persönlichen Eindrücken erzählte ich natürlich nichts, um mir einen unpassenden Kommentar von ihm zu ersparen.

Damit war dieser Vorgang für mich erst einmal erledigt.

Zwei Wochen später klingelte mein Telefon und ich hörte die Stimme der Frau Federbusch.

„Herr Klein, können Sie noch einmal vorbei kommen? Ich habe wieder ein Problem. Dieses mal mit der Energieversorgung.“

Da regte sich nicht nur mein soziales Gewissen.

Sicher war ich bereit dazu, ihr wieder zu helfen.

Davon sagte ich erst einmal meinem Chef nichts.

Er hätte womöglich versucht, mich davon abzuhalten.

Ihr Problem war tatsächlich von ernsterer Natur.

Sie hatte eine Stromabrechnung für das letzte Jahr, in Höhe von fünfhundert Mark, erhalten. Das erschien für ihren kleinen Haushalt völlig unrealistisch. Zumal sie wegen der Haft vier Monate nicht in der Wohnung lebte.

Ich überzeugte mich zunächst, dass sich im Haushalt keine größeren >Stromfresser< befanden.

Somit kamen nur zwei Ursachen in Frage.

Entweder, es hatte sich ein Fremder an ihre Leitung geklemmt oder der Zähler war defekt.

Ich ließ mir von ihr alle Unterlagen geben und suchte zwei Tage später den zuständigen Sachbearbeiter der Energieversorgung auf.

Der versprach mir, dass ein Techniker sich dieser Angelegenheit annimmt und den Zähler überprüft. Allerdings müsste die Frau trotzdem erst einmal die fünfhundert Mark bezahlen. Ansonsten würde der Strom abgestellt. So seien nun einmal die Bestimmungen, daran könne er nichts ändern. Obwohl ich diesen Sachbearbeiter mit allen Mitteln versuchte umzustimmen, blieb es dabei. Wo sollte sie aber das Geld her nehmen? Schließlich hatte sie ihre kleinen Mädchen zu versorgen. Ich hielt das für total ungerecht. Sollte ich ihr wirklich nicht helfen können? Doch, ich konnte. Mein Kontostand ließ es zu, ihr das Geld zu borgen. So ging ich am nächsten Tag zur Sparkasse und hob den Betrag ab. Dann saß ich wieder in ihrem Wohnzimmer und berichtete von meinem erfolglosen Gang zur Energieversorgung. Da schossen ihr die Tränen in die Augen und ihr Schluchzen machte mich ganz hilflos. Schließlich war ich auch nur mitfühlender Mann. Eine Weile schaute ich sie wortlos an bis sie sagte, „Wo soll ich denn so viel Geld hernehmen?“ Die Frage war, als hätte sie bei mir auf einen Knopf gedrückt. Ich setzte mich auf das Sofa und legte meinen >starken< rechten Arm um sie und flüsterte ihr ins linke Ohr, „Ich habe eine Lösung. In meiner Tasche befinden sich fünfhundert Mark, die ich Ihnen borgen möchte.“ „Nein, das geht nicht, ich kann mir doch von der Polizei kein Geld borgen.“ Schluchzte sie weiter.

„Doch, das geht. Ich bin jetzt nicht der Polizist sondern der gute Freund Andreas Klein. Ich kann das Geld entbehren. Wenn Sie es mir nach und nach zurückgeben, dann geht das schon in Ordnung.“

„Bist du wirklich ein guter Freund?“

Frage sie und sah mich dabei mit ihren wunderschönen braunen Augen an.

Ich konnte nur nicken. Das bedeutete alles.

Daraufhin küsste sie mich ziemlich leidenschaftlich.

Ich schmeckte die salzigen Tränen auf ihren Lippen und ließ es einfach geschehen.

Ich war wie gelähmt. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis ich sanft mit beiden Händen ihren Kopf von meinen Lippen löste und aufstand.

Dann legte ich ihr die fünfhundert Mark auf den Tisch.

„Ich tue es für dich und die Kinder und nicht als >Ordnungshüter<“

Sie schaute mich an und mir fiel es sehr schwer, sie nicht wieder in die Arme zu nehmen. Doch eine innere Stimme befahl mir,

„das darfst du nicht, es bringt nur Komplikationen in dein Leben.“

Ich hörte auf meine innere Stimme und sagte ihr,

„lass uns nichts Dummes tun.“

Sie stand auf, stellte sich vor mich und fragte,

„kommst Du mich wieder besuchen?“

Da konnte ich einfach nicht >nein< sagen.

„Kannst du am Sonnabendabend? Ich koche uns etwas Schönes.“

Obwohl es falsch war, sagte ich zu.

War mir aber nicht sicher, ob ich ihrer Einladung wirklich nachkomme.

Vor der Haustür musste ich erst einmal tief Luft holen.

Es war, als hätte ich geträumt.

Meine Gedanken in den nächsten Tagen drehten sich nur noch um diese Frau.

Der fragliche Sonnabend kam und mein Pflichtbewusstsein und meine Gefühle gerieten in einen entsetzlichen Widerstreit.

Am Ende unterlag das Pflichtgefühl.

Ein Strauß Blumen war an einem S-Bahnhof schnell besorgt und zwanzig Uhr stand ich vor der Wohnungstür.

Wie dieser Abend verlief, schildere ich lieber nicht.

Es war zu schön.

Ich hatte für mich den Beweis erbracht, schwach und undiszipliniert zu sein.

Drei Wochen ging das so, bis ich mich entschied, doch noch ein pflichtbewusster Kriminalist zu werden.

An die Abschiedsszene erinnere ich mich nicht so gern, deshalb verzichte ich lieber darauf, sie zu schildern.

Die erste Leiche

Noch nie hatte ich den Tod gesehen. Glaubt man den Legenden, dann steht er plötzlich als menschliches Gerippe mit einer Sense in der Hand vor einem und fordert sein Opfer.

Ich habe ihn aber viel schrecklicher erleben müssen.

Gemein und hinterhältig. Vor allem, weil er auch vor wehrlosen Kindern nicht Halt machte.

Um mich weiter zu bilden durfte ich für einige Wochen bei der Morduntersuchungskommission (MUK) im Präsidium arbeiten. Diesen Job verdankte ich meinem Freund und Nachbarn Ewald. Ihm klagte ich einmal bei einer Flasche Bier mein Leid, dass es verdammt langweilig ist, sich nur mit Ladendieben oder Ehestreitigkeiten auf dem Revier zu beschäftigen.

Prompt erhielt mein Kommissariatsleiter Wolfgang Emmrich die Anforderung, den Kriminalleutnant Andreas Klein zur MUK abzustellen, weil dort Not am Mann sei.

Ich ahnte sofort, dass Ewald seine Finger im Spiel haben musste, was er mir auch einige Tage später bestätigte.

So bekam ich vier Monate nach Ende des Studiums die einmalige Chance, in die Arbeit der MUK hinein zu riechen.

Wieder einmal hatte ich weiche Knie, als ich mit dem Paternoster in die vierte Etage des Präsidiums fuhr, um mich beim Leiter der MUK, Kriminal-Oberst Burmeister, zu melden.

Seine schon etwas ältere Sekretärin hieß mich im Vorzimmer Platz zu nehmen, da der Chef noch in einer Besprechung sei.

Nach zehn Minuten durfte ich eintreten und stand einem drahtigen Mann mit fast weißem Haar von etwa sechzig Jahren, gegenüber.

Mit den Worten,

„Du bist also der junge Genosse Klein, der frisch vom Studium kommt und mir von Ewald ans Herz gelegt wurde. Ich sage dir aber gleich, dass du bei uns keine Abenteuer erleben wirst, nur harte Arbeit und das Tag und Nacht.

Lernen kannst du dabei viel. Ich stecke dich in das Referat des Genossen Major Werner Frings. Er

weiß schon Bescheid. Du meldest dich gleich bei ihm und wenn es Probleme gibt, dann kommst du zu mir. Ist das klar?“

Das war kurz und knackig.

Mit „Jawohl, Genosse Oberst“, versuchte ich genau so knackig zu antworten.

Referatsleiter Frings war das ganze Gegenteil. Zumindest äußerlich.

Mit seinen fast zwei Meter Körpergröße und etwa einhundert Kilo Körpergewicht.

Sein Alter schätzte ich auf fünfundvierzig Jahre. Er wirkte wie ein Teddybär.

Langsam und behäbig formulierte er seine Worte.

„Sei gegrüßt junger Freund, habe schon einiges über Dich gehört. Vor allem von der SOKO „Kunstdiebstahl“.

Dann hielt er mir einen kleinen Einführungsvortrag über die Arbeit des Referates.

Genau das war es, was ich wollte.

An den ersten Tagen bekam ich einige Akten zum Lesen, um die Arbeitsweise der MUK kennen zu lernen.

Darin fand ich Tötungsverbrechen auf die verschiedenste Art und Weise sowie aus den unterschiedlichsten Motiven dokumentiert.

Anhand der Daten sah ich, dass die Zeitabstände zwischen diesen Vorgängen recht groß waren. Also geschah nicht jeden Tag, so wie heute, ein Tötungsverbrechen.

Was mir auffiel, waren die ständig zwischen den Zimmern hin und her laufenden Kollegen, die ihre Akten unter den Armen trugen.

Entweder waren sie wirklich so beschäftigt oder taten sie nur so.

Eine Pistole ständig im Halfter öffentlich zur Schau zu stellen, wie es heute üblich ist, war

damals nicht erforderlich. Auch keine Handschellen.

Dann war es soweit. Der erste Einsatz kam auf mich zu.

Werner Frings, mein neuer Referatsleiter wies mich an, bei den Einsätzen mich zunächst nur in seiner Nähe aufzuhalten, keine Fragen zu stellen, dafür Augen und Ohren offen zu halten.

An einem Freitagvormittag, ich war inzwischen zwei Wochen bei der MUK, wurde unser Referat zu einem Tatort gerufen.

In einem Wohnhaus am >Strausberger-Platz< fand der Hausmeister eine Familie tot in ihrer Wohnung.

Wir rückten zu viert aus, wobei die Kollegen der Spurensicherung und ein Rechtsmediziner schon am Tatort waren, als wir dort ankamen.

Der Anblick schockierte mich.

Im Ehebett lagen die Frau und zwei Kinder, als ob sie schliefen.

Alle drei hatten ihre Schlafanzüge an. Am Hals sah man deutliche Würgemale.

In der Küche fanden wir den Mann am Lampenhaken erhängt.

Auf dem Küchentisch lag ein handgeschriebener Abschiedsbrief.

Frings las ihn durch und schüttelte nur mit dem Kopf.

Dann drückte er mir wortlos das Schriftstück in die Hand.

Sinngemäß stand darin,

„Wir haben es satt in diesem Staat zu leben und zu arbeiten. Deshalb gehen wir diesen Weg, von dem es kein Zurück mehr gibt. Gott wird uns vergeben.“

Mir verschlug es die Sprache.

Für mich war sofort klar, der Mann erwürgte seine Frau und die zwei Mädchen im Alter von drei und fünf Jahren.

Allerdings äußerte ich meine Vermutung nicht. Doch Frings schien der gleichen Meinung zu sein, denn er sagte eine halbe Stunde später, „komm wir gehen, wir werden hier nicht mehr gebraucht.“

Die anderen zwei Kollegen befragten bereits die Bewohner im Haus.

Ich war danach ganz schön fertig.

Der Anblick der erwürgten Kinder ging mir lange nicht aus dem Sinn.

Es war unbegreiflich, dass ein Mann fähig war, die eigene Frau und die Kinder zu ermorden.

Noch am gleichen Nachmittag fragte Frings mich nach meiner Meinung, die ich ihm auch ohne Umschweife eindeutig sagte. Er stimmte mir zu und beauftragte mich, diesen Vorgang verantwortlich und abschließend zu bearbeiten.

Nach dem Wochenende sollte ich ihm meinen Untersuchungsplan ausgearbeitet vorlegen.

Zuhause kramte ich meine Unterlagen vom Studium hervor, nahm mein altes Lehrbuch zur Hand und beschäftigte mich das ganze Wochenende damit.

Mir war klar, dass es besonders wichtig sein wird, die Motivation des Täters und die Lebensumstände der Familie gründlich zu recherchieren.

Dazu gehörten Ermittlungen in den Arbeitsstellen des Ehepaares und Zeugenvernehmungen einiger Hausbewohner. Wichtig waren auch Briefe und sonstige Unterlagen, die Aufschluss über die Motivation geben konnten.

Während der, jeden Montag acht Uhr, stattfindenden Besprechung, legte ich Frings meinen Plan vor.

Damit erklärte er sich sofort einverstanden.

Nach etwas mehr als vier Wochen konnte ich alle Vernehmungen abschließen und die Beweismittel waren ausgewertet.

Am schwersten tat ich mich mit dem Schlussbericht.

Frings war erst nach der dritten Fassung zufrieden.

Während der ganzen Zeit, in der ich an diesen Ermittlungen arbeitete, hatte ich ein ungutes Gefühl.

Mir wollte einfach nicht in den Kopf, dass ein Mann sich und seine Familie umbringt weil er glaubte, unter den Verhältnissen in der DDR nicht leben zu können.

Deshalb war es für mich besonders wichtig zu wissen, wie stellten sich diese Verhältnisse für ihn dar?

Bei der Abteilung Inneres, des Rates des Stadtbezirkes, erhielt ich Einblick in eine Akte, die angefüllt war mit seinen Anträgen zur Übersiedlung in die BRD.

Der erste Antrag stammte aus dem Jahr 1975. Damals war er gerade zwanzig Jahre alt und ledig.

Er begründete ihn mit Familienzusammenführung, da sein Bruder in Kassel lebte, der fünf Jahre zuvor über die grüne Grenze geflohen war.

Der Rest seiner Familie, eine Schwester und die Eltern, lebten ebenfalls in Ostberlin.

Demzufolge wurde der Antrag als unbegründet abgelehnt.

Damit fand er sich jedoch nicht ab und stellte jedes Jahr mindestens zwei weitere Anträge.

Aus den in der Wohnung gefundenen Briefen seines Bruders ging hervor, dass er die Organisation „Hilferufe von drüben“ in der Bundesrepublik eingeschaltet hatte.

Um solche „Schicksale zu kommentieren und öffentlich zu machen strahlte das ZDF aller zwei Wochen eine gleichnamige Sendung, unter Leitung des Moderators Gerhard Löwenthal, aus, der auch der Initiator und Vorsitzender des gleichnamigen Vereins war. Löwenthal war bis 1945 Offizier und Oberst der Nazi-Wehrmacht sowie überzeugter Anti-Kommunist.

In den Jahren bis zu seinem Selbstmord forderte der Bruder Becker auf, ihm regelmäßig Berichte über die verschiedensten Dinge, die sich in seinem Umfeld in Ostberlin und der DDR abspielten, mitzuteilen. Der leitete sie weiter an Löwenthal.

Beckers Bildung und Berufsausbildung als Maler in einer Produktionsgenossenschaft war durchschnittlich. Er galt nicht als besonders fleißig und fehlte oft unentschuldigt oder wegen Krankheit.

Sein Bruder schrieb ihm regelmäßig davon, was er für ein tolles Auto fährt, was er sich alles leisten kann und in welchen Ländern er im Urlaub war.

Tatsächlich war der Bruder eher arbeitslos, als dass er berufliche Erfolge aufweisen konnte.

Dazu schrieb er in einem Brief,

„...lieber im Westen arbeitslos, als im Osten arbeiten“.

Das Bestreben, in die BRD zu gelangen, beherrschte Beckers ganzes Leben.

Das änderte sich auch nicht, als er seine gleichaltrige Frau Christine kennen lernte, die sich ihm völlig unterordnete, wie die Nachbarn bestätigten.

Während einer Aussprache mit seinen ehemaligen Maler-Kollegen äußerten die,

„Der Kollege Becker ging ihnen mit seiner Ausreisemanie auf den Wecker“

Deshalb wurde er von ihnen, bis zu seinem Ausscheiden aus der Firma, mehr und mehr gemieden.

Danach arbeitete er als Hausmeister und Gärtner bei der Evangelischen Kirche. Ich unterhielt mich auch mit dem Pastor. Er bestätigte, dass Becker kein Einzelfall war.

Bei der Kirche suchten mehr und mehr junge Leute Unterschlupf, die im >normalen DDR Leben< nicht mehr zu recht kamen oder wollten.

Becker nutzte jede Gelegenheit, um mit dem Pfarrer über sein Ausreiseproblem zu reden. Doch der war davon nicht begeistert, wie er mir eingestand.

„Eigentlich gehörte Becker zum Psychiater“, war die Schlussfolgerung des Geistlichen.

Ob er das ernst meinte, sei dahin gestellt.

Eine Mitarbeiterin der Abteilung Inneres bestätigte mir, dass Becker und auch seine Frau bei der letzten Aussprache und Ablehnung des Antrages einvernehmlich äußerten,

„Wenn wir nicht ausreisen können, dann müssen wir uns eben das Leben nehmen“.

Wie oft in solchen Fällen, wurde diese Drohung, oder anders gesagt, dieser Erpressungsversuch, nicht ernst genommen. Als ich die Mitarbeiterin fragte, ob es viele solcher Antragsteller gibt antwortete sie,

„Einige Hundert sind es schon in Berlin“

Das gab mir dann doch zu denken. Sicher würden nur wenige so weit gehen und sich, genau wie Becker, das Leben nehmen.

Ich fragte mich aber, wer trägt daran die Schuld?

Sind es wirklich die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen ich ja auch lebte?

Ist es das materielle Denken der Menschen?

Oder die Anstachelung der Medien und Organisationen im Westen, wie das ZDF oder der Verein „Hilferufe von drüben“?

Ich wusste es nicht.

In meinem Umfeld kannte ich niemanden, der so dachte wie Becker.

Wäre es nicht besser gewesen, diese Leute übersiedeln zu lassen?

Zumal aus ihnen ja nie wieder „sozialistische Persönlichkeiten“ geworden wären.

Heute weiß ich, es wäre besser gewesen und hätte so manches Leid erspart.

Als ich meinen Schlussbericht ablieferte sagte ich zu meinem Chef,

„Ich hoffe, nie wieder so einen Fall bearbeiten zu müssen.“

Meine Hoffnungen sollten sich auf eine Art und Weise erfüllen, wie ich es damals nie gedacht hätte.

Dafür kamen andere Herausforderungen auf mich zu.

Wendezeit

Die Zeit verging wie im Fluge. Wahrscheinlich auch deshalb, weil ich eine Frau kennen lernte, die mich bald sehr glücklich machte. Sie arbeitete ebenfalls im Präsidium, in der Abteilung Personen- und Meldewesen.

Sie fiel mir eines Tages beim Mittagessen in der Kantine auf. Als sie mehrmals mein Lächeln erwiderte, nahm ich allen Mut zusammen und sprach sie an.

Bald waren wir ein Paar und ich zog zu ihr. Das habe ich bis heute nicht bereut. Evi war ab sofort meine größte Kritikerin.

Sicher gab es bis zum Oktober 1990 noch einige interessante Fälle für mich zu bearbeiten. Ein richtiger Kriminalist wurde ich aber erst im vereinten Berlin.

Dennoch war ich froh, mein Handwerk, oder besser gesagt, meine Grundausbildung, unter den Bedingungen der DDR absolviert zu haben.

Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, ein großer Fan „Erich Honeckers“ gewesen zu sein, aber die wesentlichen Kenntnisse und Eigenschaften, die ein Kriminalist braucht, erwarb ich während des Studiums und in der Zeit danach, bis zu dem Tag, als auch die Vereinigung der Berliner Polizei im Oktober 1990 stattfand.

Ich glaube, nirgendwo anders als bei der Polizei stand die Frage im Raum, wer waren die Besseren, Wir oder die Anderen?

Den Menschen der ehemaligen „sozialistischen DDR“ wurde nicht nur ein völlig anderes Rechtssystem „übergeholfen“ sondern auch die

innerbetrieblichen, ungeschriebenen Gesetze und Moralvorstellungen.

Ich glaube damit klar zu kommen, war weitaus schwieriger, als der Umgang mit der „D-Mark“, die uns ja auch nur etwas mehr als zehn Jahre erhalten blieb.

Egal, ob D-Mark oder Euro, das Geld war und ist es, das den Lebensrythmus ab sofort bestimmte. Die Geschäfte und Autosalons waren voll, das Ersparte bald aufgebracht und ein Großteil der Arbeitsplätze verschwunden.

Dann hieß es, wir sind angekommen in der Wirklichkeit. So mancher Traum platzte.

Heute erinnere ich mich manchmal an den Tag, als die Mauer auf so spektakuläre Weise aufging. Ich sah im DDR-Fernsehen noch die Pressekonferenz, als „Schabowski“, eine der >DDR-Größen<, die bevorstehende „Freizügigkeit im Reiseverkehr“ verkündete.

Ich war scheinbar der Einzige, der ihn damals falsch verstand. Denn ich ging davon aus, dass man ab sofort zur Meldestelle, während den normalen Öffnungszeiten, gehen und einen Reisepass beantragen kann, mit dem man dann, wie überall in der „freiheitlichen Welt“, die Grenzübergangsstellen ungehindert passiert.

Mit dieser frohen Botschaft im Hirn begab ich mich mit meiner damaligen Freundin in das Restaurant „Klock acht“ auf der Chausseestraße. Hier traf ich mich mit meinen Kollegen und ihren Frauen öfters, um bei einem gepflegten Essen und Wein das „harte“ Leben als Kriminalist für einen Abend vergessen zu lassen.

Verständlicher Weise war an diesem Abend das Hauptthema, die Ankündigung Schabowskys, die

Mauer zu öffnen. Keiner dachte anders als ich, konnte ich mit Genugtuung feststellen.

Gegen 23 Uhr kamen die Frauen von der Toilette. Frauen gehen scheinbar auf der ganzen Welt immer gemeinsam aufs Klo.

Diesesmal erschienen sie ganz aufgeregt wieder und berichteten, dass die Straße voll von Menschen sei, die alle zu den in der Nähe liegenden Grenzübergängen, Chausseestraße oder Invalidenstraße, strömten.

Tatsächlich, ein Blick aus dem Fenster bestätigte diese Nachricht.

Sofort lösten wir unsere Tafelrunde auf, um uns persönlich von der Situation auf der Straße zu überzeugen.

Kaum stand ich mit Evi vor der Tür, kamen zwei junge Männer auf uns zu und hielten mir eine Videokamera vor die Nase.

„Was sagen Sie dazu, die Grenze ist offen, Sie können zum >Kudamm< in Westberlin und zurück?“

Wir waren platt und schauten immer noch ungläubig dorthin, wohin scheinbar alle anderen Leute dieser Stadt an diesem Abend strömten.

Außer Menschen und Autos war nichts zu sehen. Sie stauten sich von der Chausseestraße, bis hinüber nach Moabit zum S-Bahnhof.

Evi klammerte sich fest an mich, damit wir uns in dem Gedränge nicht verloren. Dann sahen wir kurz vor der Brücke den hochgeklappten Schlagbaum und das Postenhäuschen.

„Ich gehe keinen Schritt weiter“

hörte ich Evi sagen.

„Komm doch, wir gehen bis zum weißen Strich, setzen einen Fuß darüber und laufen wieder

zurück. Dann können wir sagen, wir waren im Westen.“

Versuchte ich sie zu überreden.

„Nein, ich gehe keinen Schritt weiter, ich warte hier auf dich.“ Antwortete sie.

Ich ließ mich weiter treiben, bis ich tatsächlich am weißen Grenzstrich ankam.

Interessant war, in die Gesichter der Grenzposten mit ihren grauen Uniformen sowie der Westberliner Polizisten mit ihren grünen Uniformen zu sehen, die direkt nebeneinander standen und nur durch den weißen Strich voneinander getrennt waren. Der Kollege der DDR Passkontrolle schaute ungläubig auf die in den Westteil strömenden Menschen und der Westberliner schaute genau so überrascht als ob er sich fragte, träume oder wach ich?

Keiner ahnte in dem Moment, was danach kam.

Ich auch nicht.

Das Ganze dauerte nur wenige Minuten, bis ich wieder umkehrte.

Jedenfalls war ich mit einem Fuß im Westen.

Der Menschenstrom schien kein Ende zu nehmen. Die meisten schrieten „Freiheit... Frei...heit“ Nur die wenigsten ahnten, was ihnen diese Freiheit bringen wird.

Evi stand wie angewurzelt immer noch am selben Fleck.

„Komm weg von hier, mir ist das unheimlich“, forderte sie mich auf.

So liefen wir zurück und kaperten uns auf der „Wilhelm-Pieck-Straße“ ein „LADA-Taxi“.

Der Fahrer war ganz begeistert von dem, was auf den Straßen Berlins in dieser Nacht passierte.

Er überfiel uns gleich mit der Frage, was wir gesehen haben und was wir davon hielten.

Der erste Teil seiner Frage war schnell beantwortet, aber der zweite Teil war nicht so einfach.

Auch wir waren überwältigt und ich hätte mir nicht träumen lassen, dass halb Ostberlin deshalb auf den Beinen war. Hatte doch jetzt jeder die Möglichkeit, sich einen Pass zu besorgen und in aller Ruhe über die Grenze in den anderen Teil der Stadt zu fahren.

Mich beschäftigte eher der Gedanke, was nach der Grenzöffnung auf uns zu kommen wird.

„Werden die Verhältnisse wieder so, wie vor dem Mauerbau 1961?“

Zuhause angekommen setzte ich gleich den Fernseher im Schlafzimmer in Gang und kuschelte mich an Evi.

Es war schon sehr beeindruckend, was sich unmittelbar an und auf der >Mauer< abspielte. Auch die vielen Freudentränen, die in dieser Nacht vergossen wurden, konnte ich vor allem bei den Menschen verstehen, die ihre Verwandten in die Arme schlossen.

Dann sagte ich zu Evi,

„jetzt können wir auch in die Alpen oder nach Mallorca fahren, beziehungsweise fliegen und uns Länder ansehen, die wir nur aus dem Fernsehen kannten.“

Doch auch alles Negative, was den Kapitalismus ausmacht, wird über uns kommen.

Von der Kriminalität, über die Prostitution, bis hin zur Arbeitslosigkeit.

Welche staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen werden sich heraus bilden?“

Ich war sofort überzeugt, dass es die DDR, mit der >Führungsrolle der SED<, so nicht mehr geben wird.

Die Menschen wollten zur D-Mark. Schon deshalb wird die staatliche Vereinigung auf uns zu kommen.

Werde ich meine Arbeit behalten können und wird mein Hochschuldiplom von der anderen Seite anerkannt?

Evi konnte darauf nicht mehr antworten, sie schlief bereits. Immerhin zeigte die Uhr schon nach drei. Mit diesen Gedanken schlief auch ich bald ein.

Zur Übernahme der ehemaligen Volkspolizisten, in den Dienst der Westberliner Polizei, wurden „Personalauswahlkommissionen“ gebildet.

Von den 9.600 überprüften Mitarbeitern wurden 8.544 übernommen. Die Kommissionen empfahlen 1.056 „Ossis“ zu kündigen.

Ungefähr 2.000 ehemalige Volkspolizisten gingen in den Ruhestand bzw. kündigten selbst ihr Dienstverhältnis.

Das bedeutete für mich und meine Kollegen in den Ostberliner Revieren und im Präsidium, die Durchleuchtung nach >Stasikontakten<.

Doch welcher Mitarbeiter der Ostberliner Kriminalpolizei hatte keinen Kontakt zur Stasi?

Das ergab sich schon bei den verschiedensten Straftaten, die im Zusammenhang mit der Mauer standen.

Ein Großteil der Straftaten führte nach Westberlin beziehungsweise wurde in Westberlin ausgeheckt, wie der von mir beschriebene Kunstraub zeigte.

Kollegen, die sich zur Zusammenarbeit mit der Stasi ausdrücklich schriftlich verpflichteten, hatten schlechte Karten. Die meisten kündigten von

selbst, wurden gekündigt oder mogelten sich irgendwie durch.

Auf mich traf das alles nicht zu, da ich mich gegenüber dem MfS zu nichts verpflichtete.

Bei meinem Freund Ewald war das anders.

Durch seinen letzten Job, als Personalchef der Kripo, kam er gar nicht herum, der Stasi gegenüber verpflichtet zu sein.

Wie er mir sagte, wäre er auch so gegangen, da er unter den politischen Verhältnissen, die nach der Wende eintraten, nicht länger bei der Polizei arbeiten wollte.

Befehle und Weisungen von solchen Leuten entgegen zu nehmen, die alles getan haben, die DDR zu Fall zu bringen, war ihm zu wider. Er war aus Überzeugung Kommunist und Mitglied der SED.

Ich konnte ihn darin verstehen, obwohl ich mich jahrelang vor einer SED-Mitgliedschaft erfolgreich drücken konnte.

Ewald kam mit der Wende nicht zurecht und gab sich bedauerlicher Weise dem Alkohol hin.

Trotzdem blieben wir, bis zu seinem Tode zehn Jahre später, die besten Freunde.

Zwei Veränderungen gab es auch für mich.

Ich wurde zum Landeskriminalamt versetzt und um einen Dienstgrad, vom Oberleutnant zum Kriminalkommissar abgestuft. Ein Dienstgrad, mit dem ich im Prinzip nach dem Studium bei der Kripo anfang. Das war aber nicht von großer Bedeutung.

Qualität setzt sich immer durch, sagte ich mir letztendlich.

Mein neues Betätigungsfeld war nun das ganze Berlin auf dem Gebiet der „Bekämpfung der Organisierten Kriminalität und der qualifizierten Bandenkriminalität“ im LKA4.

Das LKA Berlin stand und steht in der Pflicht der Kriminalitätsbekämpfung innerhalb der nunmehr geeinten Stadt Berlin und das im Zusammenwirken mit den Dienststellen der anderen LKA der Bundesrepublik und des Bundeskriminalamtes.

Dafür gibt es Unterabteilungen, Dezernate und Referate.

Schon daran erkennt man, dass nicht nur die Aufgaben und die Anzahl der Mitarbeiter, sondern insbesondere die Größenordnung der Kriminalität viel umfangreicher war.

Solche Begriffe, wie Prostitution, organisiertes Verbrechen, Bandenkriminalität oder Menschenhandel, waren für uns Kriminalisten aus dem Osten bis dahin Fremdwörter in dem Sinne, wie sie uns jetzt begegneten.

Einerseits war das für uns >Ossi-Kriminalisten< reizvoll, aber andererseits gab es mir ganz schön zu denken.

Das resultierte auch aus einer gewissen Naivität, die es schnell abzulegen galt.

Jetzt waren wir Kriminalisten, die mit Pistole und Handschellen im Halfter, >richtige Verbrecher< zu jagen hatten.

Obwohl die >alten< Westberliner Kollegen uns freundlich und wohlgesonnen aufnahmen merkten wir bald, dass wir uns erst noch die Sporen verdienen mussten, um vollwertig anerkannt zu werden.

Dazu gehörten Einsätze, über die unsere neuen Mitstreiter die Nase rümpften. Hinter vorgehaltener Hand wurden wir als >Wendehälse< betitelt.

Zigarettenmafia

Ein Auszug aus einem Artikel der in Berlin erscheinenden Zeitung „Der Tagesspiegel“ soll verdeutlichen, welches kriminelle Potential hinter diesem Problem stand und noch heute steht.

„Vier Jahre und zehn Monate saß der 37-jährige Xuan D. in Untersuchungshaft. Die Anklage wirft ihm zweifachen Mord und Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung vor. Er soll zur berüchtigten >Ngoc-Thien-Bande< gehört haben, die zeitweilig zwei Drittel des illegalen Zigarettenmarktes in Berlin kontrollierte. Mit brutaler Strenge. Die Anklage macht den mutmaßlichen Anführer der Bande, der sich >Ngoc Thien<, >der Barmherzige< nannte, für neun Morde an Rivalen oder Abtrünnigen verantwortlich. Andere Angeklagte - derzeit stehen noch fünf Männer vor Gericht - sollen unterschiedlich beteiligt gewesen sein.

Als im März 1993 in einer Weddinger Wohnung zwei Vietnamesen regelrecht hingerichtet wurden, soll Xuan D. laut Anklage zu den Tätern gehört haben. Er aber bestreitet alle Vorwürfe, und die vietnamesische Kronzeugin wusste nicht so recht, welche Rolle er spielte. Deswegen sieht der Anwalt Chancen für einen Freispruch. Vor etwa einem Monat gewährten die Richter D.

Haftverschonung. Weil das Gericht nicht zu einer Verurteilung wegen Mordes neige, hieß es. Xuan D. meldete sich bei der zuständigen Ausländerbehörde in Senftenberg, erschien pünktlich zu den weiteren Verhandlungstagen. Vor knapp zwei Wochen dann die erneute Festnahme: wegen drohender Abschiebung. "Er hat es nicht verstanden, er heulte und schlug gegen die Gitter", berichtet der Anwalt.“

Das Hauptinteresse und die Hauptarbeit auf diesem Gebiet lag und liegt bei der Zollverwaltung.

Mit jeder Tabaksteuererhöhung stieg und steigt der Umschlag an illegal eingeführten Zigaretten, die fast ausschließlich von organisierten Vietnamesen vertrieben werden.

Zu siebzig Prozent in der Nähe von Supermärkten und S-Bahnhöfen in Ost-Berlin.

Nicht, dass es sich hauptsächlich um ehemalige Vertragsarbeiter der untergegangenen DDR handelte, es waren in der Folgezeit zum großen Teil illegal eingewanderte Verwandte, Freunde oder deren Landsleute.

Das war letztendlich Bandenkriminalität, deren Bearbeitung in das Aufgabengebiet meines Referates gehörte.

Das Ziel, diese Form der Kriminalität aufzuklären und damit zurückzudrängen, wurde immer fragwürdiger, je höher die Preise der Zigaretten in Deutschland stiegen. Es wurden, trotz unserer Erfolge bei der Zerschlagung, Inhaftierung und Abschiebung der Haupttäter, immer mehr statt weniger Zigaretten auf dem Schwarzmarkt verkauft.

Deshalb ließ die Motivation bei den Kollegen der Zollverwaltung sowie bei uns merklich nach. Ich war froh, nach einem Jahr in die Abteilung >Täterorientierte Bekämpfung der Organisierten Kriminalität< versetzt zu werden.

Wirtschaftskrimi

Das Referat, dem ich zugeordnet wurde, beschäftigte sich vornehmlich mit so genannter Vereinigungskriminalität.

Delikten, die es bis zur Wende nicht gab.

Manche Bürger von Hüben und Drüben glaubten, dass mit der >Abschaffung< der DDR ein rechtsfreier Raum entstanden sei.

Das bezog sich sowohl auf Delikte, wie Autoschieberei, Förderung der Prostitution oder auch Hehlerei von Diebesgut aller Art.

Im Westen ließ sich so manches versilbern, was im Osten als wertlos oder ohne Besitzer galt.

Die Bundesregierung verfolgte nach dem 3. Oktober 1990, dem Tag der >Wiedervereinigung<, das Ziel, die >marode< Volkswirtschaft der DDR zu >entkernen< und in das Wirtschaftsleben der Bundesrepublik zu integrieren.

Bundeskanzler Kohl sprach sogar von >blühenden Landschaften<.

Das verstand ein Großteil seiner engsten >Wirtschaftsfunktionäre< als Selbstbedienungsladen zur Sanierung der in die Jahre gekommenen Westdeutschen Wirtschaft.

Um das zu bewerkstelligen wurde durch die Bundesregierung eine >Treuhandanstalt< installiert.

Nach der Ermordung des ersten Präsidenten, Karsten Rohwedder, einem FDP Politiker, wurde Birgit Breuel als Nachfolgerin berufen.

In verschiedenen Zeitschriften wurde ein bezeichnendes Bild über diese Frau gemalt. So u.a.

„Birgit Breuel, als Präsidentin der Treuhandanstalt zeitweise die „mächtigste Frau Deutschlands“ (*Le Monde*), entstammt einer Hamburger Familie von Kaufleuten und Privatbankiers – einer wohlhabenden Großfamilie des Hamburger „Geldadels“ mit unzähligen nützlichen Verbindungen im In- und Ausland.“

Generell machte sie sich von Anfang an stark für weniger Staat und mehr Eigenverantwortung der Menschen und der Wirtschaft. Sie vertrat die Position, der Staat solle in erster Linie Ordnungspolitik betreiben, nicht jedoch steuernd in wirtschaftliche Prozesse eingreifen oder ihre Folgen durch Subventionen usw. abmildern.

Hilfe und Solidarität für Bedürftige sollen nur zeitlich befristet und bei Vorhandensein realistischer Zukunftsaussichten gewährt werden.

Breuel: >Gratwanderung zwischen dem ökonomisch Notwendigen und dem, was dem Menschen konkret zuzumuten ist<.

Weniger Staat und mehr Eigenverantwortung bedeutete für uns Kriminalisten mehr Spielraum für Kriminalität bei den Habgierigen der Oberschicht.

Gratwanderung zwischen dem ökonomisch Notwendigem und dem für die Menschen Zumutbarem bedeutete übersetzt, >Privatisierung, ohne auf soziale Belange Rücksicht nehmen zu müssen<.

Das bedeutete auf der einen Seite, unbegrenzter Reichtum und auf der anderen Seite, Arbeitslosigkeit und sozialer Abstieg, was wiederum mehr Kriminalität in den unteren Schichten der Bevölkerung zur Folge haben musste.

Somit waren die Betätigungsfelder für alle an der Kriminalitätsbekämpfung in Deutschland Beteiligten neu, aber eindeutig, umrissen.

Nebenbei gesagt, hätte ich den Job der Frau Breuel, bei einem Jahresgehalt von 700.000 DM, auch gerne übernommen.

Folgender Ausschnitt aus einer weiteren Veröffentlichung soll ein bezeichnendes Licht auf diese Zeit werfen.

„Durch ihr hektisches Vorgehen fällt die Treuhand immer wieder auf Wirtschaftskriminelle herein. Eine vom Bundesrechnungshof in Auftrag gegebene Analyse deckt später einen unfassbaren Umfang an Betrugereien auf. Das Spektrum reicht von mehrfach bezahlten Rechnungen über mittellose Investorinnen, die mit dem Bargeld der erworbenen Betriebe flüchten, und Geldwäscheaktionen der internationalen Mafia – indem man Investitionen verspricht, Zuschüsse und Fördermittel kassiert, diese verschwinden und die Firmen pleite gehen lässt – bis hin zu den „Investorinnen“, die potentielle Konkurrentinnen nur aufkaufen, um sie auszuschlachten und platt zu machen.“

Ich beziehe mich nicht deshalb auf die verantwortungsvolle Arbeit der Frau Breuel, weil ich neidisch auf ihr damaliges Jahresgehalt war, sondern weil diese Politik und dieser Umgang mit dem Vermögen von Millionen ehemaliger DDR Bürger so schonungslos umgegangen wurde und eine Bereicherung Einzelner zur Folge hatte, wie sie für die Menschen, denen das genommen wurde, unvorstellbar ist.

Aber vor allem, weil es weiteres Geld der Steuerzahler kostete, diese Wirtschaftsverbrechen aufzuklären.

Längst war ich 1992 wieder zum Oberkommissar befördert und zum Leiter einer Arbeitsgruppe von fünf Kollegen ernannt.

Wie immer montags, während der Wochenbesprechung bei meinem Chef, erhielt ich im April für meine Truppe einen interessanten Auftrag.

Die Arbeiter und Angestellten eines mittelständischen Maschinenbau Betriebes in Berlin-Köpenick sind auf die Straße gegangen, um gegen die geplante Schließung zu protestieren.

Das war damals kein Einzelfall in Ostberlin. So etwas geschah fast jede Woche.

Das Besondere daran war jedoch der Umstand, dass es eine Anzeige des Betriebsrates gegen den Inhaber aus Nürnberg gab, der diesen Betrieb von der Treuhand für

1 D-Mark und 10 Millionen Zuschuss mit der Verpflichtung übernahm, die 120 Arbeitsplätze für mindestens drei Jahre zu sichern.

Entsprechend der Anzeige der Mitarbeiter des Betriebes wurde unmittelbar nach dem Kauf ein

neuer Geschäftsführer vom Inhaber eingesetzt, der keinerlei Anstalten unternahm, Kunden für die produzierten Abfüllmaschinen zu finden noch Anstalten unternahm, irgendwelche Investitionen für die Zukunft zu tätigen oder zu planen.

Die Produktion drosselte er immer weiter und setzte die Arbeiter auf Kurzarbeit. Dabei erhielt er vom Arbeitsamt noch die notwendige finanzielle Kurzarbeiterunterstützung.

Kaufinteresse für die Maschinen von bisherigen Kunden im In- und Ausland wurden abschlägig beantwortet.

Als vom Geschäftsführer der Auftrag erteilt wurde, mit der Demontage des Maschinenparks zu beginnen, legten die Arbeiter ihre Werkzeuge nieder, gingen auf die Straße und erstatteten Anzeige.

Obwohl ich noch recht unerfahren bei der Aufklärung von Wirtschaftsdelikten war, freute es mich, einen solchen Fall übertragen zu bekommen.

In der Fallakte befand sich die Anzeige und eine Stellungnahme der Treuhandanstalt.

Wenn das alles stimmte, dann hing mir ein dicker Fisch an der Angel.

Mit meinen drei Kollegen besprach ich alle Details sowie das weitere Vorgehen.

Zunächst galt es, uns einen allgemeinen Überblick Vorort zu verschaffen und den Sachverhalt aus strafrechtlicher Sicht zu prüfen.

Für mich, als alten Maschinenbauer war klar, auf wessen Seite ich stand, ohne meinen objektiven Spürsinn aufgeben zu wollen.

Um den Pförtner des Betriebes keine Gelegenheit zu geben, den Geschäftsführer von unserer Anwesenheit zu informieren, schlichen wir uns

durch einen Seiteneingang auf das Betriebsgelände.

Meine drei Kollegen wies ich vorher an, Mitarbeiter des Betriebes unverfänglich über die Situation und Stimmung im Betrieb zu befragen.

Ich fahndete nach dem Vorsitzenden des Betriebsrates, den ich in der Kantine nach fünf Minuten aufspürte. Er war umringt von mindestens zehn Kollegen, die erregt mit ihm diskutierten.

Bevor ich verstand um was es ging, brachen sie ab und liefen auseinander.

Ohne Zögern schritt ich auf den Mann zu, der die Fäden in der Hand zu halten schien.

Ich gab mich als Mitarbeiter des LKA zu erkennen und informierte ihn über die Aufnahme von Untersuchungen zum Verdacht der Untreue.

Da huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

„Endlich tut der Staat in unserem Interesse auch einmal was. Obwohl das Kind schon in den Brunnen gefallen scheint“, machte er seinem Ärger Luft.

Da er mir bei der Begrüßung seinen Namen mitteilte, sprach ich ihn auch damit an und fragte,

„Herr Noack in welchem Umfang hatten Sie bisher Einblick in die Unterlagen der Buchhaltung des Betriebes oder in andere Dokumente, die Ihren Verdacht der Untreue durch die Geschäftsleitung, belegen?“

„Es waren nicht die Akten der Buchhaltung, sondern die Informationen der Vertriebsleitung, auf die sich unser Anfangsverdacht gründete.“

Das veranlasste mich, den Leiter der Buchhaltung über die finanzielle Situation der Firma zu befragen. Erst rückte er nicht mit der Sprache heraus, doch als ich ihm in Aussicht stellte, dass er gerne zur nächsten Sitzung des Betriebsrates

eingeladen werden kann, kam er damit heraus und übergab mir einige Kopien aus seinen Akten. Der Geschäftsführer ist aber nur der Strohmann vom Eigentümer, einem Herrn Stahl aus Nürnberg. Der ließ sich bis jetzt nur einmal bei uns sehen, als der Geschäftsführer eingeführt wurde.“ Diese Auskunft reichte mir vorerst.

Im Anschluss marschierte ich zielgerichtet in das Sekretariat der Geschäftsleitung und ließ mich von einer älteren Dame beim Chef des Betriebes anmelden.

Mit strahlendem Gesicht, in einem noblen grauen Anzug, rosafarbenem Hemd und dunkelblauem Binder mit weißen Punkten, kam er auf mich zu und bat mich, vor seinem großen modernen Schreibtisch Platz zu nehmen.

Ich gab mich relativ gleichgültig und tat so, als ob ich nur aufgrund einer Anzeige einen Routinebesuch abstatten würde. Dann wollte ich natürlich die Anschrift des Inhabers und etwas über die Umstände der Verkaufsmodalitäten der Treuhand wissen.

Er sollte sich nicht verdächtig fühlen und glauben, dass es bei diesem einen Besuch bleibt.

Das schien mir auch gelungen zu sein, denn er verabschiedete mich nach einer halben Stunde genau so freundlich, wie er mich begrüßte.

Das machte es mir leichter, einen Großeinsatz zur Beschlagnahme aller wichtigen Akten sowie zur Vernehmung des Geschäftsführers, des Buchhalters, des Vertriebsleiters und des Inhabers der Firma vorzubereiten.

Die Ausarbeitung des Vorgangsplanes war eine komplizierte Sache.

Schließlich war die Tragweite unserer Untersuchungen noch nicht abzusehen. Sie

konnten sich bis in die Führungsetage der Treuhand erstrecken und dabei viel Staub aufwirbeln.

Darüber führte ich ein ausführliches Gespräch mit meinem Chef, Kriminalrat König. Trotz der Brisanz unterstützte er meinen Plan und ich konnte daran gehen, die Einzelheiten festzulegen. Dazu gehörte auch die Anforderung und Einweisung der erforderlichen Kräfte und Fahrzeuge.

Alle Kollegen waren zur äußersten Verschwiegenheit verpflichtet.

Den Termin legte ich auf den ersten Dienstag im Mai.

In zivilen Fahrzeugen fuhren wir auf den Hof der Firma und besetzten sofort die erste Etage des Bürogebäudes. Ich stürmte an der Sekretärin vorbei in das Zimmer des Geschäftsführers und hielt ihm den Durchsuchungs- und Beschlagnahmebeschluss unter die Nase und forderte ihn auf, mir in unsere Dienststelle zur Zeugenvernehmung zu folgen.

Verständlicherweise war er darüber nicht sehr erfreut, aber er fügte sich letztendlich.

Zu gleicher Stunde wurden die Wohnräume des „sauberen“ Herrn Stahl, des Inhabers der Firma, in Nürnberg durchsucht.

Nach einem von mir ausgearbeiteten Vernehmungsplan erfolgte seine Vernehmung durch einen Hauptkommissar des LKA aus München.

Bei der Durchsicht und Auswertung aller beschlagnahmten Dokumente und Zeugenvernehmungen lagen wir richtig mit der Vermutung, dass der Betrieb ausgeschlachtet, die Arbeiter und Angestellten in die Arbeitslosigkeit entlassen und der Erlös, einschließlich der von der

Treuhand erhaltenen Millionen, in die Taschen des Inhabers und seiner Komplizen wandern sollten. Die Ausstellung der Haftbefehle war nur noch eine reine Formsache.

So dachten wir zumindest.

Später informierte mich mein Chef, dass zuerst der Staatsanwalt und später der zuständige Richter nicht so leicht zu überzeugen waren.

Dann kam die Hiobsbotschaft. Die Festnahme des Firmeninhabers war ein Schuss ins Wasser, da er sich in die Schweiz absetzen konnte, wo er auch die Millionen bunkerte.

Uns blieb als kleiner Fisch nur der Geschäftsführer, der aber genügend Kenntnisse über die Machenschaften seines ehemaligen Chefs hatte. Dadurch gelang es uns, zwei Abteilungsleiter der Treuhand zu ermitteln, zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Sie wanderten genau so für mehrere Jahre hinter Gittern, wie der ehemalige Geschäftsführer, der ein Cousin des Haupttäters war.

Der „saubere“ Geschäftsmann Stahl aus Nürnberg wurde zwei Jahre später, aufgrund eines internationalen Haftbefehls, in den USA festgenommen.

Es stellte sich heraus, dass er zum Zeitpunkt der Übernahme des Betriebes in Berlin, gerade mal die 1 D-Mark auf dem Konto hatte. Ein alter Geschäftsfreund, der inzwischen bei der Treuhand verantwortlich arbeitete, fädelte den Deal ein und kassierte ebenfalls kräftig mit.

Leider war das zu dieser Zeit kein Einzelfall.

Frau Breuel hatte ja für genügend „Spielraum“ gesorgt.

Meine Feuertaufe, auf dem Gebiet der Wirtschaftskriminalität, hatte ich zur Freude

meines Chefs, damit bestanden. Der Stapel von Vorgangsakten auf meinem Schreibtisch war aber trotzdem nicht kleiner geworden.

Goldschmuggel

Wenn man als Kriminalist solch einen brisanten Fall abschließen konnte, fällt es einem schwer, wieder kleinere Brötchen backen zu müssen. So ging es auch mir, nachdem die Akten im „Treuhand-Fall“ geschlossen waren.

Ein halbes Jahr später wurde ich, gemeinsam mit meinem Dezernatsleiter, zu unserem großen Chef, Kriminalrat König, gerufen. In den meisten Fällen war das mit Ärger verbunden.

Doch in diesem Fall nicht.

Es ging um eine, auch in Berlin tätige, Russische Mafia-Organisation, die sich mit der illegalen Einfuhr von Gold aus zweifelhaften Quellen in Russland beschäftigte.

Durch die Zollverwaltung wurden mehr oder weniger zufällig russische LKW kontrolliert, wovon in drei der Fahrzeuge Goldbarren im Gesamtwert von zwölf Millionen D-Mark entdeckt wurden.

Vom Bundeskriminalamt (BKA) kam die Information, dass derartige Goldbarren bereits auch in anderen Bundesländern auf dem Schwarzmarkt aufgetaucht waren.

Anhand der ungewöhnlichen Form der Barren wird angenommen, dass sie irgendwo in Russland, unter Verwendung gestohlenen Goldes, in einer illegalen Goldschmiede hergestellt wurden, um sie in Westeuropa zu Geld zu machen.

Das Landeskriminalamt (LKA) Berlin war vom BKA beauftragt, federführend gegen diese russische Organisation zu ermitteln.

Kriminalrat König stellte die Frage an mich, „Kollege Klein, wie würden Sie an diesen Fall herangehen?“

Ich brauchte einige Sekunden, ehe ich meine Gedanken geordnet und geantwortet habe.

„Meiner Meinung nach sind folgende Dinge wichtig,

1. Die Kontrollen der Zollverwaltung weiter zu verstärken, um neuerliche Einfuhrversuche festzustellen, damit der Weg des Goldes, unter Nutzung aller Möglichkeiten der LKA und des BKA bis zu den Hehlern bzw. den in Deutschland tätigen Mitgliedern der Organisation vorzudringen;
2. Sollte das Ziel darin bestehen, nicht nur den Weg des Goldes zu verfolgen, sondern die Personen zu ermitteln, die das daraus resultierende Schwarzgeld kassieren bzw. versuchen es zu waschen.

König nickte zustimmend mit dem Kopf, was mich beruhigte. Da kam auch schon eine weitere Frage.

„Kollege Klein, wie würden Sie das anstellen?“

Auf diese Frage war ich gefasst und kramte weiter in meinem nicht gerade reichen Erfahrungsschatz auf diesem Gebiet.

„Auf jeden Fall müsste eine schlagkräftige Truppe zusammengestellt werden, einschließlich V-Leute, die konspirativ arbeiten. Dabei sind Russischkenntnisse bei mindestens einem der Mitarbeiter ganz wichtig. Diese Truppe sollte zunächst alle Personen aufklären die unter dem Verdacht stehen, an diesem Goldtransfer beteiligt zu sein. Dann müsste man konspirativ in die Organisation eindringen, um deren Struktur und die Wege der Geldwäsche zu ermitteln.

Dabei sind eine optimale Ausstattung mit Büro- und Abhörtechnik, ausreichend Geldmittel sowie eine konspirative Wohnung unbedingt erforderlich. Der Kontakt zum LKA sollte ausschließlich dem Leiter der Gruppe vorbehalten sein.“

Als ich ein zufriedenes Lächeln auf dem Gesicht des Chefs sah wusste ich, dass eine interessante aber auch nicht ungefährliche Arbeit auf mich zukam.

Mein Dezernatsleiter saß mit offenem Mund dabei und sagte keinen Ton.

König beugte sich etwas vor und sprach ziemlich leise, was seinen Worten wohl Nachdruck verleihen sollte,

„Also, Kollege Klein, Sie schreiben das alles detailliert auf, einschließlich aller Dinge, die zur personellen, materiellen und finanziellen Absicherung der Gruppe notwendig sind. Ich erwarte auch konkrete Vorschläge zu, aus Ihrer Sicht, geeigneten Mitarbeitern. Haben wir uns verstanden?“

Dabei sah er meinem Dezernatsleiter an, der eifrig nickte.

Mit der Aufforderung,

„In drei Tagen will ich alles auf meinem Schreibtisch haben“,

.Mit den Worten,
„Und noch etwas, die Sache ist >topsecret<“
beendete er das Gespräch.
Diese Ermahnung hätte er sich sparen können.
Schließlich war ich kein Anfänger.
Aber so sind eben die Chefs, müssen ihre
Dienststellung auf diese versteckte Art immer
herauskehren.
Meine Vorstellungen, bezüglich des materiell und
finanziell Notwendigen, hatte ich schnell zu Papier
gebracht.
Schwieriger war es schon, mit der personellen
Besetzung meiner Gruppe.
Es musste auf jeden Fall jemand dabei sein, der
der Russischen Sprache mächtig und in der Lage
war, undercover in die Bande einzudringen.
Dazu musste man sich in der Mentalität der
Russen gut auskennen.
Mir fiel ein ehemaliger junger Kollege vom alten
Polizeipräsidium in Ostberlin ein, der seine Kinder-
und Jugendzeit in Moskau verbrachte, weil sein
Vater einige Jahre an der Botschaft in Moskau
tätig war.
Dazu wollte ich mit meinem väterlichen Freund
Ewald reden. Der musste es als alter
Personalchef ja wissen, wo der Kollege
abgeblieben war.
Für die administrativen Arbeiten im Büro und vor
allem am Computer schwebte mir eine Kollegin
aus unserem LKA4 vor, die mir bis dahin schon
manchmal mit guten Ratschlägen half und auch
sonst recht sympathisch war.
Meine ersten Gedanken zur Zusammenstellung
der Gruppe trug ich Werner, meinem
Dezernatsleiter vor. Er war damit einverstanden.
Was sollte er auch sonst sagen?

Konstruktive Gedanken hatte er selten.

Er bat mich nur, keinen weiteren Kollegen aus dem Dezernat anzufordern, um es nicht weiter zu schwächen. Er musste ja schließlich schon auf mich verzichten. Irgendwie sah ich das auch ein. Bloß, wen sollte ich nehmen? Ich kannte doch nur die eigenen Leute. Also blieb mir nur der Weg zu meinem Freund Ewald.

Der freute sich, als ich einen Tag später vor seiner Tür stand. Seine Familie wohnte immer noch in der alten Wohnung im Marzahn. Wir lagen uns gleich in den Armen, denn wir hatten uns mindestens ein Jahr nicht gesehen.

Er war alt geworden. Ich merkte ihm an, dass er sehr unter der Arbeitslosigkeit litt.

Er sperrte sich auch regelrecht gegen die neue Zeit. Deshalb fragte ich ihn nicht weiter, wie es ihm geht.

Seine Frau erschien mir dagegen wenig verändert. Genau so freundlich und gepflegt aussehend, wie immer.

Ich berichtete Ewald allgemein über die Arbeit im LKA4 und dass ich mich ganz gut eingelebt hatte. Natürlich war vieles anders und eine Kameradschaft, wie wir sie vor der Wende kannten, gab es schließlich nicht.

Dann erzählte ich ihm von meiner neuen Aufgabe und fragte gleich ob er weiß, wo der junge Kollege abgeblieben ist, der ein halber Russe war.

Da musste er lächeln und erinnerte sich an ihn.

„Du meinst den Rolf Schölzel? Das war schon ein Filou. Soweit ich weiß, ist er auch beim LKA gelandet, aber wo, kann ich dir nicht genau sagen, frag doch einfach in der Personalabteilung nach.“

Dann nannte er mir noch einige andere Namen von ehemaligen Kollegen, die seiner Meinung nach für diese Aufgabe geeignet waren. Ich schrieb mir alles auf, um weiter recherchieren zu können.

Anschließend holte er Gläser aus dem Schrank und wir tranken gemeinsam mit seiner Frau, den von mir mitgebrachten Wein. Es war ein schöner Abend.

Wie es oft bei solchen Gelegenheiten geschah, erinnerten wir uns auch an die Zeit, als unsere Freundschaft begann.

Trotzdem war ich ein wenig traurig, als ich die beiden nach zwei Stunden verließ und vorbei an meiner alten Wohnung zum Fahrstuhl ging.

Was war nur aus Ewald geworden? So ein lebenslustiger und intelligenter Mann, der er einmal war, mutierte zu einem fast menschlichen Wrack.

Bei der Polizei wollten sie ihn nach der Wende nicht mehr haben. Dann hat er sich als Versicherungsvertreter und beim Wachschatz versucht.

Bei dem einen Job sollte er die Kunde um ihr Geld bringen und bei dem anderen kam er sich zu blöd vor, mit halben Analphabeten zusammen zu arbeiten.

Etwas anderes als Polizist war er vorher nie gewesen. Deshalb bekam er auch beim Arbeitsamt nichts angeboten, was er aus seiner Sicht akzeptieren konnte. Als ich ihn so sitzen sah, tat er mir einerseits leid und andererseits konnte ich ihm auch keine guten Ratschläge geben.

Dass er bereits einen leichten Herzinfarkt hinter sich hatte, verriet mir seine Frau, als wir einmal in

der Küche allein waren. Ich hoffte nur, dass sie sich nicht auch noch von ihm trennt.

Noch bevor ich aus dem Fahrstuhl stieg kam mir ein Gedanke, den ich sofort in die Tat umsetzen wollte. Deshalb drückte ich wieder den Knopf für die neunte Etage und fuhr noch einmal hinauf zu Ewalds Wohnung und klopfte leise an die Tür, damit die Kinder nicht aufwachten.

Ich konnte es kaum erwarten, Ewald mit meiner Idee zu konfrontieren. Der öffnete zaghaft und war erstaunt, mich schon wieder zu sehen.

„Was ist denn los, dass du schon wieder da bist?“

Ohne darauf zu antworten, schob ich ihn einfach in sein Wohnzimmer und legte sofort los.

„Ewald, ich muss dich noch etwas fragen, wärest du bereit, zeitweilig als Berater, Informant oder inoffizieller Ermittler in meiner neu zu bildenden Truppe mit zu arbeiten?“

„Du bist ja verrückt, was soll ich denn dabei? Frag doch erst einmal deine Vorgesetzten, dann können wir uns darüber unterhalten. Lust hätte ich schon, aber mach, dass du jetzt Nachhause kommst. Ruf mich an, wenn du das geklärt hast.“ Hörte ich ihn noch sagen. Dann schob er mich aus seiner Wohnung und ich stieg erleichtert in den Aufzug. Vorsorglich war ich nicht mit dem Auto gekommen und hatte somit in der Linie 7 der S-Bahn bis zu meiner Haltestelle am Alex ein wenig Zeit, um über meine spontane Idee nachzudenken.

So ungewöhnlich, wie mir der ganze Fall mit dem Gold und den darin verwickelten Russen erschien, so ungewöhnliche Wege sollten wir auch gehen, um am Ende erfolgreich zu sein.

Ehrlich gesagt, war es mir egal, um wie viel Gold und wie viel Ganoven es sich handelte. Ich wollte

in meiner Arbeit einfach erfolgreich sein und die Weichen dafür stellen, in Zukunft nie wieder Fahrraddiebe oder Briefkastenräuber jagen zu müssen.

Der Name Klein sollte für Qualität stehen.

Ganz nüchtern war ich bei meinen Überlegungen natürlich nicht mehr.

Dennoch kam ich auf den Gedanken, für mich ein zuverlässiges Detektivbüro einzuspannen, dass in Polizeikreisen, zumindest beim LKA, nicht so bekannt, aber dafür zuverlässig sein sollte. Auf diesen Gedanken hatte mich Ewald gebracht, als er von einem ehemaligen Kriminalisten erzählte, der nach der Wende eine Detektei aufgemacht hatte. Dieser ehemalige Kollege galt unter den >alten Hasen< als sehr ausgeschlafen, hatte bisher aber noch nicht die richtig interessanten Sachen aufzuklären.

Untreue Ehemänner im Auftrag ihrer Frauen oder Arbeitsbummelanten zu beschatten, war auch nicht gerade das Gelbe vom Ei.

Mir kam die Idee, Ewald in dieser Detektei unterzubringen, damit er und der ehemalige Kollege auf inoffiziellm Wege, die uns >Staatsdienern< verschlossen waren, wichtige Informationen beibringt.

Der mir von Ewald genannte Rolf Schölzel aus unserem alten Präsidium, der ja ein halber Russe war, würde auch ganz gut zu diesem Duo passen. Ich war überzeugt, dass wir undercover viel eher in die Nähe der Goldschieberbande gelangen würden, als mit offiziellen LKA-Mitarbeitern.

Diesen Gedanken wollte ich am nächsten Tag meinen Chefs unterbreiten. Ich war mir sicher, dass ich eine Weile brauchen würde, um sie davon zu überzeugen.

So kam es dann auch.

Mein Dezernatsleiter hielt das Ganze für ein Hirngespinnst, dem unser Abteilungsleiter nie zustimmen würde.

Werner war eben wie stets ein Feigling, der nie etwas riskieren wollte. Immer nur auf Nummer sicher gehen, war seine Devise. Deshalb brachte er es auch nie weiter, als bis zum Dezernatsleiter.

König, der Abteilungsleiter, hörte sich meine Gedanken seelenruhig an. Dabei beobachtete ich seine Mimik.

Er wog den Kopf hin und her, zog einmal die Augenbrauen hoch, aber unterbrach mich nicht. Das war schon ein gutes Zeichen.

Er war als „glasharter Hund“ bekannt, der auch gern einmal etwas Verrücktes durchgehen ließ.

Nach einer Viertelstunde war von meiner Seite alles gesagt.

König ließ sich von mir meine schriftlichen Ausarbeitungen in die Hand geben, stand auf und sagte nur,

„Sie hören am Montag von mir.“

Ich war überzeugt, dass er sich am Wochenende ausführlich damit beschäftigen wird und betrachtete es als einen kleinen Sieg.

Mit einem leichten Triumphgefühl in der Magengegend schaute ich zu Werner hinüber, der wie versteinert in seinem Sessel saß, und sah, wie ihm kleine Schweißperlen an den Schläfen herunter liefen, ohne dass er nur einen Ton gesagte hatte.

>Arschloch< dachte ich und gab König die Hand, bevor wir sein Büro verließen.

Auf dem fensterlosen Flur hörte ich Werner nur sagen,

„Da hast du ja Schwein gehabt, dass er dich nicht gleich heute auseinander genommen hat. Das wird er dann bestimmt am Montag nachholen.“

Ich sah das ganz anders, deshalb antwortete ich nur,

„abwarten“.

Als ich dann am Abend mit meiner Frau in der Küche beim Abendbrot saß, konnte ich einfach nicht mehr an mich halten und erzählte ihr ganz allgemein von einem spektakulären Fall, der mir übertragen wurde und wie blöd sich dabei mein Dezernatsleiter anstellte.

„Statt mich zu unterstützen, stellte er meine Ideen in Frage. Ich glaubte fast, er denkt dass ich an seinem morschen Dezernatsleiterstuhl säge.“

Evi riet mir nur, höllisch aufzupassen und keine unnötigen Fehler zu machen.

Da hatte sie natürlich Recht. Zu diesem Zeitpunkt war sie im achten Monat schwanger und erinnerte mich immer öfter daran, dass wir bald eine richtige Familie werden und ich dann für die nächste Zeit der Alleinverdiener bin.

Solche Gedanken konnten nur einer Frau kommen.

Sie war im Gegensatz zu mir schon immer ängstlich wenn es darum ging, im Beruf etwas zu riskieren.

Als ich sie kennen lernte, hatte sie gerade ihren Berufsabschluss hinter sich und arbeitete erst wenige Wochen in der Kfz-Meldestelle des Präsidiums. Da war ich schon ein >alter Haudegen< bei der Kripo.

Nach der Wende wurde sie >freigestellt< und zunächst arbeitslos, bis sie bei einer Versicherung eine neue Stelle fand. Sie machte eine Umschulung, arbeitete in diesem Job einige

Monate und wurde wieder arbeitslos. Das war nicht gerade förderlich für ihr Selbstbewusstsein.

Als sie schwanger wurde, war sie glücklich und dachte nicht mehr an eine Arbeit. Sie konzentrierte sich auf ihre Schwangerschaft und freute sich, dass wir bald zu dritt sein werden.

Für mich war es nur von Vorteil, dass sie glücklich war und ich mich ganz auf meine Arbeit konzentrieren konnte. Kein Stress im Haushalt, stets eine aufgeräumte Wohnung und frische Hemden im Schrank und eine ausgeglichene Frau im Bett. Das wünschen sich doch die meisten Männer.

Ich machte da keine Ausnahme. Ihre Neugier, meiner Arbeit gegenüber, hielt sich auch in Grenzen. Wenn ich mal besonders sauer auf meine Chefs oder Kollegen war, dann hörte sie mir geduldig zu und holte mich wieder herunter.

Wenn ich da an Heidrun, meine erste Frau dachte, war ich froh, dass ich mich zum richtigen Zeitpunkt habe damals scheiden lassen.

An diesem Wochenende ertappte ich mich immer wieder bei meinen Gedanken an die bevorstehende Arbeit mit der neuen Arbeitsgruppe. Ich hoffte, dass König meine Vorschläge unterstützt.

Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wusste war, dass König meinen Dezernatsleiter Werner Becker am Sonnabend in sein Wochenendgrundstück bei Straußberg eingeladen hatte, um sich mit ihm zu beraten.

Beide kannten sich aus Stuttgart, wo König Dezernatsleiter und Becker einer seiner Mitarbeiter war. Ich wunderte mich schon lange,

weshalb sich Becker als Dezernatsleiter halten konnte.

Aus meiner Sicht hatte er nichts vorzuweisen, was ihn zu dieser Funktion befähigte.

Erst viel später erfuhr ich von einem anderen Kollegen, dass Becker, König bei einem Einsatz das Leben rettete. Allerdings weiß ich bis heute nichts über die genauen Umstände. Jedenfalls hielt König immer wieder beide Hände über ihn, obwohl er in meinen Augen eine große >Pfeife< in seiner Funktion war.

Becker war bei König eingeladen, damit sie in Ruhe über meine Vorschläge diskutieren konnten. Ich schätzte König als einen sehr sachkundigen und erfahrenen Mann ein, der auch einmal etwas wagt, um zum Ziel zu kommen. Er legte sich, wenn es sein muss, auch mit den Staatsanwälten an, wenn sie in unsere Arbeit hineinreden wollten. Er kämpfte dann mit Haken und Ösen, damit unsere Ergebnisse akzeptiert wurden und die Ermittlungsarbeit letztendlich zu einer Anklage führte.

Am darauf folgenden Montag fuhr ich mit gemischten Gefühlen zur Arbeit. Ich wusste, dass ich verdammt sauer sein würde, wenn König mir eine Abfuhr erteilt.

Ein gutes Zeichen war schon, dass Becker mich frohgelaunt begrüßte und mir mitteilte, dass König uns erwartete.

Dann saßen wir an seinem langen hölzernen Beratungstisch.

Wie immer wirkte König ruhig und beherrscht. Er schaute mir lächelnd ins Gesicht und bemerkte natürlich, dass ich wie ein Flitzebogen gespannt war.

Dann hob er seine Stimme und begann,

„Also, Kollege Klein, Ihr Dezernatsleiter und ich, wir haben uns am Wochenende mit Ihren Vorschlägen auseinandergesetzt.

Im Großen und Ganzen bin ich damit einverstanden.

Sie müssten mir nur noch etwas mehr zu den Leuten sagen, mit denen Sie bei dem Vorgang zusammen arbeiten wollen. Um die finanzielle und materielle Sicherstellung wird sich Kollege Becker kümmern. Aber ich denke, dass kriegen wir in die Reihe. Schließlich geht es darum, einen Schaden im Wert von mehreren Millionen abzuwehren und den Ganoven mehrere Millionen in Gold abzunehmen.

Da wollen wir auch nicht knauserig sein.“

Mir fiel ein Stein von meinen nicht gerade schmalen Schultern.

Da ich genaue Vorstellungen über das Herangehen in diesem Fall hatte und genau wusste, wie alles ablaufen sollte fiel es mir auch nicht schwer, König von meinen Personalvorschlägen zu überzeugen.

Am längsten diskutierten wir über die Zusammenarbeit mit der Privatdetektei.

Der Gedanke, dass ein Privatdetektiv Wege zur Informationsbeschaffung gehen konnte, die uns nicht erlaubt waren, gefiel König. Er hatte nur ein Problem damit, auf welcher Basis er bezahlt werden sollte.

Dazu schlug ich vor, den Detektiv als V-Mann zu verpflichten und ihn am Ende, entsprechend dem Wert des sichergestellten Edelmetalls, zu bezahlen.

So, wie es beim BKA im Fall von Rauschgift oder Waffen auch gemacht wird. Von dem Geld, das die Detektei bekommt, müsste dann Ewald als

Mitarbeiter des Detektivs ebenfalls entlohnt werden.

König überlegte eine Weile und erklärte sich bereit, diese Angelegenheit in unserem Sinne zu klären.

Wichtig war noch, dass wir eine konspirative Wohnung als Stützpunkt, Bürotechnik, zwei PKW und ein Konto mit zehntausend D-Mark Operativgeld bekamen.

Rolf Schölzel, der halbe Russe, arbeitete in der Kriminalstelle einer Polizeidirektion in Berlin-Marzahn. Seine Versetzung zu uns musste auch noch eingeleitet werden.

König legte fest, dass am Freitag der gleichen Woche, die in Frage kommenden Mitarbeiter sich fünfzehn Uhr an seinem Tisch einzufinden hatten und mit der Aufgabe im Detail von ihm vertraut gemacht werden.

Mit der Arbeit sollte dann am Montag, also in einer Woche, begonnen werden.

Somit hatte ich noch eine Woche Zeit, um unser Büro einzurichten und die Privatdetektei zu instruieren und zu verpflichten.

Da musste ich Ewald hinzu ziehen, der ja inoffiziell dort arbeiten sollte.

Um die zwei Autos, das Operativgeld, die Wohnung und Bürotechnik hatte sich Werner Becker zu kümmern. Ich war gespannt, ob er das schaffte.

Mit Unterstützung Königs gelang es mir einen Tag später, einen mit der neuesten Abhörtechnik ausgestatteten Lieferwagen T4 locker zu machen, den wir unbedingt für die Überwachung der Bande brauchten.

Allerdings mussten meine Mitarbeiter in diese Technik noch eingewiesen werden. Mein

Dezernatsleiter Werner Becker überraschte mich wenig später mit den Schlüsseln für unsere konspirative Wohnung.

Kaum hatte ich sie in der Hand, stürmte ich auch schon los, um mir die Räume in einem Mietshaus auf der Wilmersdorfer Straße in Charlottenburg anzusehen.

Ich war mehr oder weniger überrascht, wie professionell unser neues Büro bereits eingerichtet war.

Becker grinste, als ich ihm das sagte. Gab aber zu, dass er die Räume so übernommen hatte, da kurz vorher eine andere Gruppe des LKA4 für ihre operative Arbeit sie nutzte.

Ich klatschte vor Freude in die Hände, als ich das Büro sah.

Alles war vorhanden, was ich für unsere Arbeit erforderlich hielt. Sogar eine Telefon-Standleitung ins LKA4, die nur noch auf die Anschlüsse von König und Becker geschaltet werden musste.

Somit brauchte ich mich nur noch um meine Mitarbeiter kümmern.

Irene Seidel, eine fünfunddreißigjährige, in ihrer Arbeit recht erfahrene Büroangestellte unserer Abteilung, stand ganz oben auf meiner Liste. Von König hatte ich schon die Genehmigung für ihre Freistellung. Von mir wusste sie bereits, dass ich sie angefordert hatte. Deshalb musste ich nur noch mit ihrem Referatsleiter sprechen, der letztendlich mit knirschenden Zähnen ihre Abkommandierung zur Kenntnis nahm.

Irene arbeitete bereits mehr als zehn Jahre in diesem Job. Sie war im Umgang mit der Computer- und Bürotechnik immer auf dem Laufenden und hatte mir in dieser Beziehung schon oft geholfen. Darüber hinaus ist sie eine

sehr angenehme Kollegin, die sich jeder Situation, auch den Kollegen gegenüber, sehr gut anpassen konnte. Attraktiv war sie ebenfalls.

Ein Anruf bei Rolf Schölzels Direktionsleiter bestätigte mir, dass auch er ab kommenden Montag zur Verfügung stand.

So blieben nur noch zwei junge Kollegen aus unserer Abteilung, die ich für die konspirative Überwachung brauchte. Ihre unmittelbaren Vorgesetzten wussten von dem geplanten Sondereinsatz. Am Telefon nannte ich ihnen das genaue Datum und besuchte die zwei Männer in ihren Büros.

Ich informierte sie in groben Zügen über die geplante Arbeit unserer Gruppe, zu der sie ab kommenden Montag gehörten. Der Glanz in ihren Augen bestätigte mir, dass sie heiß darauf waren. Noch ahnten wir nicht, wie gefährlich und kompliziert unser Job tatsächlich werden sollte.

Es war inzwischen Donnerstagnachmittag, als ich endlich dazukam, den Mann aufzusuchen, der als Joker in unserem Krimi vorgesehen war, der Privatdetektiv und ehemalige Oberleutnant der DDR Kriminalpolizei, Konrad (Konni) Gerstenberger. Seine Agentur befand sich auf der Prenzlauer-Allee im Osten unserer Hauptstadt. In der Tasche hatte ich eine Verpflichtungserklärung. Mit der Unterschrift darunter sollte er zu einem der wichtigsten V-Männer des LKA werden. Sein „Agentenlohn“ würde reichlich ausfallen, wenn es uns gelingt, kiloweise Gold zu beschlagnahmen und dem Staatshaushalt zuzuführen. Konni war ja bereits telefonisch und von Ewald auf diese Aufgabe vorbereitet und damit einverstanden. Deshalb brauchte ich auch keine weitere Überzeugungsarbeit zu leisten.

Er unterschrieb ohne längere Diskussion und wir sprachen seinen Part noch einmal durch. Er sollte für die Recherche, unter Ausnutzung seiner Möglichkeiten als Privatdetektiv, eingesetzt werden und dabei alles mit Bild und Ton dokumentieren.

Offiziell würde mein väterlicher Freund Ewald für ihn arbeiten. Inoffiziell hatte ich Ewald aber dazu auserkoren, mir persönlich als Berater ständig zur Seite zu stehen. Diese Details wollte ich den anderen Mitarbeitern nicht mitteilen. Sie sollten glauben, dass Ewald, genau wie sie, ein Kommissar des LKA sei. Nur Rolf Schölzel, unser „Halbrusse“ kannte Ewald von Früher. Er wusste aber nicht, dass Ewald bei der Kripo schon lange ausgemustert war.

Als ich das alles geklärt hatte, blieb mir nur, meinen Einsatzplan im Detail zu erstellen. Für jeden meiner Mitarbeiter wollte ich die Aufgabe klar und eindeutig definieren.

Es sollte aber jeder nur das wissen, was für seine unmittelbare Arbeit wichtig sein sollte.

Im Kopf hatte ich mein Konzept in groben Zügen schon fertig, musste es nur noch zu Papier bringen. Das wollte ich aber gemeinsam mit Ewald tun, der von Anfang an in meine Gedanken eingeweiht war. Dabei sollte er aber auch seine Erfahrungen einbringen.

Nachdem ich Konni in seinem Büro verlassen hatte, rief ich Ewald an und wir vereinbarten, das Wochenende für unsere konkrete Planung zu nutzen. Seine Frau knurrte zwar, als sie davon hörte. Ich kannte sie aber so gut, dass ich wusste, dass sie in solchen Fällen zwar knurrte, uns aber nicht ernsthaft böse war. Eigentlich freute es sie,

dass ihr Mann seit langer Zeit eine Aufgabe bekam, die ihn ganz und gar forderte.

Damit war auch für unser leibliches Wohl an diesem Wochenende gesorgt.

Die Grundzüge meines Plans hatte ich ja schon vor längerer Zeit zu Papier gebracht und König zur Bestätigung vorgelegt. Dieses Dokument kannte Ewald bereits.

Jetzt ging es darum, die Einzelheiten zu diskutieren und festzulegen.

Am Sonnabend Früh, gegen acht Uhr, klingelte ich an Ewalds Wohnungstür. Ingrid, seine Frau, war ganz erschrocken, als sie mich sah und rief aus, „Du bist ja schon da, wir sitzen noch am Frühstückstisch. Hast du schon Gefeühstückt?“

Tatsächlich hatte ich nur eine Tasse Tee getrunken, als ich mich auf den Weg nach Marzahn machte. Ich schlich ganz leise aus der Wohnung, um Evi nicht zu wecken.

Deshalb nahm ich Ingrids Einladung zum Frühstück dankend an.

Ewald traf ich mit vollen Backen kauend am Frühstückstisch, wobei ihm nicht wenig Konfitüre am Mund klebte. Deshalb brauchte er eine ganze Weile, bis er mich wortreich begrüßen konnte.

Nach weiteren zwanzig Minuten war es soweit, dass wir an unsere Arbeit gehen konnten.

Zunächst las ich Ewald das Papier vor, das er eigentlich schon kannte. Dann brachten wir eine Gliederung mit den wichtigsten Maßnahmen auf ein Blatt und ordneten die dabei zum Einsatz kommenden Kollegen zu.

Das Hauptziel war, dass wir alles Wichtige zu der „Goldschieberbande“ zunächst ermitteln, damit Rolf Schölzel sich in diese Bande integrieren und

den Weg des Goldes, bis zu seiner Verwandlung in Dollars oder Euros aufklären kann.

Die Details der Festnahme und des Ermittlungsverfahrens sollten uns zu diesem Zeitpunkt nicht interessieren. Ganz wichtig war aber, alles strafrechtlich Relevante so zu dokumentieren, dass es im Strafverfahren verwendet werden konnte.

Das schreibt sich heute alles leicht auf, aber wir brauchten damals mitunter lange, um uns konkret festzulegen.

Am späten Nachmittag packte ich meine Unterlagen zusammen und wir einigten uns, dass Ewald mit seiner Frau einen Tag später zum Kaffeetrinken zu uns kommt, damit wir die Planung zum Abschluss bringen. Schließlich sollten wir am Montagvormittag mit der eigentlichen Arbeit beginnen.

Während unsere beiden Frauen über Gott und die Welt schwatzten, wurden wir uns letztendlich über die noch offenen Fragen einig. Das war natürlich ein triftiger Grund, um mit einem guten Weinbrand die Arbeit zu beenden.

Die Stunde null begann für unsere Arbeitsgruppe am Montag, dem ersten Oktober 1994. In anderen Dienststellen hätte man sie vielleicht auch SOKO genannt,.

Ein für mich heute noch denkwürdiger Tag.

Pünktlich acht Uhr saßen alle Beteiligten, außer Konni, im Besprechungsraum um einen ziemlich großen Konferenztisch und schauten mich mit erwartungsvollen Augen an.

Um die Brisanz unserer Aufgabe zu unterstreichen, waren auf meine Bitte, selbst

Abteilungsleiter König sowie Werner Becker, der verantwortliche Referatsleiter, anwesend.

König ergriff gleich das Wort und schilderte in groben Zügen das Ziel unserer Aufgabe.

Er machte deutlich, dass es hier nicht darum ging, vietnamesische Zigarettenhändler zu fassen, sondern eine gefährliche Bande der russischen Maffia dingfest zu machen, wobei es um Werte von mehreren Millionen D-Mark ging.

Die Chefs waren nach einer halben Stunde wieder verschwunden, so dass ich danach in aller Ruhe auf die Details eingehen konnte.

Ich schilderte die Feststellungen der Zollverwaltung und erläuterte den Rahmen, in dem wir uns bewegen werden.

Wir mussten zunächst herausfinden, wo die aus Russland eintreffenden Lieferungen hingebracht und umgeschlagen werden.

Vom Zoll lag mir eine Ermittlungsakte mit Berichten und Fotos vor, auf denen die Fahrzeuge und Personen abgebildet waren, die man in diesem Zusammenhang bisher feststellen konnte.

Weiterhin ging daraus hervor, dass die von der gleichen Spedition aus >Charkow< in Russland stammenden Fahrzeuge ihre Fracht in Großraumlager der Handelketten REWE und NETTO in Berlin Marienfelde bzw. Tegel in der Vergangenheit entluden.

Die offiziellen Lieferungen bestanden aus Kartons mit aus Asien stammenden Textilien.

Mein Plan sah vor, dass Rolf Schölzel als Transportarbeiter in einem der Lager eingestellt wird und Vorort die Verhältnisse aufklärt.

Als Observationsteams wollte ich unseren Detektiv Konni sowie die zwei jungen Kollegen,

Bernd und Peter vom LKA, mit dem Technikwagen in der Nähe der Umschlagplätze stationieren.

Mit der Zollverwaltung war vereinbart, dass sie mich informiert, wenn Fahrzeuge zur Einreise kommen, deren Ziel REWE oder NETTO in Berlin ist.

In diesem Fall beabsichtigte ich, mich sofort in meinen „Audi A4“ zu setzen und zur Grenze zu fahren. Von dort wollte ich die LKW in entsprechendem Abstand begleiten.

Somit war alles vorbereitet, um die Fahrzeuge in Empfang zu nehmen.

Mit Becker hatte ich abgesprochen, dass er für die Einstellung Rolf Schölzels im Lager von REWE sorgt. Dazu sollte er mir am nächsten Morgen >grünes Licht< geben.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit Einzelgesprächen, um meine Mitarbeiter in ihre Aufgaben einzuweisen.

Zuletzt widmete ich meine Aufmerksamkeit der Kollegin Irene Seidel, unserer Sekretärin.

Bis dahin hatte sie schon ihren neuen Arbeitsplatz, mit IBM-Computer, der mit dem Intranet des LKA und dem Internet vernetzt war ausgiebig inspiziert. Sie freute sich, bei so brisanten und interessanten Ermittlungen dabei sein zu können. Ihr oblag es, alle durch uns gewonnen Erkenntnissen und Informationen mit den vorhandenen Daten im Netz abzugleichen.

Wie ich feststellen konnte, kam sie auch mit der in ihrem Büro stehenden Kaffeemaschine ganz gut zurecht, da ihr Kaffee vorzüglich schmeckte.

Über das Telefon verständigte ich mich mit Konni und Ewald, die in ihrer Agentur >Gewehr bei Fuß< standen. Ewald war ja bis ins Detail über meine

Pläne informiert, damit er auch Konni ausführlich über die Details instruieren konnte.

Am nächsten Tag sollte der Detektiv sich mit seinem PKW in der Nähe des Auslieferungslagers von NETTO einen geeigneten Platz für seine Observation suchen und auf der Lauer liegen.

Die anderen Kollegen verbrachten den Nachmittag an unserem, mit Observationstechnik ausgestatteten, Lieferwagen VW T4. Dabei wurden sie von einem Fachmann des LKA4 ausführlich eingewiesen.

Als ich gegen achtzehn Uhr nach Hause fuhr, tat ich das mit dem Gefühl vollster Zufriedenheit. Es hatte bis dahin alles geklappt.

Evi freute sich über meine gute Laune, aber vor allem über den von mir mitgebrachten Blumenstrauß.

Dabei hatte ich ihr gegenüber ein verdammt schlechtes Gewissen.

Ihr Entbindungstermin rückte immer näher und ich wusste, dass ich in den nächsten Wochen ihr keine gute Stütze sein würde.

Zum Glück erklärte sich meine Schwiegermutter bereit, in der Zeit der erwarteten Entbindung bei uns zu wohnen und für ihre Tochter da zu sein. Ich war trotzdem froh, dass wir diesen Abend noch für uns hatten und ich Evi ungestört in die Arme nehmen konnte.

Ich nahm mir fest vor, ihr gegenüber kein Wort über die Arbeit zu verlieren um ihr das Gefühl zu geben, dass sie und die bevorstehende Geburt unserer Tochter für mich im Mittelpunkt steht.

Da wir bereits wussten, dass es ein Mädchen wird, hatten wir uns schon auf einen Namen geeinigt. Sie sollte Jannet heißen. Das war gar nicht so einfach. Ich wollte einen unkomplizierten

deutschen Namen. Da aber interessant klingende ausländische Namen in Mode waren, wollte meine Frau einen solchen.

Jannet Klein, klingt auch nicht schlecht. Zumindest war es ein guter Kompromiss.

Was die Entbindung betraf, waren wir optimistisch. Während der Zeit ihrer Schwangerschaft hatte Evi keinerlei Probleme. Sie fühlte sich wohl dabei und war immer gut gelaunt. Trotz meiner vielen Überstunden und manchem durch Arbeit verdorbenem Wochenende.

Uns war klar, dass es in den nächsten Tagen und Monaten nicht mehr so ruhig zugehen wird. Ich hoffte auf ein Kind, das mir den Nachtschlaf nicht zu oft rauben wird.

Mit diesen Gedanken schlief ich bald fest ein.

Ich weiß nicht, ob ich in dieser Nacht geträumt habe oder nicht, jedenfalls klingelte gegen vier Uhr das Telefon.

Mein Kontaktmann der Zollverwaltung war am anderen Ende der Leitung. Es dauerte eine Weile bis ich begriff, dass ein von uns erwarteter LKW aus Charkow von der besagten Spedition zur Einreise aus Polen in Frankfurt an der Oder vorgefahren war. Ich vereinbarte noch schlaftrunken, dass der Zoll das Fahrzeug übergründlich kontrollieren und wenn es sein musste, auch eine verkehrstechnisch Kontrolle veranlassen sollte, um ausreichend Zeit für meine Anreise zu gewinnen.

Wenn Gold gefunden wird, dann sollte der Zoll nichts unternehmen, damit wir den LKW, entsprechend unserer Zielstellung, weiter verfolgen konnten.

Dann ging alles ganz schnell. Ich schlich mich wie so oft zu nachtschlafender Zeit aus der Wohnung zu meinem Audi und fuhr in Richtung Frankfurt/Oder, wo ich am Grenzübergang erwartet wurde.

Nur gut, dass es bereits damals Mobilfunktelefone gab. So konnte ich während der Fahrt meine Anweisung an die Mitarbeiter meiner Einsatzgruppe geben. Das kam zwar einerseits für alle überraschend, aber andererseits konnten wir froh sein, dass es endlich losging.

Für Ewald und Konni gab ich ebenfalls den Startschuss durch.

Alle wussten, was sie zu tun hatten bzw. wo sie den LKW erwarten sollten.

Nur Rolf Schölzel war noch nicht an dem Platz, den er einnehmen sollte. Das musste sich in den nächsten Tagen bald ändern.

Zur Vorbereitung auf diesen Job war ich einige Tage vorher an der Grenzübergangsstelle und machte mich mit den Kollegen und Gegebenheiten vertraut. Deshalb hatte ich kein Problem damit, sofort den Platz zu finden, wo der Zoll seine Kontrollen vornahm.

Schon von weitem sah ich den russischen LKW und den Fahrer, der scheinbar gelangweilt davor stand.

Der Diensthabende der Kontrollstelle informierte mich, dass in drei der zur Lieferung gehörenden Kartons je drei Barren, mit einem Gewicht von etwa fünf Kilo, festgestellt wurden. Die Zollmitarbeiter haben alles so gelassen wie es war, sie hatten lediglich mit einem schwarzen Filzstift an einer der unteren Ecken der betreffenden Kartons ein kleines Kreuz gemacht. Der Fahrer war zu keinem Zeitpunkt ängstlich und

zeigte sich kooperativ. Ob er mit dem Gold etwas zutun hatte, blieb somit offen.

Die Papiere befanden sich noch im Büro der Zollkontrollstelle.

Damit hatten die Zollmitarbeiter gute Arbeit geleistet und uns in die Lage versetzt, wie geplant weiter an dem Fall zu arbeiten.

Als der LKW vom Platz rollte wartete ich noch zwei Minuten, bevor ich mich auch langsam in Bewegung setzte.

Der Fahrer mit dem Gold auf der Ladefläche steuerte sein Fahrzeug mit vorgeschriebener Geschwindigkeit auf der damals noch recht holprigen Autobahn in Richtung Berlin.

Noch nie war ich mit einem Auto so langsam unterwegs. Am Autobahnkreuz Frankfurt-Berliner Ring erhielt ich von meinen Einsatzteams die Meldung, dass sie sich an geeigneten Stellen postiert haben und das Fahrzeug erwarteten.

Für mich wurde es noch einmal brenzlig, als der LKW kurz hinter Fürstenwalde auf einen Rastplatz einbog. Außer mir war kein weiteres Auto in der Nähe.

Ich dachte,

„verdammt, wenn der jetzt jemanden seine heiße Fracht übergibt, bin ich aufgeschmissen.“

Allein in halbdunkler Nacht hätte ich ihn nicht einmal verhaften können.

Um nicht gesehen zu werden stellte ich bei der Einfahrt auf den Rastplatz Motor und Licht aus und blieb sofort stehen.

Ich hatte Glück. Der Mann fuhr fast bis an das Ende des Platzes und wollte nur seine Blase entleeren.

Er war in zwei Minuten wieder in seinem Fahrerhaus und setzte sich in Bewegung. Es

dauerte etwa noch eine dreiviertel Stunde, bis das Fahrzeug vor Grünau von der Autobahn abbog und über Rudow nach Marienfelde zu dem uns bekannten REWE-Lager fuhr.

Der Fahrer schien nicht das erste Mal hier gewesen zu sein, denn er kannte sich gut aus und fuhr zielgerichtet auf eine der Lagerhallen zu, an die er rückwärts heran rollte und vor einer Rampe sein Fahrzeug abstellte.

Es war inzwischen sieben Uhr und noch niemand zu sehen.

Peter und Bernd hatten sich mit ihrem T4 hinter einer Baumgruppe postiert, so dass sie nur schwer von der Lagerhalle einzusehen waren. Mit Fernglas und Kamera ausgerüstet, war es ihnen aber möglich das zu beobachtende Gelände einigermaßen zu überschauen. Ganz in ihrer Nähe stellte ich meinen Audi ab, verließ das Auto und setzte mich zu den Kollegen im T4.

Inzwischen war der russische Kraftfahrer im angrenzenden Bürogebäude verschwunden. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis er wieder heraus kam und zu seinem LKW schlenderte.

Zur gleichen Zeit kam Leben in die Lagerhalle und ein großes Blechtor wurde direkt hinter dem LKW, oberhalb der Rampe, aufgezogen. Der Fahrer ließ die Ladebordwand des LKW herab und zwei Lagerarbeiter begannen mit der Entladung der Pappkartons.

Für uns ergab sich die Frage, werden alle Kartons entladen oder behält er die mit dem Gold zurück?

Um das festzustellen, beauftragte ich Peter zur Halle zu laufen und die Arbeiter nach irgendeiner Straße zu fragen. Das sollte aber in dem Moment geschehen, wo sie mit der Entladung fertig sind

und die Ladebordwand noch nicht wieder geschlossen ist.

Ich gab ihm meinen Autoschlüssel, damit er nahe an das Tor zum Betriebsgelände heranfährt und keinen Verdacht erregt.

Das klappte alles wunderbar.

Peter fuhr mit meinem Audi wieder los und wir mit dem T4 hinterher. Nach einigen hundert Metern blieben wir stehen und Peter kam zu uns in den T4 und berichtete,

„die Ladefläche war völlig leer, als ich einen der Arbeiter fragte. Der Russe war gerade dabei, die Ladeklappe zu schließen. Ich habe noch gesehen, dass die Kartons nicht weit von dem Rolltor gestapelt waren, als ob sie bald wieder abgeholt würden. Aber das ist nur Spekulation.“

Diese Schlussfolgerung des Jüngsten meiner Mitarbeiter war auch aus meiner Sicht richtig. Deshalb entschied ich, dass Konni und Ewald ihren Observationspunkt in Tegel verlassen und zur REWE-Lagerhalle nach Mariendorf kommen und hier die Beobachtung übernehmen. Ich musste damit rechnen, dass die uns wichtigen Kartons demnächst abgeholt werden.

Wäre Rolf Schölzel schon an seinem Platz, hätten wir die Kartons besser unter Kontrolle. Aber das hatte mein toller Referatsleiter Werner Becker >versaut<.

Es dauerte fast eine Stunde, bis Konni und Ewald uns entgegen kamen. Nach kurzem Informationsaustausch nahmen sie den Platz ein, wo vorher Bernd und Peter mit dem T4 standen.

Am nächsten Morgen nahm ich zu ihnen telefonisch Kontakt auf und erhielt die Information, dass sich nichts ereignet hatte. Peter und Bernd

rückten gegen neun Uhr wieder mit dem T4 aus und lösten sie ab. Die Gefahr, dass sie entdeckt werden, sah ich aufgrund der örtlichen Gegebenheiten nicht.

Am Vormittag verfasste ich meinen ersten Bericht über die Ereignisse des letzten Tages, den Irene Seidel anschließend in den Computer tippte und über das >Intranet< an Becker und König sendete. Den Rest des Tages hatte sie damit zu tun, die vom Zollamt erhaltenen Personalien des russischen Kraftfahrers zu überprüfen. Becker gelang es noch, die Personendaten der in der REWE-Lagerhalle beschäftigten Arbeiter vom REWE-Personalchef zu erhalten und den Job für unseren >Halbrussen< Rolf Schölzel sicherzustellen. Somit konnte er am nächsten Tag seine Aufgabe in der Lagerhalle wahrnehmen.

Die Überprüfung der Personendaten durch Irene Seidel hatte leider keine verwertbaren Hinweise erbracht. Jetzt mussten wir auf unsere eigenen Beobachtungen und Rolf Schölzels Tätigkeit bei REWE setzen.

Ich wollte es fast nicht glauben, als gegen dreizehn Uhr Bernd Frenzel von seinem und Peter Köhlers Beobachtungspunkt bei REWE anrief und berichtete, dass soeben ein dunkelblauer Kleinbus >Chrysler Voyager< mit Berliner Nummer an der Rampe vorgefahren sei und der Fahrer von einem der Arbeiter drei Kartons übergeben bekam. Das ließ keinen anderen Schluss zu, dass wir nahe an der Bande dran waren.

Meine erste Frage war deshalb,

„Habt ihr alles dokumentiert? Das Nummernschild und die Gesichter des Fahrers und des Arbeiters?“

„Ja Chef, alles im Kasten“ antwortete Peter von seinem Mobiltelefon.

„Bleibt an dem Bus dran, wir müssen wissen, wohin er fährt und lass das Telefon an, damit ich weiß, wo ihr euch befindet. Ich fahre auch sofort los und komme euch entgegen.“

Inzwischen war Ewald im Büro eingetroffen. Ich forderte ihn auf, mich zu begleiten. Doch zuvor gab ich Irene die von Peter erhaltene Autonummer, damit sie den Halter des dunkelblauen Chrysler ermittelt und mir durchgeben konnte.

Ich brauchte keine zehn Minuten, bis ich auf der Stadtautobahn war und in Richtung Tempelhof und Mariendorf fuhr. Mit Peter stand ich in ständigem telefonischem Kontakt. In Höhe des >Ullstein Hauses< sah ich unseren T4 in entsprechendem Abstand hinter dem Chrysler, mir entgegen kommen. Jetzt galt es so zu fahren, dass der Chryslerfahrer nicht bemerkt, dass er beschattet wird.

An der nächstmöglichen Stelle wendete ich mein Auto und fuhr mit weit überhöhter Geschwindigkeit stadteinwärts, bis ich den T4 einholte. Ich verständigte Peter, dass ich mich jetzt vor ihn setzen werde, damit er sich nicht mehr im Blickfeld des Chrysler befand.

Inzwischen hatte Irene den Halter des Kleinbusses ermittelt und Ewald auf seinem Funktelefon durchgegeben. Es handelte sich um eine Im- und Exportfirma mit dem Namen >Sovimport< von der Kantstrasse in Berlin-Charlottenburg.

Also nicht weit von unserem Büro, was mir überhaupt nicht gefallen konnte.

Als Geschäftsführer war ein >Pavel Schewtschenko< eingetragen, der kein unbeschriebenes Blatt, laut unserem Computer

war. Neben zwei Zollvergehen wies sein Strafregister noch eine Bewährungsstrafe wegen Körperverletzung aus.

Inzwischen stellte ich während der Fahrt fest, dass noch eine zweite Person im Chrysler saß. Es hätte mich auch gewundert, wenn dieser „Goldtransport“ nur mit einer Person erfolgt wäre, wo der Wert der Barren doch weit über einer Million D-Mark lag.

Jetzt war ich gespannt, ob die Ganoven direkt in die Kantstrasse fuhren oder die Kartons irgendwo anders ablieferten.

Tatsächlich bogen sie erst am Kaiserdamm von der Stadtautobahn und fuhren zunächst in die >Krumme Straße< und dann in die >Schillerstraße< bis zur Hausnummer 95.

Peter hatte ich schon angewiesen zurück zu bleiben. Dann blieb auch ich sofort stehen und wir beobachteten, wie einer der beiden Insassen des Chrysler heraus sprang, die Heckklappe öffnete und den ersten Karton in das Haus trug. Ohne dass ich etwas sagen musste, verließ Ewald unser Auto und schlenderte an dem Haus vorbei. Zum gleichen Zeitpunkt holte der Fahrer des Chrysler einen zweiten Karton aus dem Kofferraum und stieß am Eingang fast mit Ewald zusammen. Dabei konnte Ewald das Gesicht des Fahrers ganz deutlich sehen.

Er hatte ein schwarzes Ledersakko an, unter dem er ein schwarzes Shirt trug sowie dunkelblaue Jeans und schwarze Schuhe.

Weiterhin hatte er kurzgewelltes schwarzes Haar sowie einen Oberlippen- und Backenbart.

Wie Ewald berichtete, war er ein südländischer Typ aus dem Kaukasus. Als der dritte Karton von dem Beifahrer geholt wurde, konnte Ewald auch

diesen ganz genau sehen und sich sein Gesicht einprägen. Er war kleiner und etwas rundlich, mit einem eher europäischen Aussehen.

Das war erst einmal ein voller Erfolg und ich brach erfreut die Beobachtung ab. Anschließend fuhren wir sofort in unser Büro auf der Wilmersdorfer Straße und stellten unsere Autos auf dem Parkdeck des >Quelle< Kaufhauses ab, für das wir eine zeitlich unbefristete Parkkarte besaßen.

Ich hatte noch gar nicht die Tür hinter mir geschlossen, als Irene mich mit den Worten überfiel,

„du musst sofort ins Lichtenberger Krankenhaus, deine Frau entbindet.“

Bevor ich mich stehenden Fußes auf den Weg machte, forderte ich noch Ewald auf, die Anfertigung von Phantombildern zu veranlassen.

Ganz unter dem Eindruck unseres gerade beendeten Einsatzes raste ich mit dem Audi über den Alex, die Karl-Marx- und Frankfurter Allee hinunter und war dreißig Minuten später vor dem Krankenhaus. Ich konnte nur hoffen, dass mich keine Radarkontrolle erfasst hatte.

Auf dem Gang der Entbindungsstation traf ich auf meine Schwiegermutter, die aufgeregt mir entgegen kam.

„Da bist du ja endlich, ich habe schon vor einer Stunde in deinem Büro angerufen“, sprach sie vorwurfsvoll.

Dabei gab es gar keinen großen Grund zur Beunruhigung.

Als bei Evi die Fruchtblase platzte, rief sie gleich einen Rettungswagen, der sie mit der Schwiegermutter in das Krankenhaus brachte. Als ich ankam lag sie bereits seit etwas mehr als einer Stunde im Kreißaal. Diesen Ablauf hatten wir

schon Tage vorher mehrfach gedanklich durchgespielt. Dann hieß es nur noch warten.

Ich war es gewohnt, in Stresssituationen die Ruhe zu bewahren und ließ mich auch in dem Moment nicht von der Nervosität meiner Schwiegermutter anstecken.

Sie lief wie ein aufgescheuchtes Huhn auf dem Gang hin und her, während ich in Ruhe einen Kaffee aus dem Automaten trank.

Fast eine Stunde später war es soweit.

Die Hebamme kam aus dem Kreißsaal und winkte uns heran.

„Sie haben eine ganz tapfere Frau und eine bildhübsche Tochter“, machte sie mir Komplimente.

Dann durften wir an Evi herantreten, die erschöpft und benommen in ihrem vorläufigen Bett lag. Eine Schwester kam gleich zu uns und legte meiner Frau das gewickelte Baby in den Arm. Am liebsten hätte ich mich dazu gelegt. Ich spürte, wie mir die Tränen vor Freude in die Augen stiegen und küsste ganz vorsichtig zuerst die Stirn unserer Kleinen und dann etwas kräftiger meiner Evi auf den Mund. Dabei spürte ich, wie meine Schwiegermutter an meinem rechten Arm zerrte, damit sie ja nicht zu kurz kam.

Da lag nun unsere kleine Jannet und schlief. Ihr Gesicht war ganz rosa und unter dem Wickeltuch lugten ein Paar blonde Härchen hervor.

„Ob sie sich wohlfühlen wird auf dieser Welt?“

fragte ich mich. Ich wollte jedenfalls alles dafür tun und war der Meinung, dass sie eigentlich Glück mit ihren Eltern hatte. Ob sie das später auch so sehen wird?

Das sollte sich zeigen.

Da ich ein pragmatischer Mensch war und heute auch noch bin, wartete ich ungeduldig, dass meine Frau in ihr Zimmer kommt und sich endlich ausruhen konnte. Ich wollte so schnell wie möglich zu meinen Kollegen ins Büro.

Das sah die Krankenschwester scheinbar auch so.

Sie nahm die Kleine und legte sie in ein kleines Bettchen auf Rädern und schob sie in das Babyzimmer. Dann warf sie uns förmlich aus dem Vorzimmer des Kreißsaals mit dem Hinweis,

„Sie können ja heute Abend zwischen neunzehn und zwanzig Uhr wieder vorbeischauen.“

Meiner Schwiegermutter bot ich an, sie zu unserer Wohnung zu fahren und mit mir am Abend gemeinsam Evi zu besuchen.

„Nein, nein, fahr du nur, ich setze mich noch in ein Cafe und gönne mir ein Stück >Schwarzwälder Torte<,

war ihre Antwort. Damit tat sie mir nur einen Gefallen. Umso schneller war ich wieder in meinem Büro. Allerdings nahm ich mir dazu etwas mehr Zeit, als bei der Fahrt zum Krankenhaus.

Kaum, dass ich die Tür zum Büro auf der Wilmersdorfer Straße öffnete, brach ein Gesang los

„Hoch soll er leben, hoch soll er leben...“

Irene kam mir mit einem schönen bunten Blumenstrauß entgegen und gratulierte zur Geburt unserer Tochter.

Auch Peter, Ewald und Bernd fielen mir um den Hals. Da wurde mir erst bewusst, was passiert war.

Ich spürte richtig, wie die Anspannung der letzten Wochen so nach und nach von mir abfiel.

Vor allem, waren meine beiden Mädels gesund, wenn auch im Moment nicht ganz munter.

Wie viele junge Eltern hatten nicht dieses Glück, weil die Entbindung nicht so problemlos verlaufen war, oder sich Missbildungen zeigten oder Folgekrankheiten sich einstellten.

Davon blieben wir Gott sei Dank verschont.

Im Kühlschrank hatte ich eine Flasche >Rotkäppchensekt< bereit liegen, die ich auch sofort öffnete um wenigsten mit einem kleinen Gläschen anzustoßen. Zumal Ewald gemeinsam mit Irene die wichtigsten Ereignisse des Tages schon im Entwurf zu Papier gebracht hatten.

Daran brauchte ich auch nichts ändern. Ich ergänzte den Bericht nur noch mit den sich anschließenden Maßnahmen und gab ihn Irene zum Versenden.

Meine Kollegen lud ich für eine kleine Feier an einem der nächsten Tage zu mir Nachhause ein, sobald sich etwas Luft in unserer Arbeit ergab. Das sollte jedoch noch eine ganze Weile dauern, da wir ja erst mit unseren Ermittlungen am Anfang standen.

Der elektronische Abgleich der uns inzwischen bekannten Fotos und Personendaten ergab keine neuen Erkenntnisse.

Jetzt musste Rolf Schölzel ins Rennen gehen.

Der Beginn seiner Arbeit im REWE-Lager war inzwischen abgesichert.

Er erhielt von mir den Auftrag, Kontakt zu dem Mann herzustellen, der dem Fahrer des Chrysler die Kartons übergab. Diesen Kontakt sollte er so eng gestalten, dass er von ihm Informationen erhält und eventuell Verbindung zur >Schewtschenko-Bande< bekommt.

Wir mussten unbedingt einen Weg finden, in deren engeren Kreis einzudringen.

Als zweite Variante erwog ich, Ewald ins Spiel zu bringen.

Rein äußerlich konnte es ihm ja nicht schwer fallen, als seriöser Verkäufer von einigen Gramm Gold aufzutreten. Dieses Gold sollte ein genau so ein unförmiger, nicht handelsüblicher Barren sein, wie sie von der russischen Bande geschmuggelt wurden. Allerdings um einiges kleiner.

Zur Herkunft dachte ich mir eine glaubhafte Legende aus, um Schewtschenko, dem Geschäftsführer der Firma auf der Kantstraße, an diesem Gold zu interessieren.

Ewald sollte vorgeben, in der >Edelmetall-Scheideanstalt< in Freiberg bei Chemnitz zu arbeiten und in der Lage zu sein, noch weiteres Gold liefern zu können.

Dazu war es aber notwendig tatsächlich einen solchen kleinen Barren zu beschaffen, den Ewald anbieten müsste.

Meiner Meinung nach war nur König in der Lage, diesen mit Hilfe der Zollverwaltung zu aufzutreiben.

Deshalb rief ich bei meinem Abteilungsleiter an und bat um ein Gespräch, das wir für siebzehn Uhr des gleichen Tages vereinbarten.

Das war mir gar nicht recht. Ich wollte doch an diesem Abend pünktlich bei Evi im Krankenhaus erscheinen. Der nächste Vormittag wäre mir lieber gewesen.

Um keine Zeit bei der Observation der Bande zu verlieren, beorderte ich Konni und Ewald zur Kantstraße, in die Nähe der Geschäftsräume Schewtschenkos.

Bernd und Peter saßen immer noch im T4 auf der Schillerstraße und beobachteten alle Bewegungen dort.

Als ich das Büro verließ, um zu König zu fahren, wies ich Irene an, noch bis achtzehn Uhr Telefondienst zu machen und dann nach Hause zu gehen. Das Telefon sollte sie auf Rufumleitung zu meinem Handy stellen.

König hatte gute Laune, als ich pünktlich siebzehn Uhr in seinem Büro erschien.

„Hallo Kollege Klein, ich hoffe Sie haben gute Nachrichten und verderben mir nicht den Feierabend?“ Empfing er mich.

Da konnte ich ihn beruhigen,

„Nein, nein, ich habe nur gute Nachrichten. Wir konnten beobachten, wie und wer die drei Kartons mit dem Gold aus dem REWE-Lager abgeholt hat. Und dann wurde mir so ganz nebenbei eine Tochter geboren.“ Scherzte ich im gleichen aufgeräumten Ton.

„Na, da gratuliere ich ganz herzlich und grüßen Sie mir auch Ihre Frau.“

„Das werde ich tun, deshalb will ich Sie auch nicht lange aufhalten. Ich habe ein Problem und benötige Ihre Hilfe.“

Anschließend konfrontierte ich ihn mit meinem Plan, wozu ich das Gold brauchte. Als ich sah, wie er zu schmunzeln anfangen wusste, fand ich Gefallen an meinem Vorhaben. Deshalb war ich auch nicht überrascht, als er sofort zustimmte und versprach, mit dem verantwortlichen Leiter der Zollverwaltung zu reden. Schon am nächsten Tag sollte ich seine Information erwarten.

Erleichtert setzte ich mich in meinen Audi und kämpfte mich durch den Berufsverkehr zu meiner

Wohnung, um meine Schwiegermutter abzuholen und mit ihr ins Krankenhaus zu fahren.

Ich wunderte mich nicht, dass ich nur einen Zettel in der Küche fand, dass sie nicht auf mich warten wollte.

Na gut, dachte ich, dass ist wieder ganz typisch für sie, sie verließ sich wieder einmal nur auf sich selbst.

Einen Blumenstrauß brauchte ich nicht mehr besorgen, den hatten mir ja meine Kollegen geschenkt. Der war zwar nicht mehr ganz frisch, sah aber trotzdem noch gut aus.

Der Anblick meiner Frau entschädigte mich für den stressigen Tag.

Überglücklich lag sie in ihrem Bett und wartete schon ungeduldig. Meine Blumen kamen gut an, sogar meine Schwiegermutter schien erfreut, dass es mir gelungen war, einen solchen schönen Strauss aufzutreiben.

Allerdings verschwieg ich, wo ich ihn her hatte.

Leider konnte ich unser Baby nicht sehen. Sie schlummerte schon in ihrem Bett im Babyzimmer. Dafür erhielt ich von meiner Frau die Nachricht, dass sie am Freitag mit der Kleinen nach Hause kommt, wenn nicht noch etwas Unvorhergesehenes passiert.

Ich versprach ihr jedenfalls, sofern es meine Arbeit erlaubte, sie bis dahin sooft wie möglich zu besuchen. Von meiner Schwiegermutter war ich überzeugt, dass sie mehr im Krankenhaus sein wird, als Zuhause. Nach einer Stunde kam die Stationsschwester und beendete abrupt unsere Besuchszeit.

Ich schnappte mir die fürsorgliche Großmutter meiner Tochter und zog sie förmlich aus dem Krankenhaus.

Mit einigen belegten Broten und einer Flasche Bier beendete ich diesen Tag und ging schlafen. Beim Anblick des leeren Betts neben mir dachte ich nicht mehr an meine Arbeit, sondern nur noch an meine Frau und unsere kleine Tochter.

Der Wecker riss mich gegen sechs Uhr aus dem Schlaf und ich hatte mindestens noch eine Stunde Zeit, um mich gedanklich auf den neuen Arbeitstag vorzubereiten.

Nach dem ersten Kaffee waren meine grauen Zellen wieder so belastbar, dass ich mir Gedanken um den Einsatz meiner Leute machen konnte.

Von Ewald wusste ich, dass er um die gleiche Zeit ebenfalls schon am Frühstückstisch sitzt.

Deshalb rief ich ihn auf dem Handy an und bat ihn für acht Uhr in unser Büro, um ihn in meine neuesten Pläne einzuweißen.

Ich spürte förmlich seine Neugier durchs Telefon.

Mit der Hoffnung, dass König meinen Plan möglich machen kann, fuhr ich zur Wilmersdorfer Strasse.

Schon auf dem Parkplatz traf ich mit Ewald zusammen, der mich natürlich auch gleich fragte, was ich vorhatte. Ohne darauf zu antworten, stellte ich die Gegenfrage,

„ist bei dir alles klar? Du musstest ja plötzlich von null auf hundert starten.“ Die Bemerkung, dass er ja schon weit über Fünfzig ist, verkniiff ich mir allerdings.

Ewald schaute mich von der Seite an und lächelte.

„Das geht schon, abends bin ich zwar ganz schön kaputt und sehne mich in mein Bett, aber ich freue mich jeden Tag darauf, wieder etwas Sinnvolles zu tun, auch wenn es für den „Klassenfeind“ ist, antwortete er sofort.

Irene Seidel war wie immer bereits im Büro, als wir durch die Tür traten und hatte die Kaffeemaschine schon in Gang gesetzt.

Ich bat sie dafür zu sorgen, dass ich mit Ewald für die nächste halbe Stunde nicht gestört wurde.

Dann lüftete ich meinen Plan und machte Ewald mit meinen neuesten Gedanken vertraut. Da schnaufte er erst einmal tief durch und runzelte mit der Stirn, ehe er sich äußerte.

„Da hast Du Dir ja was Schönes ausgedacht. Das finde ich völlig richtig. Allerdings ist das Ganze nicht ungefährlich.

Da muss ich ja regelrecht verdeckt ermitteln und kann ganz schön eines auf die Nase bekommen. In meinem vorherigen Leben als Kriminalist, saß ich eher hinter dem Schreibtisch, als dass ich operativ tätig war. Wer übernimmt denn dann die Krankenhauskosten?“

Das Letzte nahm ich als Scherz hin.

Aber er hatte Recht. Sein Einsatz sollte schon auf rechtlicher Grundlage beruhen.

Deshalb schlug ich vor, dass er mit Konni einen Arbeitsvertrag als 400,- € Kraft abschließt und das dem Arbeitsamt mitteilt.

Das hätte den Vorteil, dass er auch bei der Krankenkasse abgesichert wäre. Das leuchtete Ewald ein und er war unter diesen Bedingungen bereit, den von mir gedachten Job zu übernehmen. Darüber sollte er noch am gleichen Tag mit Konni sprechen.

Doch vorher rief ich selber bei Konni an und erläuterte ihm diese Notwendigkeiten, was er einsah. Damit war das geklärt.

Nachdem Ewald wieder weg war, saß ich wie auf Kohlen und wartete auf die Nachricht vom

Abteilungsleiter, was er bei der Bereitstellung des Goldes erreichen konnte.

Von Rolf Schölzel war bis dahin ebenfalls noch keine Rückmeldung eingegangen. Somit blieben an diesem Tag nur die Beobachtungsposten auf der Kant- und Schillerstraße.

Gegen Mittag klingelte endlich das Telefon mit der Stimme Königs.

„Ich konnte unseren Staatsanwalt überzeugen. Er hat veranlasst, dass die Zollverwaltung das Gold bereitstellt. Sie müssen sich jetzt mit Zollinspektor Schmeißer, vom >Zollfandungsamt Berlin-Brandenburg<, in Verbindung setzen und mit ihm alles regeln.

Der Staatsanwalt habe bereits alles mit dem Leiter der Zollverwaltung geklärt.“

Das war eine gute Nachricht.

Irene rief auch gleich bei der Zollfahndung an. Dann machte ich mich auf den Weg zum Columbiadamm wo deren Dienstsitz ist.

Am Eingang meldete ich mich beim Wachhabenden, der Zollinspektor Schmeißer informierte. Fünf Minuten später stand ich einem etwa fünfzigjährigen Beamten gegenüber, der relativ klein und untersetzt war. Seinen Kopf zierte eine spiegelblanke Halbglatze.

Ihm hätte ich gar nicht zugetraut, dass er vor mir so schnell die zwei Etagen die Treppen hinauf laufen konnte.

In seinem Büro erzählte er mir, unter welchen Umständen seine Kollegen bei einer Routinekontrolle das von ihnen beschlagnahmte Gold entdeckten.

Dem Fahrer des LKW konnten sie nichts nachweisen weshalb er, nach Rücksprache mit dem Generalstaatsanwalt, weiterfahren durfte.

Vor allem deshalb, weil der Staatsanwalt der Sache auf den Grund gehen wollte.

Vor diesem Hintergrund wurden uns beim LKA 4 die weiteren Ermittlungen übertragen.

Der Ermittler der Zollfahndung war recht erstaunt, dass wir jetzt einen Teil des Goldes für unsere Untersuchungen brauchten.

Da informierte ich ihn in groben Zügen über meinen Plan.

„Nicht schlecht, aber auch nicht ganz ungefährlich“. War auch seine Meinung.

Ich fragte ihn nach einer Möglichkeit, von einem der Barren zwei Stücken von je zweihundert Gramm abzutrennen und sie in die Form zweier kleinerer Barren zu gießen, die handelsunüblich sind.

Er hatte eine solche Möglichkeit.

Ein Goldschmied, der mitunter für die Zollverwaltung als Gerichtsgutachter arbeitete, war in der Lage, das für uns zu tun.

Deshalb führte er mich in die Asservatenkammer und nahm dort einen der beschlagnahmten russischen Barren in Empfang. Der Asservatenverwalter tat sich ziemlich wichtig und gestand, dass er noch nie so viel Gold in der Hand hatte. Mir ging es auch nicht anders. Zollinspektor Schmeißer grinste nur.

In meinem Audi fuhren wir in die Dietzgenstraße nach Berlin-Pankow, wo sich die Goldschmiedewerkstatt des Gutachters befand.

Schmeißer meldete uns über das Handy an.

Misstrauisch beäugte der Goldschmied dieses große Stück Gold und ich erklärte ihm, was er damit machen sollte. Dann knurrte er,

„das geht schon, da muss ich eine entsprechend große Form bauen und die zwei Barren gießen.“

Ich erklärte ihm, dass die beiden kleineren Stücke nicht unbedingt gleich aussehen müssen, aber ein Gewicht von etwa zweihundert Gramm haben sollten.

„Wann brauchen Sie die Barren?“ fragte er noch.

Ich bat ihn, das so schnell wie möglich zu erledigen, da viel davon abhängt.

Wir vereinbarten, dass Inspektor Schmeißer das Gold wieder abholt und mich danach verständigt, damit ich die benötigten zwei kleineren Stücke von ihm in Empfang nehmen kann.

Zum Schluss unterzeichnete der Goldschmied noch ein Protokoll auf dem er bestätigte, den etwa zwölf Kilo schweren Barren erhalten zu haben. Er versprach, in zwei Tagen mit der Arbeit fertig zu sein.

Zufrieden setzte ich den Kollegen der Zollverwaltung wieder am Columbiadam ab und fuhr zur Wilmersdorfer Straße in unser Büro.

Bevor ich für König einen kurzen Bericht schrieb, ließ ich mich noch von Konni und Bernd über ihre Beobachtungen an diesem Tag informieren.

Bis auf einige Personen, die die Geschäftsräume Schewtschenkos aufsuchten, gab es bei ihnen nichts Neues.

Um diese Personen identifizieren zu können, hatte Konni bzw. Bernd, alle fotografiert.

Von Rolf Schölzel war aus dem REWE-Lager auch noch keine Nachricht eingetroffen.

Für acht Uhr des nächsten Tages setzte ich eine Besprechung an, um mit den Kollegen die Lage zu besprechen, zu der außer Rolf Schölzel und Konni, alle anderen auch erscheinen sollten.

Irene gab diese Information über das Telefon noch durch, ehe ich für achtzehn Uhr Feierabend anordnete.

Manchmal verfluchte ich meine Heimatstadt, vor allem den Berufsverkehr, der mitunter von fünfzehn bis zwanzig Uhr dauerte. Obwohl mein Heimweg nicht länger als zehn Kilometer betrug, brauchte ich dafür manchmal fast eine Stunde. Und dann noch das tägliche Abenteuer mit den Parkplätzen. So war es auch an diesem Dienstag. Ohne zu wissen, wo meine Schwiegermutter sich aufhielt, fuhr ich sofort nach Lichtenberg ins Krankenhaus.

Traurig war ich darüber, dass ich um diese Zeit meine kleine Jannet wieder nicht sehen konnte, weil sie bestimmt schon satt von ihrer Muttermilch im Bettchen schlief, das im Babyzimmer stand.

Aber was sollte ich tun? Ich konnte doch nicht mitten am Tag meine Arbeit sausen lassen und ins Krankenhaus fahren?

Mit einer Flasche Apfelsaft bewaffnet betrat ich das Zimmer meiner Frau, wo meine Schwiegermutter schon neben ihrem Bett sich gemütlich eingerichtet hatte.

Ich nahm Evi in die Arme und sie berichtete mir stolz, dass unsere Tochter sich gut entwickelt und ganz gesund sei.

Die Zeit verging wie im Fluge und nach fast zwei Stunden mussten wir wieder gehen.

Ehe ich ins Bett kam, hörte ich mir noch den ausführlichen Tagesbericht der Schwiegermutter an, die in höchsten Tönen von ihrer kleinen Enkeltochter schwärmte.

Die Nacht war noch nicht vorüber, als das Telefon mich wieder einmal aus dem Schlaf weckte.

Rolf Schölzel war am anderen Ende der Leitung. Es war das erste Mal, dass er sich seit Beginn seines Einsatzes im REWE-Lager, meldete.

Der Wecker zeigte fünf Uhr früh und Rolf saß gerade beim Frühstück. Seine Schicht begann sieben Uhr, weshalb er mich vorher noch informieren wollte.

Also hatte ich keinen Grund, mich über seinen nächtlichen Anruf zu beklagen.

Was er mir zu berichten hatte, war ganz interessant.

In dieser Lagerhalle arbeiteten außer Rolf noch weitere drei Arbeiter. Dabei handelte es sich um zwei achtzehn und zwanzigjährige Mitarbeiter und einem älteren, deutschstämmigen Russen.

Nur der konnte es gewesen sein, der die Kartons mit dem Gold an Schewtschenkos Leute übergeben hatte.

Obwohl es in dem Lager viel zu tun gab, fand Rolf genügend Zeit mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Dabei stellte sich heraus, dass dieser recht gut Deutsch sprechende Kollege seit zehn Jahren in Berlin lebte und gute Kontakte zu nicht wenigen hier gleichfalls lebenden Russen hatte. Darunter waren auch einige Geschäftsleute, für die er mitunter Nebenjobs erledigte. Damit besserte er seine Einnahmen ganz schön auf. Als Rolf zu erkennen gab, dass er viele Jahre in Moskau gelebt hatte und gut Russisch sprach, war er gleich gut Freund mit dem Kollegen.

Damit erreichte er genau das, was er zunächst sollte. Jetzt galt es, direkten Kontakt zu Schewtschenko herzustellen.

Das sollte nun mit Hilfe des vom Zoll erhaltenen Goldes geschehen.

Mein Plan war, Rolf sollte seinen neuen Kollegen bei REWE fragen, ob er nicht jemanden kennt, der günstig Gold ankauft, weil ein angeblicher Onkel welches besitzt, das er verkaufen möchte.

Die Idee gefiel Rolf und er wollte noch am gleichen Tag mit Leo, dem Deutschrussen, bei REWE reden.

Dass mein Plan bisher so gut aufging, versetzte mich in eine euphorische Stimmung. Deshalb fuhr ich gut gelaunt ins Büro, wo ich acht Uhr für fast alle Mitarbeiter eine Arbeitsberatung angesetzt hatte.

An der Eingangstür empfing mich der angenehme Duft des von Irene gekochten Kaffees. Es war noch nicht ganz acht Uhr, deshalb hatte ich etwas Zeit, mich mit einer Tasse Kaffee bewaffnet, zu meinen Kollegen zu setzen. Ich ließ mir auch einiger Frotzeleien bezüglich meiner noch recht jungen Vaterschaft gefallen, die ich gern ertrug.

Zu Beginn der Arbeitsberatung benutzte ich einen Flipchart, um zu verdeutlichen, was unsere Ziele sind und was wir bisher ermitteln konnten.

Zusammenfassend stellte ich fest, dass wir gemeinsam und jeder auf seinem Platz, eine gute Arbeit geleistet haben.

Es war uns innerhalb einer Woche gelungen, den Weg des illegal eingeführten Goldes sowie die daran beteiligten Personen zu ermitteln.

Danach informierte ich meine Mitarbeiter über den Plan, wie wir mit Hilfe der zwei vom Zoll erhaltenen kleinen Goldbarren, direkten Kontakt mit Schewtschenko aufnehmen müssen.

Ewald sollte mit Rolf, bei Vermittlung des Deutschrussen aus dem REWE-Lager, Schewtschenko in seinem Geschäft in der Kantstraße aufsuchen und ihm einen kleinen Barren zum Kauf anbieten und einen weiteren in Aussicht stellen. Die Legende dazu hatte ich ja bereits mit Ewald abgesprochen. Alle nickten

zustimmend. Dann war es wichtig, jedem seinen Platz bei der weiteren Arbeit zuzuweisen.

Peter, Bernd und Konni gab ich den Auftrag, abwechselnd die konspirative Überwachung vor den Geschäftsräumen Schewtschenkows fortzusetzen und weiterhin alle hinein und heraus kommenden Personen zu fotografieren. Rolf Schölzel sollte seinen Kollegen, den Deutschrussen, dazu bewegen, dass dieser für ihn und Ewald den direkten Kontakt zur Bande herstellt. Dann musste Ewald entsprechend seiner Legende tätig werden.

Jetzt sah ich noch ein Problem, denn Ewald besaß für seine eigene Sicherheit keine Waffe, bzw. keinen Waffenschein.

Aus diesem Grund musste ich mit König sprechen, damit er den Antrag für den Waffenschein unterstützt. Deshalb setzte Irene sofort einen entsprechenden Antrag auf, den Konni als Arbeitgeber noch bestätigen musste und ich rief König an, damit er sich sofort mit dem Leiter des Ordnungsamtes beim Senat in Verbindung setzt.

Leider erreichte ich ihn nicht. Deshalb sprach ich mit Becker.

Wie ich mir vorher schon dachte, hatte der einige Einwände und sah die Notwendigkeit vorerst nicht ein. Da ich keine Lust hatte, mit ihm darüber länger zu diskutieren, bat ich ihn lediglich, König zu informieren und ihm mein Anliegen vorzutragen.

„So ein Idiot“ gab ich ungehalten von mir, was Irene hörte. Sie fragte natürlich gleich, wem mein Fluch galt.

Auch sie schüttelte nur mit dem Kopf über so viel Dummheit.

Ich besaß aber noch Königs Handynummer, die ich bis dahin nie benutzte.

Ich hatte Glück. König begriff, entgegen meinen Befürchtungen, die Notwendigkeit und war bereit so bald als möglich beim Ordnungsdezernenten anzurufen und den Antrag zu befürworten, was am nächsten Tag reibungslos funktionierte.

Übrigens war ich kein großer Freund von Waffen. Ich band mein Pistolenhalfter nur um, wenn ich es wirklich als notwendig erachtete und das war nur selten der Fall.

Die meisten jüngeren Kollegen waren begeisterte Waffenträger. Auch Peter und Bernd ließen keine Gelegenheit aus, um mit ihren Pistolen im Halfter durch die Gegend zu laufen.

Es gab und gibt keine Dienstanweisung, die das untersagt. Wichtig ist nur, dass man eine Waffe am Mann hat, wenn man sie tatsächlich braucht.

In unserem Fall hielt ich es für notwendig.

Ich wusste um die Skrupellosigkeit dieser Mafia Banden, die ohne mit der Wimper zu zucken, einen Menschen erschossen. Auch wenn es ein Polizist ist.

Bei der Volkspolizei, bis 1990, trugen wir nur in den seltensten Fällen eine Pistole. Damals waren die Ganoven auch kaum bewaffnet. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals ein Volkspolizist durch eine Waffe zu Schaden kam oder bei Dienstausbübung einen Menschen tötete.

Dieses zur Schau stellen der Waffen und Handschellen ist, genau wie viele andere in Mode gekommene Erscheinungen, aus den USA zu uns gedrungen.

Stolz kann man darauf jedenfalls nicht sein. Es gibt sogar eine Statistik, wie viel Menschen durch den ungerechtfertigten Einsatz von Schlagstöcken

und Handfeuerwaffen verletzt oder getötet wurden.

Bevor meine Truppe nach der Beratung auseinander lief, reichte ich die zwei vom Zoll erhaltenen Barren aus Feingold herum.

Damit hatten die Kollegen das Metall, um das es ging, konkret in der Hand.

Das sollte zur Motivation beitragen, so hoffte ich jedenfalls.

Das soll hieß nicht, dass die Mitarbeiter meiner Gruppe ungenügend motiviert waren. Unsere Arbeitsergebnisse und die vielen Überstunden zeugten davon, mit welchem Elan alle bei der Sache waren.

Ewald bat ich noch zu bleiben, damit wir uns über die vorgesehenen Maßnahmen abstimmen konnten.

Ich stellte mir das so vor, dass Rolf und Ewald als angeblich Onkel und Neffe bei Schewtschenko im Geschäft auf der Kantstraße, auf Empfehlung des „Deutschrussen“ von REWE, vorsprechen und einen der zwei 200 Gramm Barren zum Verkauf anbieten. Dabei handelte es sich um 999er Feingold, im Wert von ca. 4000 Euro. Rolf Schölzel sollte dabei seine Russischkenntnisse einsetzen und ein gewisses Vertrauen zu Schewtschenko herstellen, bzw. bei ihm Interesse an weiterem Gold wecken.

Ewald sollte, entsprechend seiner Legende vorgeben, dass er in Freiberg in Sachsen in einer Goldscheideanstalt arbeitet und täglich mit Gold zutun hat.

Wenn es gelingt, diesen Kontakt so herzustellen, dann hätten wir einen Fuß in Schewtschenkos Geschäften.

Das sah Ewald genau so, obgleich ihm dabei nicht sehr wohl war.

Doch einen anderen Weg wußte ich nicht. Am besten wäre es, wenn Rolf den weiteren Kontakt zur Bande Schewtschenkows aufrechterhält, bzw. sich in diese bis zu einem gewissen Punkt einbeziehen läßt. Das wäre auch sinnvoll, dann würde Ewald als „inoffizieller Kriminalist“ nicht so vordergründig in Erscheinung treten müssen.

So dachte ich mir das damals.

Um mich abzusichern schrieb ich das an diesem Tag in meinen Tagesbericht, den Irene wie immer als E-Mail an König sendete.

Prompt rief König mich noch am gleichen Abend an, als ich gerade im Begriff war, ins Bett zu gehen.

„Was haben Sie sich da wieder ausgedacht?“

Hörte ich ihn ziemlich lautstark durch das Telefon.

Nach dieser Frage klangen seine Worte schon versöhnlicher.

„Sicher haben Sie sich das reiflich überlegt. Sie wissen, dass ich hinter Ihnen stehe und Ihnen vertraue, aber werden Sie nicht leichtsinnig. Trauen Sie dem Schölzel das wirklich zu?“

„Selbstverständlich, Herr König, dafür haben wir ihn ja für diese Aufgabe ausgewählt. Er kennt die Mentalität der Russen und kann sich mit ihnen in ihrer Muttersprache unterhalten. Das schafft Vertrauen. Darauf setze ich. Ganz ohne Risiko geht es nun einmal bei unserer Arbeit nicht“, versuchte ich mich zu rechtfertigen.

„Ja, ja, ich verlasse mich auf Sie, bis jetzt hat ja alles ganz gut funktioniert.“

Nach der Aufforderung, „Informieren Sie mich morgen wieder“, legte er am anderen Ende den Hörer auf.

Ich spürte, dass er wirklich hinter mir stand, auch wenn etwas schief gehen sollte.

Das war ein angenehmes Gefühl und gab mir weiteres Selbstvertrauen. Gar kein Vergleich zu meinem Dezernatsleiter Werner Becker.

Fast zur gleichen Zeit wie am Vortag, klingelte fünf Uhr morgens wieder das Telefon. Mir war sofort klar, dass Rolf Schölzel anrief.

Er saß am Frühstückstisch und ich lief ganz benommen in meine Küche. Er hatte nichts Neues zu berichten. Trotzdem war es richtig, dass er sich meldete.

Dadurch konnte ich ihn auffordern, mit dem „Deutschrussen“ sobald als möglich, über das Gold zu reden, damit er bald mit Ewald bei Schewtschenko auftauchen konnte.

Wir vereinbarten, dass er mich kurz nach seinem Feierabend bei REWE, gegen achtzehn Uhr im Büro anruft, damit ich König sofort über den Stand der Dinge informieren kann.

Wie jeden Tag, seit er im REWE-Lager arbeitete, musste Rolf ganz schön ran.

Was seine drei Kollegen scheinbar mit Leichtigkeit erledigten, war für ihn Schwerstarbeit. Nicht, dass ihm beim Transport gestapelter Holzkisten und Kartons die Kraft fehlte. Es war mehr die Technik im Umgang mit Sackkarre und Hubwagen. Dadurch war er gegenüber seinen Kollegen sichtlich im Nachteil.

Unmerklich musste er als Neuling die Arbeiten ausführen, vor denen sich die zwei Jüngeren drückten.

Der dritte Kollege, Pawel der „Deutschrusse“, unterstützte ihn, so gut er konnte. Dadurch hatte er Gelegenheit, mit ihm über das Gold zu reden.

„Pawel, du kennst doch eine Menge ehemaliger Landsleute in Berlin. Ist da auch jemand dabei, der Gold aufkauft oder gebrauchen kann?“

Ich habe nämlich einen Onkel, der besitzt einen Goldbarren von etwa zweihundert Gramm, den er zu Geld machen will. Er ist ziemlich krank und braucht Medizin, die sehr teuer ist. Der Barren ist jedoch nicht handelsüblich, deshalb kann er ihn nicht so einfach bei einem Goldschmied verkaufen.“

„Woher hat der denn das Gold?“, fragte Pawel gleich.

„Das weiß ich nicht. Er fragte mich nur am Telefon, ob ich ihm beim Verkauf helfen kann, da es in Berlin sicher ganz andere Möglichkeiten gibt, als in der Provinz, in Sachsen.“

Pawel gab ihm keine Zusage, lehnte es aber auch nicht ab.

Kurz vor Feierabend kam er zu Rolf und sagte kurz,

„Ich kenne einen Mann, der Interesse hat. Darüber reden wir aber nach Feierabend“

Das war ein gutes Zeichen.

Rolf hoffte, dass er Schewtschenko meinte.

Tatsächlich nannte er diesen Namen und versprach, mit seinem Landsmann persönlich zu reden. Unser Plan schien aufzugehen.

„Nur nicht drängen und ganz gelassen bleiben. Warte ab, dass er deshalb wieder auf dich zukommt. Sollte er dich fragen, dann kannst du ihm zweihundert Euro als Vermittlungsprovision in Aussicht stellen. Das sind etwa fünf Prozent“, empfahl ich Rolf.

Zufrieden teilte ich diesen Sachstand sofort meinem Abteilungsleiter mit, der sich daraufhin aber nicht meldete.

Von Peter, Bernd, Konni bzw. Ewald lagen auch an diesem Tag wieder neue Fotos vor, die Irene am Computer mit dem Datenbestand des LKA bzw. des Bundeskriminalamtes abglich.

Bekannte Personen oder Daten kamen dabei nicht heraus.

Außer den zwei bereits am Anfang ermittelten Helfern Schewtschenkows, konnten wir deshalb keine weiteren Personen konkret zuordnen.

Das war aber nicht verwunderlich. Ich setzte ganz auf die Aktion mit dem Verkauf des Goldbarrens durch Ewald und Rolf.

Nicht, dass die beiden Observationsteams ungeduldig wurden, aber an so mancher Bemerkung spürte ich, dass es ihnen langweilig war.

Peter und Bernd machten den Vorschlag, dass Rolf oder Ewald „Wanzen“ in Schewtschenkows Räumen anbringen, die von ihnen dann in ihrem T4 abgehört werden können.

Dadurch würden wir erfahren, wie Schewtschenko auf Ewalds und Rolfs Angebot reagiert. Das würde uns bei der weiteren Einsatzplanung helfen.

Dieser Vorschlag war nicht schlecht. Vorausgesetzt, die „Wanzen“ werden nicht entdeckt. Ich schrieb das in meinen Bericht an König und erwartete seinen Rückruf, der aber nicht gleich kam.

Trotz einiger üblicher Vorbehalte stimmte König letztendlich zu und beauftragte Becker, zwei „Wanzen“ zu beschaffen.

Am Freitag, also einen Tag später, bekamen wir von Becker „grünes Licht“.

Peter und Bernd machten sich sofort auf den Weg, die >Miniempfänger< bei den Technikern in Empfang zu nehmen.

Dabei sollten sich beide gründlich einweisen lassen, damit am Ende auch alles richtig funktioniert und ihr Einsatz etwas Verwertbares bringt.

Es war das erste Mal, dass ich bei einer Ermittlung Wanzen einsetzte.

Eigentlich müsste dazu ein richterlicher Beschluss, zumindest die Zustimmung des Staatsanwaltes, vorliegen. Doch ehe das genehmigt würde, wenn überhaupt, da würde zu viel Zeit vergehen.

Allerdings war ich durch die Zustimmung Königs abgesichert. Es war dann sein Problem, sich mit dem Staatsanwalt abzustimmen. Von mir erwartete er schließlich Ergebnisse.

Pawel, der „Deutschrusse“, gab Rolf Bescheid, dass er wegen dem Gold seines Onkels am darauf folgenden Montagabend, nach Arbeitsschluss, von Schewtschenko in seinem Geschäft auf der Kantstraße erwartet würde.

Jetzt galt es, den >Goldverkauf< in Schewtschenkos Geschäft gründlich vorzubereiten.

Es ging nicht darum, den Barren schlechthin zu verkaufen, sondern Einblick in seine Geschäftsverbindungen zu bekommen.

Wir mussten die Frage klären,

„an wen verkauft er es und wohin fließt der Erlös bzw. Profit aus seinen Geschäften?“

Rolf hatte die Aufgabe zu erfüllen, den Kontakt für Ewald zu Schewtschenko herzustellen und die bei REWE eintreffenden Lieferungen im Auge behalten.

Ewald dagegen sollte seinen Kontakt zu Schewtschenko so eng gestalten, dass er den Gold- und Geldfluss aufklären kann.

Das war die kompliziertere und gefährlichere Aufgabe.

Wir hatten nur noch wenige Tage, um das vorzubereiten.

In dem Moment, wo Rolf seinen „Onkel“ Ewald ins Spiel bringt und ihn Schewtschenko vorstellt, war der wichtigste Teil seiner Arbeit erledigt.

Aber für Ewald es damit erst an.

Um beide darauf richtig vorzubereiten, blieb mir nur das Wochenende. Doch, wie sollte ich das machen?

Am Freitag kam Evi mit unserem Baby aus der Klinik und ich wollte am Sonnabend gleich wieder ins Büro fahren.

Manchmal mutete ich meiner Frau Unmögliches zu. Mir war das völlig bewusst, doch was sollte ich tun?

Gott sei Dank, war da noch die Schwiegermutter.

Sie wird bestimmt froh sein, sich an dem Sonnabend ganz ihrer Tochter und Enkeltochter widmen zu können.

Um zu Hause alles in die Reihe zu bekommen, verschwand ich am Freitagnachmittag schon während der Mittagszeit aus meinem Büro.

Irene gab ich für diesen Nachmittag auch frei.

Dafür mussten Bernd und Peter bis achtzehn Uhr das Telefon bewachen, falls noch ein wichtiger Anruf vom LKA kam.

Rolf und Ewald bestellte ich für Sonnabend zehn Uhr.

Mit einer Babydecke und einem großen Kopfkissen bewaffnet, setzte sich meine

Schwiegermutter zu mir ins Auto und wir fuhren zum Krankenhaus.

Es war fünfzehn Uhr und Evi wartete schon sehnsüchtig darauf, abgeholt zu werden.

Wie konnte es anders sein, das Baby schlief schon wieder oder immer noch. Seit sie geboren war, hatte ich unsere Jannet immer nur schlafend angetroffen.

Die beiden Frauen verschwanden im Babyzimmer und wickelten die Kleine fachmännisch ein, so dass nur die Nase heraus schaute.

Dafür durfte ich sie zum Auto tragen. War das ein schönes Gefühl.

Ich glaube, das vergesse ich bis an mein Lebensende nicht.

So vorsichtig, wie in dieser Stunde, bin ich noch nie durch die Stadt gefahren. Ich hatte schließlich die kostbarste Fracht in meinem Auto.

Zu Hause angekommen, durfte ich sie auspacken und mich erst einmal davon überzeugen, dass an ihr alles dran war. Am meisten beeindruckten mich die zwei kleinen blonden Locken auf ihrem Kopf, die weich wie Flaum waren. Sie duftete so, wie ich mir es vorgestellt hatte.

Babys haben einen ganz eigenen Geruch, den man nicht beschreiben kann.

Als sie das erste Mal ihre blauen Augen aufschlug glaubte ich, dass sie lachte und mich als ihren Vater erkannt und akzeptiert hat.

In dem Moment gab es für mich nichts Schöneres auf dieser Welt.

Was gehen da einem nicht alles für Gedanken durch den Kopf. Ich genoss diesen Moment so für mich, weil ich wusste, dass er in ihrem und meinem Leben nie wieder kommt.

Meiner Frau gegenüber empfand ich auch völlig neue Gefühle.

Sie war nicht mehr nur meine Partnerin, sie war jetzt die Mutter meines Kindes und musste dafür neun Monate große Verantwortung auf sich nehmen und bei der Geburt große Schmerzen erdulden.

Nach dem sie unsere Kleine gestillt und wir zu Abend gegessen hatten, verkrümelte sich die Schwiegermutter taktvoll in die Küche und ich setzte mich auf das Sofa neben Evi, die immer noch erschöpft war.

Wir brauchten nicht viele Worte, um uns zu verstehen. Ich nahm sie in die Arme und strich ihr zärtlich über den Kopf, Hals und Schultern. Als sie sagte,

„Du hast mir gefehlt“, da wusste ich, dass sie zufrieden und glücklich war.

Deshalb fiel es mir auch nicht schwer ihr zu gestehen, dass ich am nächsten Morgen mit Ewald und Rolf im Büro verabredet bin und wir wichtige Vorbereitungen für die nächste Woche treffen mussten.

Sie schaute mich vorwurfsvoll und auch etwas traurig an, bevor sie sagte

„Du Schlimmer, lass das nur nicht wieder einreißen.“

Damit meinte sie die Zeit vor der Entbindung, wo ich auch nicht viel Zuhause war.

Ich wusste aber, dass sich daran in den nächsten Wochen auch nicht viel ändern wird.

Rolf und Ewald waren pünktlich. Ihnen war klar, weshalb ich sie ins Büro bat.

Deshalb hielt ich mich nicht lange bei der Vorrede auf.

„Ihr wisst, dass wir am entscheidendsten Punkt angekommen sind. Bis jetzt war alles nur ein Kinderspiel gegen das, was jetzt kommt. In unserem Team haben bisher alle ihre Aufgabe vorbildlich erfüllt. Alles diente nur dem Ziel, direkten Kontakt zu Schewtschenko zu bekommen, in seine Bande einzudringen und den Weg des Goldes und des Geldes zu ermitteln. Dabei müssen wir soviel Beweise sammeln, dass es für eine Anklage reicht.

Am Montagnachmittag werdet ihr bei Schewtschenko auftauchen und ihm einen Barren Gold anbieten, der dir gehört, Ewald, ohne ihm vorerst zu sagen, woher du ihn hast. Er wird den Barren sofort prüfen und feststellen, dass er einen Goldgehalt von 999,9 Prozent besitzt. Also, dass es das reinste Gold ist, was es gibt. Da der Barren jedoch keine handelsübliche Form und auch keine Kennzeichnung aufweist wird er wissen wollen, wo du es her hast und ob du davon noch mehr besitzt. Wo du es her hast, dazu sagst du nichts. Aber, dass du noch mehr davon hast, lässt du durchblicken, um ihn neugierig zu machen. Dann sagst du zu Schewtschenko, dass zukünftig Rolf für dich den Kontakt zu ihm hält, da es dir wegen deiner Krankheit schwer fällt solche Reisen öfters zu machen. Wenn er fragt, wie viel du noch hast, dann sagst du, mindestens das Doppelte und eventuell auch mehr. Er soll so interessiert, wie möglich werden.

Der 200 Gramm Barren besitzt einen Marktwert von etwa 4000,-DM. Er wird dir sicher nicht mehr, als 2000,- DM anbieten. Darauf lässt du dich aber nicht ein und treibst den Preis bis auf 3000,- DM hoch. Nur so wird er dich respektieren und nicht als leichte Beute ansehen.

Jetzt zu Rolf.

Du bist der Neffe und musst dich auch so geben. Zurückhaltend und ehrfürchtig. Wenn Schewtschenko dich etwas fragt, antwortest du in Russisch. Dann wird er wissen wollen, weshalb du so gut Russisch sprichst. Da sagst du ihm die Wahrheit. Dein Auftreten ist von größter Wichtigkeit. Schewtschenko muss dich als Partner akzeptieren, damit du ihm später noch von Nutzen sein kannst. Zu einem geeigneten Zeitpunkt kannst du durchblicken lassen, dass du in der DDR bei der Kripo warst und jetzt nach einer Möglichkeit suchst, nebenbei etwas Geld zu verdienen. Vielleicht setzt er dich dann als Kurier oder etwas Ähnlichem ein.

Wichtig ist noch, dass du, während Ewald mit ihm verhandelt, die beiden Wanzen versteckst. Entweder unter einer Schreibtischplatte oder auf einem Schrank. Egal wo, Hauptsache wir können mithören.“

Damit war alles gesagt. Eigentlich sollte Ewald den weiteren Kontakt zur Bande halten, das war mir dann aber doch zu riskant.

Inzwischen trafen Peter und Bernd ein, die Ewald und Rolf mit den Wanzen vertraut machten.

Ich ging davon aus, dass Schewtschenko unmittelbar nach dem Gespräch mit Ewald und dem Ankauf des Goldes, sofort oder kurz danach Aktivitäten entwickeln wird, um das Gold zu Geld zu machen. Somit rechnete ich damit, dass er Besuch von einem oder mehreren Abnehmern bekommt oder sich selbst auf den Weg zu ihnen macht.

Aus diesem Grund sollten Peter und Bernd mit dem T4 in der Nähe des Geschäftes stehen und seine Gespräche mit Hilfe der Wanzen abhören.

Konni musste sich gleichfalls in der Nähe postieren.

Für den Fall, dass Schewtschenko das Haus verlässt, sollte er ihm folgen und feststellen, zu wem er fährt.

Damit war eigentlich alles gesagt und jeder kannte seine Aufgabe.

Im Anschluss plauderten wir noch ein wenig über allgemeine Dinge, wie Fußball oder Familie. Gegen dreizehn Uhr war ich wieder Zuhause und hatte für den Rest des Wochenendes genügend Zeit für meine Familie.

Der Montag begann wie immer. Alle Kollegen, einschließlich unserer Sekretärin Irene Seidel, versammelten sich in unserem Beratungsraum und erwarteten, dass ich sie über meine Einschätzung der vergangenen Woche und die Planung für die kommende Woche in Kenntnis setzte. Somit war klar, dass ihr Einsatz zu dem Zeitpunkt begann, wenn Rolf und Ewald Schewtschenkos Geschäftsräume betreten. Etwa eine Stunde zuvor mussten die Observationsteams auf ihrem Platz sein. Bis dahin war ausreichend Zeit, dass sie noch persönlichen Dingen nachgehen konnten.

Vor ihrem Einsatz traf ich noch mit Ewald und Rolf im Büro zusammen. Ich übergab ihnen den in einen Lappen eingewickelten Barren sowie die zwei Wanzen und wünschte ihnen gutes Gelingen.

Kurz vor achtzehn Uhr betraten sie das Haus auf der Kantstraße, in dem sich die Geschäftsräume befanden.

Es war ein altes Haus aus der Gründerzeit, das einen reparaturbedürftigen Eindruck machte.

Im Erdgeschoß, vor dem Treppenaufgang, war eine Tür, an der ein Messingschild mit den Worten,

„Sovimport-Export“ angeschraubt war.

Die Klingel gab einen schrillen Ton von sich, der jeden aus dem Schlaf gerissen hätte.

Laut polternde Schritte kamen der Tür näher und ein Mann in schwarzer Lederjacke mit schwarzem, krausem Haar und Vollbart, stand vor ihnen. Mit barschem Ton und in gebrochenem Deutsch fragte er,

„Sie wünschen?“

In Russisch antwortete Rolf,

„Wir sind auf Vermittlung von Pawel hier und haben etwas anzubieten“

„Einen Moment bitte“

sprach der „Kaukasier“ und ging in die hinteren Räume zurück.

Er kam zurück und forderte sie auf, einzutreten. Nach einem etwa fünf Meter langen Flur, von dem an der linken Wand eine Tür abging, betraten sie ein durchschnittlich eingerichtetes Büro.

Hinter dem Schreibtisch erhob sich ein kräftig gebauter, grauhaariger Mann mit Schnurrbart, der etwa Mitte Fünfzig Jahre alt war.

Er reichte beiden die Hand und sagte ebenfalls in gebrochenem Deutsch, mit Russischem Akzent,

„Setzen Sie sich bitte“

Ewald saß jetzt ziemlich in der Mitte dem Mann direkt gegenüber, der Schewtschenko sein musste.

Rolf nahm links neben Ewald Platz, so dass er seitlich an einem altmodischen kleinen Beistelltisch saß, auf dem eine Vase mit einem bunten Strauß aus Kunstblumen stand.

„Sie haben mir etwas anzubieten, wie Pawel am Telefon sagte“

begann Schewtschenko das Gespräch.

„Ja, ich habe etwas Gold, das ich verkaufen will“, reagierte Ewald darauf und versuchte dabei einen schüchternen Eindruck zu machen, in dem er krampfhaft eine alte Aktentasche festhielt. Mit seiner altmodischen Brille sah er tatsächlich aus, wie ein Onkel vom Lande.

„Na, dann zeigen Sie doch einmal“ forderte Schewtschenko Ewald auf.

Der nahm den alten Lappen heraus, in welchem der Barren eingewickelt war und gab ihn seinem Gegenüber.

„Und das ist richtiges Gold?“

fragte Schewtschenko. Dabei sah er Ewald schmunzelnd an.

„Das ist 999er Gold“ gab Ewald selbstsicher zurück.

„Woher wissen Sie das?“ fragte der Russe weiter.

„Ich weiß das ganz genau, Sie können es ja prüfen“

Schewtschenko fragte weiter,

„Das ist aber ein ungewöhnlicher Barren, der keinen Stempel hat, wie kommt das?“

Ewald gab sich verlegen und druckste etwas herum, ehe er antwortete,

„Das hat etwas mit der Herkunft des Goldes zu tun, wozu ich nichts weiter sagen möchte. Deshalb konnte ich den Barren ja auch nicht bei einem Goldschmied loswerden“

Als Schewtschenko das hörte, grinste er ganz offensichtlich und sprach,

„Na, dann wollen wir es doch prüfen. Anatol bring doch einmal das Prüfset zu mir!“

Der „Kaukasier“ kam mit einer Holzschachtel aus einem der Nebenräume und reichte sie Schewtschenko.

Der stellte sie in die Mitte des Schreibtisches und entnahm ihr eine kleine Flasche, auf die ein Verschluss mit Glaspipette aufgeschraubt war. Er drückte auf den darauf sitzenden Gummiballon und ließ einen Tropfen auf den Barren fallen.

Angespannt warteten alle auf das Ergebnis.

Schewtschenko hob nach einigen Minuten den Kopf und die Augenbrauen und nickte.

„Tatsächlich, es ist 999er Gold. Jetzt müssen wir es nur noch wiegen.“

„Anatol“ rief er wieder,

„Wiege doch einmal dieses gute Stück“

Der Kaukasier kam wieder in das Büro und nahm wortlos den Barren in Empfang.

Das Wiegen dauerte keine zwei Minuten. Er kam herein und reichte seinem Chef wieder, ohne ein Wort zu sagen, den Barren und einen Zettel, auf dem das Ergebnis gedruckt stand.

„2003,4 Gramm“ las Schewtschenko vor.

„Na, dann stimmt ja alles und wir können zum Geschäftsabschluss kommen. Was wollen Sie denn dafür haben?“ fragte der Bandenchef.

Ewald wartete nicht lange, als hätte er sich schon auf einen Preis konkret festgelegt und antwortete,

„3500,- Mark“

„Wie kommen Sie auf diesen Preis?“ fragte Schewtschenko.

Ewald tat wieder verlegen und sprach,

„der Marktwert beträgt viertausend, dann verdienen Sie immer noch fünfhundert. Ich brauche das Geld, ich muss zusätzlich Medikamente kaufen, die viel Geld kosten.“

Schewtschenko nickte verständnisvoll. Er entgegnete, „das ist aber heiÙe Ware und ich muss auch wieder jemanden finden, der die heiÙe Ware kauft, der auch wieder etwas verdienen will. So ist das nun einmal in der Branche. Ich gebe Ihnen 2500,- Mark, damit können wir beide leben.“ Ewald setzte ein finsternes Gesicht auf und antwortete,

„ich kann davon nicht sehr lange leben, höchstens fünf Monate, dann ist das Geld wieder alle.“

Rolf beobachtete den Russen ganz genau.

Während er und Ewald um den Preis feilschten, hatte er seiner linken Jackentasche eine der Wanzen entnommen und unter die Platte des Beistelltisches geklemmt. Dann beugte er sich ein wenig nach vorn und tat so, als ob er unbequem auf seinem Stuhl saÙ.

So konnte er unbemerkt auch die zweite Wanze unter der Sitzfläche seines Stuhls anbringen.

Anschließend lehnte er sich zufrieden zurück und hörte den beiden älteren Männern zu, wie sie weiter um den Preis feilschten.

„Gut, ich bin ja kein Unmensch. Sind sie mit 3000,- Mark zufrieden?“

Frage Schewtschenko weiter.

Ewald hatte noch im Ohr, wie ich ihm sagte, nicht unter dreitausend.

Deshalb nickte er etwas gequält ehe er sagte,

„Na gut, ehe wir noch weiter feilschen, ich bin mit 3000,- Mark einverstanden“

Schewtschenko sprang spontan aus seinem Sessel und reichte Ewald die Hand.

„Prima, darauf trinken wir einen Wodka.“ Sprach es, ging zum Schrank und stellte eine Flasche „Stolitschnaja“

mit drei Gläsern auf den Schreibtisch und füllte sie randvoll.

„Nastrowje“ rief er aus und prostete Ewald und Rolf zu.

In einem Zug stürzten sie den Schnaps in sich hinein.

Der Russe stand auf, ging zum Schrank und entnahm einer Kassette einen Packen Geldscheine, die er vor Ewald auf den Schreibtisch zählte. Zwanzig Einhunderter und zwanzig fünfzig Mark Scheine. Ewald zählte mit und nickte zum Zeichen, dass er zufrieden war.

Dann bat Schewtschenko die beiden noch einmal Platz zu nehmen.

„Sie deuteten an, dass Sie noch mehr von dem Gold haben. Würden Sie es zu den gleichen Bedingungen auch verkaufen?“

Ewald wand sich wie ein Wurm an der Angel und antwortete,

„nur, wenn ich es muss, so lange wollte ich es als eiserne Reserve behalten. Es kann ja sein, dass ich an meine alten Quellen nicht mehr heran komme, je kränker ich werde.“

Damit ließ Ewald durchblicken, dass er über Quellen verfügte, wo er das Gold her bekam. Dadurch sollte Schewtschenko noch neugieriger werden und gesteigertes Interesse an einer Verbindung zu Ewald haben. So, wie ich es ihm aufgetragen hatte.

Ehe der Russe weiter fragte, sprach Ewald zu ihm,

ich werde nicht gleich wieder nach Berlin kommen können, deshalb soll mein Neffe zu Ihnen den Kontakt halten. Er arbeitet doch mit ihrem Landsmann Pawel im REWE-Lager zusammen.

Über ihn kann ich mich ja bei Ihnen wieder melden“.

„Das ist eine gute Idee“ sagte Schewtschenko und wandte sich an Rolf,

„Du würdest das übernehmen? Es soll dein Schaden nicht sein, bei mir kannst du auch etwas verdienen“

Rolf nickte und antwortete auf Russisch,

„Ich mache das gern für meinen Onkel.“

„Ach, Russisch sprichst du auch, wie kommt denn das? Reagierte Schewtschenko sofort.

Da erzählte Rolf von seiner Kindheit und dass er viele Jahre in Moskau lebte.

Das war für den Russen Anlass, die Gläser noch einmal zu füllen und auf die „Guten alten Zeiten“ anzustoßen.

„Wenn Ihr wieder etwas für mich habt, dann melde dich bei mir“ sagte Schewtschenko, an Rolf gewandt.

Anschließend verließen beide Kriminalisten die Geschäftsräume und kamen ins Büro zurück. Erst dort konnten sie richtig aufatmen.

Wie erwartet, konnten Rolf und Peter in ihrem T4 über die Wanzen ein interessantes Telefongespräch mithören.

„Ich habe eine weitere Lieferung für dich, Allerdings aus einer anderen Quelle. Aber das Material ist genau so gut.

Ich bringe es dir gleich vorbei. Geprüft habe ich es schon. Halte 3800,- Mark bereit.“

Es dauerte keine fünf Minuten, bis Schewtschenko aus dem Haus kam, sich in einen silbernen Mercedes 300 SE setzte und in Richtung Stadtmitte fuhr.

Konni verfolgte ihn über den Potsdamer Platz, zum Alex und anschließend weiter über die Berliner Alle, bis nach Weißensee zum Pistoriusplatz, wo er seinen Wagen abstellte. Anschließend ging er zu Fuß zur Albertinestraße 1 und betrat hier den Hinterhof. An der Hauswand vor dem Eingang war ein Schild mit der Firmenbezeichnung

Frank Sauer
Goldschmiedemeister
und Sachverständiger

angebracht.

Hier wohnte also der Mann, für den Schewtschenko das Gold aus Russland einschmuggeln lässt. Somit schien festzustehen, dass Schewtschenko der Hehler für das Gold ist. Anzunehmen war auch, dass dieser Frank Sauer das Gold nicht selber verarbeitet. Er musste es mit hoher Wahrscheinlichkeit an andere, die Gold verarbeiteten oder als Wertanlage kauften, weiter veräußern. Diese Spur mussten wir jetzt gleichfalls verfolgen.

Dazu setzte ich Konni und Ewald ein.

An Schewtschenko waren Rolf, Peter und Bernd dran. Nur über diesen Weg kam das Gold zu dem Goldschmied. Von hier aus nahm es mit hoher Wahrscheinlichkeit seinen weiteren Weg.

Da blieb immer noch die Frage, wohin floss das viele Geld, das Schewtschenko kassierte?

Bei dem Goldschmiedemeister konnte es nur so sein, dass er entweder das Gold weiter portioniert und an verschiedene Kunden verkauft, oder er hatte nur einen Großabnehmer.

Das galt es durch Konni und Ewald heraus zu finden.

Konni war nicht sonderlich begeistert. Er ahnte, dass das wieder viele Stunden Beobachtungsposten im Auto bedeutete.

Ich versuchte ihn zu beruhigen und machte ihm deutlich, wie weit wir in den letzten drei Wochen schon gekommen waren und dass wir unserem Ziel schon sehr nah sind.

Ich wusste, wie unangenehm eine Observierung nachts im Auto sein kann.

Die Straßen menschenleer, leise dudelt die Musik im Autoradio und der Gedanke an das eigene Bett drängte sich ihm immer wieder auf.

Was tut man dagegen? Essen und Kaffeetrinken. Raucher qualmen eine Zigarette nach der anderen und stinken hinterher wie ein Aschebecher.

Konni war Raucher und Ewald nicht.

Eine doppelte Folter für beide. Doch da mussten sie durch. Ich stellte ihnen bald frei, die Beobachtung ab dreiundzwanzig Uhr abubrechen und acht Uhr des nächsten Tages wieder zu beginnen.

An den darauf folgenden zwei Tagen sollten sich meine Hoffnungen erfüllen. Konni und Ewald stellten insgesamt zwölf Autokennzeichen fest, von denen acht Berliner Goldschmiedemeistern zugeordnet werden konnten.

Ich war überzeugt, dass es sich dabei um Abnehmer des Goldes handelte.

Somit war am Dienstag der vierten Woche, der Weg, den das Gold nahm, aufgeklärt. Die Festnahme der betreffenden Personen und die Durchsuchung der Räume der Verdächtigen wollten wir erst dann vornehmen, wenn wir den

Weg des Geldes zu den Endabnehmern ermittelt hatten.

Wir wollten keine Pferde scheu machen. Darin war ich mir auch mit König einig, der wie jeden Tag einen Bericht bekam.

Irene sagte mir an diesem Tag, kurz vor Feierabend,

„hoffentlich dauern euere Ermittlungen noch eine Weile, es macht mir nämlich verdammt viel Spaß, mit euch zusammen zu arbeiten.“

Das war ein Lob für die Atmosphäre in unserer Truppe, wie es besser nicht hätte sein können. Nicht einmal ein Lob Königs hätte diese Wirkung auf mich gehabt.

Jetzt galt es für uns, sich nur noch um Schewtschenko zu kümmern. Das war die Domäne von Bernd, Peter und Rolf.

Die letzte „Goldlieferung“ aus Russland war vor fast drei Wochen. Rolf schuftete jeden Tag bei REWE im Lager, ohne dass ein weiterer LKW aus Russland eingetroffen war.

Der Rest der Woche war fast vorüber, als am Freitagnachmittag Pawel mit seinem Handy in der Hand auf Rolf zukam und sagte,

„Es will dich jemand sprechen“

Rolf ahnte schon, wer das sein könnte, doch er ließ sich nichts anmerken.

„Ja, bitte?“

„Hier ist Schewtschenko, ich muss mit Dir reden, kannst du nach der Arbeit am Montag bei mir vorbei kommen?“

„Ja, das geht, ich komme so gegen achtzehn Uhr“,

antwortete Rolf dem Anrufer.

„Wie geht es denn deinem Onkel, hat er sich wieder einmal gemeldet?“

„Nein, ich habe von ihm seit Montag nichts gehört. Soll ich ihm etwas ausrichten?“, fragte Rolf ganz unbekümmert.

„Nein, das ist nicht nötig, wir reden am Montag. Also, bis dann“ sprach Schewtschenko und legte auf.

„Na endlich, jetzt kommt wieder Bewegung in die Sache“

Noch am gleichen Abend rief Rolf auf meinem Handy an und informierte mich. Ich gab ihm mit auf den Weg, dass er gegenüber Schewtschenko durchblicken lassen soll, dass sein „Onkel“ eine gute Quelle hat, woher er sein Gold bekommt. Er sollte das nur andeuten, nichts Genaueres sagen. Schewtschenko sollte vor Neugier so ungeduldig wie möglich werden.

Unser >Abhör-Team< berichtete bald, dass Schewtschenko langsam unruhig wurde, weil die telefonischen >Gold-Nachfragen< mehr wurden, aber noch keine Lieferung in Sicht war.

Deshalb wollte er unbedingt mit Rolf über Ewalds Liefermöglichkeiten sprechen.

Er hoffte, dass Rolf bei Ewald nachbohren könnte, da er ja gesagt hatte, dass er noch eine Quelle besitzt. Über diese Quelle wollte Schewtschenko mehr wissen. Deshalb der Anruf bei Rolf.

Somit konnte Rolf ihm den >Knochen< vor die Nase halten und ihn aus seinen Reserven locken.

Rolf sollte vorgeben, dass er ahnt, dass Ewald noch weit mehr Gold besaß, als er bisher zugab. Schließlich „arbeitete er ja jahrelang in einer Edelmetallscheideanstalt“. Rolf sollte ruhig so weit gehen und beiläufig fragen, wie man am besten aus Gold Geld machen kann.

Ich hoffte, dass er alle meine Hinweise auch berücksichtigt.

Auf jeden Fall wollte ich im T4 sitzen und mit anhören, was die „Wanzen“ alles übertragen.

Äußerlich völlig ruhig, aber innerlich aufgeregt, betrat Rolf das Haus, in dem Schewtschenko seine Geschäfte betrieb und klingelte an der Wohnung im Erdgeschoss. Der Bandenchef öffnete selbst die Tür.

Schewtschenko nahm als Erstes die Wodkaflasche und zwei Gläser aus dem Schrank und schenkte ein.

Er reichte Rolf eines der Gläser und prostete ihm mit den Worten „auf gute Zusammenarbeit“ zu.

Dann sprach er,

auf Russisch,

„Ich habe dich her gebeten, um mit dir über ein Geschäft zu sprechen.

Dein Onkel sagte doch, dass er noch weiteres Gold besitzt und eine Quelle hat, auf die er eventuell zurückgreifen könnte. Was weißt du darüber?“

Rolf tat so, als ob er überlegen müsste, bevor er antwortete,

Ich weiß, dass er noch einen weiteren Barren in der Größe besitzt, wie er ihn dir verkauft hatte. Ich vermute aber, dass er noch mehr besitzt.“

Schewtschenko schaute ihn interessiert an und sprach,

„Wenn es dir gelingt, dass er mir noch mehr davon verkauft, dann bekommst du von mir für jeden Verkauf eine Provision in Höhe von fünf Prozent. Was sagst du dazu?“

Rolf konnte nicht verhindern, dass ihm ein Lächeln über das Gesicht huschte, bevor er antwortete,

„Das klingt nicht schlecht, nur müsste ich nach Freiberg fahren und mit ihm persönlich reden.

Vielleicht kann ich ihn überzeugen. Mit den fünf Prozent wäre ich schon einverstanden.“

Daraufhin schob Schewtschenko ihm wieder ein volles Glas hin und prostete,

„auf gutes Gelingen“

Der Russe schluckte den Wodka in einem Zug herunter und bot ihm an, dass Anatol, der Kaukasier, mit ihm bereits am nächsten Tag nach Freiberg fahren könnte.

Rolf überlegte wieder eine Weile, bevor er Schewtschenko bat seinen „

>Onkel< sofort von seinem Handy anzurufen und sein Kommen anzukündigen. Das war dem Russen Recht. Rolf wählte die in seinem Telefon gespeicherte Nummer Ewalds und telefonierte mit ihm ganz unverfänglich.

Somit war klar, dass auch der zweite Barren an Schewtschenko gehen musste.

Jetzt hatten wir zu organisieren, dass Ewald noch vor Rolf und Anatol, nach Freiberg fährt und sich mit ihnen in einem Restaurant trifft, wo die Übergabe stattfinden sollte.

Nach Freiberg waren es etwa dreihundert Kilometer, die in dreieinhalb bis vier Stunden zu schaffen waren.

Bevor Rolf die Räume Schewtschenkos verließ, vereinbarten sie, dass Anatol mit dem Auto um zehn Uhr am nächsten Tag am Ostbahnhof steht und auf Rolf wartet.

Über das Handy informierte Rolf mich danach, dass er sofort zum Büro kommt und mit mir alles weitere absprechen möchte.

Wir verblieben dann so, dass ich Ewald informiere, damit er in Freiberg ein Lokal sucht und über das Funktelefon Rolf informiert, wo sie sich in Freiberg treffen werden.

Damit war alles geklärt und wir konnten nach Hause fahren. Ich trug Rolf noch auf, dass er Anatol über Schewtschenkos Geldgeschäfte während der Fahrt nach oder von Freiberg ausfragt. Ich hoffte, dass der Kaukasier gesprächig genug ist und Rolf einiges erzählt.

Jetzt mussten wir Glück haben, denn ich wusste sonst nicht, wie wir noch näher an Schewtschenko heran kommen, um etwas über seine Geschäfte zu erfahren.

Rolf war pünktlich zur vereinbarten Zeit am Ostbahnhof und ganz schön aufgeregt, wie er mir hinterher erzählte.

Seine größte Sorge war, dass Ewald ihn auf dem Handy im Auto erreicht.

Ansonsten hätte er nicht gewusst, wo er mit Anatol in Freiberg hinfahren sollte.

Zu seiner Sicherheit fuhr ich mit Konni und ausreichendem Abstand hinterher.

Schließlich mussten wir bei so einem Gangster, wie der Kaukasier einer war, mit allem rechnen.

Die Autobahn war an diesem Tag nicht stark befahren, so dass wir Anatol und Rolf in Schewtschenkos Mercedes immer im Blick hatten.

Die Zeit wurde knapp und Ewald meldete sich nach zwei Stunden immer noch nicht. Ich merkte, wie mein Adrenalinpiegel langsam stieg.

Endlich, es war kurz hinter Dresden, klingelte mein Handy und Ewald meldete sich. Er saß in der Gaststätte „Zur Sonne“, direkt am Marktplatz in Freiberg.

Anschließend rief er sofort Rolf an und informierte ihn.

Anatol spitzte die Ohren, um mitzubekommen, mit wem Rolf sprach. Nach dem Anruf erklärte er ihm, dass sie mit seinem Onkel in der Gaststätte „Zur

Sonne“ zusammentreffen, da er nicht wollte, dass seine Frau etwas mitbekommt.

Damit gab sich Anatol zufrieden.

Rolf musste während der Fahrt feststellen, dass der Kaukasier nicht besonders gesprächig war. Auf alle seine Fragen antwortete er nur kurz und einsilbig. Da half auch nicht, dass er mit ihm Russisch sprach.

Den Marktplatz und das Restaurant fanden sie schnell. Es war mit wenigen Gästen besetzt, so dass sie ungehindert reden konnten.

Inzwischen kam ich mit Konni auch in Freiberg an. Wir sahen Schewtschenkos Mercedes auf einem Parkplatz stehen und suchten uns eine Parkmöglichkeit, von wo wir das Restaurant gut einsehen konnten.

Ewald saß hinter einem Glas Bier, als Rolf mit dem Kaukasier das Lokal betrat.

Sie begrüßten sich herzlich, als ob sie sich lange nicht gesehen hätten.

„Ihr habt es ja sehr eilig, mich zu sehen“ begann Ewald zu reden. Ihm machte es großen Spaß, Anatol an der Nase herum zu führen.

„Ich soll dir von Viktor Schewtschenko Grüße bestellen. Er steht etwas unter Druck und möchte von dir zu den gleichen Bedingungen den zweiten Barren kaufen.“

Ewald schauspielerte recht gekonnt, als er mit dem Kopf hin und her wackelte, als ob ihm das gar nicht gefiel. Dann sagte er,

„Eigentlich sollte das meine eiserne Reserve sein. Ich wollte den letzten Barren nur verkaufen, wenn ich das Geld unbedingt brauche. Noch ist es nicht soweit.“

Jetzt spielte Rolf den Unzufriedenen und redete auf Ewald ein.

„Ich soll dir von Viktor sagen, dass der Goldpreis jetzt noch günstig ist. Aber es wird nicht mehr lange dauern, bis er wieder fällt. Dann würdest du bestimmt die Hälfte einbüßen. Das sollst du dir gut überlegen.“

Da lenkte Ewald ein,

„Na ja, dann ist es wohl besser, ich gebe ihn euch mit. Besser man hat, als man hätte. Der Euro wird ja wohl nicht so schnell im Wert sinken.“

Als Anatol das hörte, hellten sich auch seine Gesichtszüge zufrieden auf. Er wollte nicht mit leeren Händen vor Schewtschenko treten.

Dann holte Ewald aus seiner Jackentasche den in Zeitungspapier eingewickelten Barren heraus und legte ihn unter dem Tisch auf Rolfs Schoss. Ohne ihn auszupacken, steckte er ihn in seine rechte Jackentasche. Anatol griff in die Brusttasche seiner Lederjacke, entnahm ihr ein Briefkuvert, das er vor Ewald auf den Tisch legte. Unschlüssig, ob er das Geld nachzählen sollte, schaute er das Kuvert eine Weile an, bevor er es wortlos einsteckte. Dann fragte er, als ob es nichts Wichtigeres gäbe,

„habt ihr eine gute Fahrt gehabt?“

„Es war ruhig auf der Autobahn, deshalb sind wir ganz gut durchgekommen. Hoffentlich bleibt es auf der Rückfahrt auch so“

entgegnete Rolf bevor er weiter sprach,

„Sag mal Onkel Ewald, hast du noch mehr von dem Gold, du arbeitest doch schon viele Jahre in der Scheideanstalt. Da hast du doch bestimmt noch mehr an Land ziehen können, oder?“

Ewald schauspielerte weiter und wurde vor Aufregung sogar etwas rot im Gesicht.

„Mein lieber Neffe, du bist ganz schön neugierig. Du willst von mir Dinge wissen, über die ich nicht

gerne rede. Sicher sitze ich an der Quelle und es ist ganz schön gefährlich, etwas mit nach Hause zu nehmen. Ich habe keine Lust, in den Knast zu wandern. Denke ja nicht, dass man so einfach Gold in reinster Form durch die Wache bringen kann. Da muss man tüchtig tricksen. Wenn ich einmal nicht mehr arbeiten gehe und kurz davor stehe, den >Löffel< abzugeben, werde ich dir vielleicht genauer erzählen, wie ich es angestellt habe.

Vielleicht fällt dann für dich auch noch etwas ab. Ich hoffe aber, dass ich bis dahin noch ein wenig Zeit habe.

Eines kann ich dir noch verraten, beschäftige dich doch einmal mit Chemie und finde heraus, was ein Analyse- und Syntheseverfahren ist und wofür man eine Anode und Kathode braucht. Mehr sage ich dir nicht.“

Rolf spürte, dass er jetzt das Gespräch abbrechen sollte.

Sie schüttelten sich die Hände und Rolf verließ mit Anatol die Gaststätte, um zum Mercedes zu gehen.

Rolf sah dem „Kaukasier“ an, dass er zufrieden war.

Vor der Autobahnauffahrt griff Anatol zum Telefon und rief seinen Chef an. Er sagte ihm in Russisch, „Es ist alles glatt gegangen, wir sind auf der Rückfahrt.“

Dann versuchte Rolf, entsprechend seinem Auftrag, von Anatol etwas mehr zu erfahren in dem er fragte, was macht denn Viktor mit dem vielen Geld, das er durch seine Geschäfte verdient?“

Dabei beobachtete er Anatols Gesichtsausdruck.

Der lächelte überlegen als ob er sagen wollte, ich weiß etwas, was du nicht weißt.

Es dauerte eine Weile, bevor der Kaukasier ihm eine Antwort gab.

„Viktor ist ein guter Geschäftsmann. Er legt auch mein Geld in der Schweiz an. Dafür hat er für mich sogar ein Konto eingerichtet.“

Rolf kam aus dem Staunen nicht heraus, dass Anatol ihm das plötzlich verriet. Sofort hakte er nach,

„das wird im Gegensatz zu Viktor nicht viel sein, oder?“

Anatol schmunzelte wieder und ließ sich bei seiner Antwort viel Zeit.

„Für mich reicht es jedenfalls, ich könnte mir jetzt schon einen Mercedes kaufen.“

„Und das alles nur durch solche Goldgeschäfte?“ bohrte Rolf weiter.

„Denke nicht, dass ihr die einzige Quelle seid.“ Verriet Anatol weiter.

„was habt ihr denn noch für Quellen?“

„Viktor hat noch gute Verbindungen in die alte Heimat. Dort gibt es genügend Gold, das man auftreiben und einschmelzen kann. Für ein paar Euro finden sich immer Kraftfahrer, die es nach Deutschland bringen. Das lohnt sich für alle, kannst du mir glauben. Mit der Zeit kommt ganz schön was zusammen und mein Konto wächst.“ Prahlte er weiter.

Jetzt oder nie, dachte sich Rolf. Er muss mir noch sagen,

wie das Geld in die Schweiz kommt.

Deshalb fragte er als Letztes,

„wie bekommt ihr denn das Geld in die Schweiz?“

Der Kaukasier grinste immer noch und sprach,

„das ist doch ganz einfach, ich setze mich ins Auto und fahre los. In Bern steige ich wieder aus, hole das Geld aus dem Versteck und zahle es bei der Bank ein. Bis jetzt bin ich noch nicht einmal an der Grenze kontrolliert worden. Ich kann dir aber verraten, dass Viktor dich beim nächsten Mal mit mir gemeinsam als Kurier einsetzen will. Ansonsten hätte ich dir das alles nicht erzählt. Dann kannst du dir in der Schweiz auch ein Konto einrichten. Bei diesen Fahrten springt noch mehr heraus, als die fünf Prozent, die du für das Gold bekommst.

Viktor hält viel von dir und er glaubt, du kannst ihm noch nützlich sein.

Rolf jubelte innerlich. Jetzt wussten wir alles, was wichtig war, um Schewtschenko, Anatol, Pawel, sowie den Goldschmied mit seinen Kunden hochzunehmen.

Als Rolf mir davon später berichtete, arbeiteten meine grauen Zellen sofort schneller und ich fragte mich, wie kommen wir an die Konten in der Schweiz heran. Aber darüber sollte sich König und der Staatsanwalt einen Kopf machen. Rolf hatte mit einem Diktiergerät alles aufgezeichnet, was Anatol ihm verriet.

Für meinen Bericht brauchte ich an diesem Abend zwei Stunden. Dann machte ich mich auf die Socken, um ihn König persönlich zu übergeben.

Als Letztes habe ich in dem Bericht den Vorschlag formuliert, noch eine Lieferung aus Russland abzuwarten und den Kaukasier durch den Zoll an der Schweizer Grenze hoch gehen zu lassen, wenn er gemeinsam mit Rolf den nächsten Geldtransport nach Bern durchführt.

Zur gleichen Zeit sollten Schewtschenko und seine „Geschäftspartner“ in Berlin verhaftet werden.

Ich war überzeugt, dass der „Kaukasier“ bei den Vernehmungen als Erster auspacken wird, um seine Haut zu retten.

König klatschte vor Freude in die Hände, als ich ihm Bericht erstattete. Dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte lachend,

„die Prämie bekommen Sie aber erst, wenn die Urteile rechtskräftig sind“

So ausgelassen hatte ich ihn noch nie erlebt.

Es gab auch allen Grund, froh und stolz auf unsere Ermittlungsergebnisse zu sein.

Doch wie sagt man so schön,

„Man kann das Fell erst verteilen, wenn das Wild erlegt ist“

Von diesem Moment an warteten wir auf die Stunde, wo der Zoll uns das Zeichen gab, dass ein LKW aus Russland vorgefahren ist.

Das dauerte noch sechs Tage. Bis dahin saßen wir wie auf Kohlen bzw. ziemlich untätig herum.

Der Einzige, der schwer arbeiten musste, war Rolf im Lager von REWE.

Dann lief alles so ab, wie bei der Lieferung zuvor.

Ich nahm den LKW am Kontrollpunkt in Frankfurt/Oder, gemeinsam mit Ewald, in Empfang und wir fuhren ihm bis zum REWE-Lager hinterher. Es wurden wieder alle Kartons ausgeladen und der Kraftfahrer lenkte seinen Wagen vom Hof.

Rolf entdeckte an drei der Pappkartons die bekannten Kreuze vom Zoll und beobachtete, wie Pawel sie gesondert abstellte.

Am nächsten Vormittag kam der Kaukasier, um sie abzuholen. Er begrüßte Pawel und Rolf wie zwei

alte Freunde und Pawel lud die drei Kartons in Anatols >Chrysler Voyager<.

Rolf sah noch, dass er Pawel einige Scheine in die Hand drückte.

Konni fuhr am gleichen Tag Schewtschenko hinterher und beobachtete, dass dieser mit einer Tasche in der Werkstatt des Goldschmiedemeisters Sauer verschwand. Mit Sicherheit konnte ich davon ausgehen, dass sich in der Tasche die Goldbarren befanden.

Nach seiner Rückkehr erhielt Rolf auf dem Handy Schewtschenkos Anruf, bei dem er ihn aufforderte, am nächsten Tag in sein Büro zu kommen.

Ich ahnte, dass es jetzt soweit war und der Bandenchef Rolf und Anatol mit dem Geld nach Bern schicken wird und behielt Recht.

Rolf nahm den Auftrag an, Anatol nach Bern zu begleiten. Dafür erhielt er sofort zweitausend DM von Schewtschenko mit der Bemerkung,

„Die kannst du ja gleich in Bern auf ein neues Konto einzahlen und wenn es später auch so gut läuft, kommt bestimmt noch mehr dazu.“

Rolf bedankte sich wie ein kleiner Junge, der zu Weihnachten ein ganz tolles Geschenk bekam.

Jetzt war es soweit. Am nächsten Tag musste die Verhaftungswelle anrollen.

Für Rolf und Anatol begann mit Schewtschenkos Mercedes um acht Uhr die Fahrt nach Bern. Als es losging, war das Geld bereits im Versteck des Autos.

Mit Rolf hatte ich abgesprochen, dass ich gemeinsam mit Ewald in meinem Audi A4 auf dem Rastplatz der ehemaligen „Grenzübergangsstelle Dreilinden“ auf sie warte und anschließend zur Absicherung, in entsprechendem Abstand, bis zur

Schweizer Grenze sie unauffällig begleite. Die Vorbereitungen für die Festnahme an der Grenze hatte König übernommen. Somit dürfte also nichts schief gehen.

Die Fahrt in Richtung Bern verlief ohne Zwischenfälle. Zweimal hielt Anatol um aufzutanken und in den Raststätten etwas zu essen.

Zwischen Rolf und Anatol kam kein richtiges Gespräch in Gang. Beide hingen irgendwelchen Gedanken nach. Nur Rolf wusste, was auf Anatol in den nächsten Stunden, Tagen, Monaten und Jahren zukommen wird.

Ewald und ich, wir freuten uns schon auf den Moment, wo bei dem Kaukasier die Handschellen zuschnappen und er bei den danach folgenden Vernehmungen die Karten auf den Tisch legen wird.

Ich musste dafür sorgen, dass Rolf zwar zum Schein ebenfalls verhaftet, aber ansonsten völlig aus dem Ermittlungsverfahren herausgehalten wird.

Während der Fahrt zur Schweizer Grenze hatten Ewald und ich genügend Zeit, um über unsere gemeinsamen Jahre vor 1990 zu reden.

Dabei philosophierten wir unter anderem darüber, warum die Kriminalitätsrate in der DDR um soviel niedriger war, als in der alten und jetzt neuen Bundesrepublik.

Wir hatten dafür nur eine Erklärung, es lag an den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen.

Der Nährboden für ein solch hohes Maß an Kriminalität, vor allem dem organisierten Verbrechen, war und ist in den sozialen und wirtschaftlichen Strukturen der Gesellschaft zu suchen. Selbst die verhasste Mauer in und um

Berlin sowie die gesamten Grenzsicherungsanlagen der DDR trugen dazu bei, dass die Kriminalitätsbekämpfung sowie Strafverfolgung als Ganzes in der DDR viel effektiver und erfolgreicher war.

Wir waren uns einig, dass dieses Thema ausreichend Stoff für viele Doktorarbeiten bot.

Über das Telefon wurden wir informiert, dass eine Festnahmegruppe unseres LKA am Grenzkontrollpunkt bereit steht und den von Anatol gefahrenen Mercedes 300 SE erwartet.

Als der bewusste Moment da war, ging alles ganz schnell.

Ein Deutscher Zollbeamter ließ sich von Rolf und Anatol die Papiere zeigen.

Als dieser die Pässe bzw. Personaldokumente in den Händen hielt, forderte er beide auf, aus dem Wagen auszusteigen und ein weiterer Beamter fuhr diesen in eine Halle. Hier nahmen sie das Auto total auseinander. Ewald und ich beobachteten das ganze Spektakel von einem Fenster des Büros des Leiters des Grenzkontrollpunktes.

Dann war es soweit.

Beim Entfernen der Türverkleidungen purzelten die mit Banderolen versehenen Geldpäckchen nur so heraus.

Einer der drei an der Durchsuchung beteiligten Zollbeamten brachte einen kleinen Wagen, worauf das Geld gestapelt wurde.

Dabei handelte es sich ausschließlich um fünfhundert und eintausend DM-Scheine.

Ein weiterer Beamter stand mit einer elektronischen Handrechenmaschine dabei und tippte die festgestellten Beträge hinein. Nach zwanzig Minuten stand das Ergebnis fest. Es

waren genau zwanzig Millionen Deutsche Mark. So viel Geld hatte wohl keiner von den Anwesenden bisher auf einem Haufen gesehen. Ein denkwürdiger Moment in der Geschichte der Kriminalitätsbekämpfung der Bundesrepublik Deutschland.

Meine Gedanken drehten sich sofort um die Durchsuchung der Geschäftsräume des Goldschmiedemeisters Sauer in Berlin-Weißensee. Hier hofften wir, die drei Russischen Barren zu finden, die etwa dem gleichen Wert entsprachen, wie das im Mercedes gefundene Geld. Also noch einmal zwanzig Millionen Deutsche Mark. Mir wurde ganz schwindelig von diesen Beträgen.

An einem Tag vierzig Millionen an Bargeld und Gold sicherzustellen, das passiert einem Kriminalisten mit Sicherheit, nur einmal im Leben. Für den Transport des Geldes nach Berlin war gesorgt.

Eine private Sicherheitsfirma hatte den Auftrag, das Geld in einem gepanzerten Wagen zum LKA zu bringen, wo extra ein mit modernster Technik ausgestatteter Tresor vorbereitet stand.

Unsere Kriminaltechniker sollten sich damit ja auch noch beschäftigen.

Wie festgelegt, kam bei der Festnahme Schewtschenkos ein Sondereinsatzkommando (SEK) zum Einsatz.

Fast unbemerkt nahmen die mit allen erdenklichen Waffen und bei einer riskanten Festnahme erforderlichen Hilfsmittel ausgestatteten Kollegen in dem Moment ihre Position ein, als ich an der Schweizer Grenze nach der Festnahme Anatols das Zeichen per Telefon gab. Gleiches passierte

bei der Festnahme des Goldschmiedes in Weißensee.

Peter hatte ich angewiesen, mit einer Videokamera alles aufzunehmen, was ihm vor die Linse kam. Allerdings sollte er dabei von Schewtschenko nicht gesehen werden. Ich wollte mir später ansehen, wie alles ablief.

Ganz wichtig waren die im Anschluss stattfindenden Durchsuchungen der Räume. Der Sicherstellung von Beweisen und Indizien kommt im Strafverfahren, nach dem Geständnis, die größte Bedeutung zu. Da in den Teams der Spurensicherung eine Reihe >alter Hasen< vertreten waren, sollte auch in dieser Beziehung nichts schief gehen. Einige Tage vorher diktierte ich Irene für jede Durchsuchungsgruppe eine spezielle Liste, mit Anhaltspunkten für die Beweissicherung.

Ob am Ende alles berücksichtigt wurde, konnte sich erst nach Durchsicht der beschlagnahmten Gegenstände und Dokumente zeigen. Da kam noch eine Menge Arbeit auf uns zu.

Bis dahin hatten wir gründlich und gewissenhaft gearbeitet. So sollte es bis zum Abschluss des Ermittlungsverfahrens auch bleiben.

Während der Rückfahrt entspannte ich mich so gut es ging.

Ich überließ Ewald das Steuer und gönnte mir eine Mütze voll Schlaf. Eigentlich hatte mein väterlicher Freund den Schlaf noch eher verdient. Er musste sich mit Konrad so manche Nachtstunde um die Ohren schlagen.

Ich glaubte zu sehen, dass sich während der letzten Tage und Wochen einige Falten mehr auf seiner Stirn abzeichneten. Hütete mich aber

davor, ihm das zu sagen weil ich wusste, wie ihm die Arbeit Freude machte.

Immer noch Müde und kaputt, kamen wir gegen 23.00 Uhr wieder in Berlin an. Nach Hin- und Rückfahrt lagen immerhin etwas mehr als 1800 Kilometer und 18 Stunden reine Fahrzeit hinter uns. Ich verspürte deshalb keine Lust, noch zu König ins LKA zu fahren und berichtete ihm per Telefon.

Bevor ich Zuhause ankam, setzte ich Ewald in Marzahn vor seiner Haustür ab.

Seit unserer ersten Arbeitsbesprechung in den Räumen auf der Wilmersdorfer Straße waren etwas mehr als vier Wochen vergangen.

In vier Wochen kann viel oder auch wenig passieren.

In diesem Fall war tatsächlich viel passiert.

Meine Kollegen und ich waren jeden Tag auf Achse, um Informationen und Beweise zu erbringen, die den verdächtigen Personen zu einigen Jahrzehnten Gefängnis und dem Staatshaushalt einige Millionen D-Mark einbringen sollten. Mir wurde in dieser Zeit sogar eine Tochter geboren.

Als wir so einträchtig beieinander saßen, Ewald und Konni waren auch dabei, ließ ich die letzten Wochen unserer Arbeit noch einmal Revue passieren.

Wir hatten unsere Aufgabe in relativ kurzer Zeit gelöst.

Es war nicht nur der Weg, den das Gold von Russland nach Berlin nahm, aufgeklärt, sondern auch alle Personen, die daran beteiligt waren.

Selbst die Goldschmiedemeister, die illegal ihren Bedarf über Schewtschenko deckten, wurden nun gerichtlich zur Verantwortung gezogen.

Unsere Bilanz konnte sich sehen lassen. Dafür bedankte ich mich bei den Kollegen.

Vor allem Konni und Ewald gebührte mein besonderer Dank für ihren Einsatz, da sie ja keine offiziellen Mitarbeiter waren.

Jetzt musste ich noch einen Abschlussbericht schreiben, den ich König vorzulegen hatte.

Die Arbeitsgruppe war damit aufgelöst und jeder von uns ab sofort wieder seinem Dezernat im LKA zugeordnet.

Doch das war für mich noch nicht das Ende an diesem Fall.

Nach der Festnahme musste schließlich das Ermittlungsverfahren zu Ende gebracht werden. Es standen unzählige Vernehmungen bevor, wovon Protokolle anzufertigen und Beweismittel zu sichten waren, die die Grundlage für die Anklage durch den Staatsanwalt bilden mussten. Mir war klar, dass ich das nicht allein bewältigen konnte.

Deshalb bat ich König, Irene Seidel sowie Peter und Bernd mir bis zur Erstellung der Anklageschrift zuzuordnen, da sie die Zusammenhänge am besten kannten

Das sah auch König so und er gab seine Anweisungen dazu.

Frings, meinem Referatsleiter, gefiel das überhaupt nicht. Er hatte gehofft, dass das Verfahren unter seiner Leitung zu Ende geführt wird weil er darauf spekulierte, dass es auch für ihn eine Prämie oder Beförderung gab.

König machte ihm aber einen Strich durch die Rechnung und überließ mir die alleinige Verantwortung.

Meine kleine Arbeitsgruppe brauchte fast neun Monate, ehe wir alles zu Papier gebracht und die Gerichtsakten erstellt hatten. Der Abschlussbericht bildete dann die Grundlage für die Anklageschrift des Staatsanwaltes.

Schewtschenko und sein Handlanger Anatol, der >Kaukasier<, kochten vor Wut, als sie mich bei den Vernehmungen sahen.

Mit Hilfe der Aussagen der anderen Beschuldigten und den von uns erstellten Beweismitteln war es nicht schwer, sie alle gegeneinander auszuspielen und die Aussagen zu erhalten, die wir brauchten.

Am Ende wussten wir, dass es in Russland eine Bande gab, die in Museen oder privaten Haushalten im Raum Charkow Kunstgegenstände oder Schmuck aus Gold raubten, die sie einschmolzen und mit Hilfe einer für REWE tätigen Spedition auf dem uns bekannten Weg nach Berlin brachten.

Vom Erlös erhielt der in Russland tätige Teil der Bande nur einen Bruchteil.

Den Hauptanteil steckte sich Schewtschenko ein bzw. bunkerte ihn auf seinem Schweizer Konto.

Seinen Kontounterlagen entnahmen wir, dass er im Laufe der Zeit fast zehn Millionen angesammelt hatte.

Wie sollten wir aber an dieses Geld herankommen? Ohne ihn ging das nicht. Selbst nicht mit Unterstützung der Schweizer Behörden.

An das Konto in Bern kam er nur selbst oder ein von ihm Bevollmächtigter heran.

Da machte ich König einen Vorschlag.

„Wir sollten Schewtschenko einen Straferlass anbieten, dafür musste er uns eine Vollmacht für sein Konto ausstellen.

Wenn nicht, bekommt er bei uns die volle Strafe und anschließend wird er an die Russischen Behörden ausgeliefert, die sich schon auf ihn freuten.

Davor hat er bestimmt eine Heidenangst.“

König stimmte zu.

„Einen Versuch ist es ja wert.“

Hörte ich ihn sagen.

Schewtschenko war bei allen seinen Vernehmungen nicht gerade gesprächig. Ich musste ihm jeden >Popel< aus der Nase ziehen und er gab nur etwas zu, wenn man ihm Beweismittel oder Zeugenaussagen vorhielt.

In diesem Fall reagierte er aber anders und lief rot an vor Zorn.

„Jetzt wollt Ihr an mein Geld, aber das ist in der Schweiz gut verwahrt, da kommt Ihr nicht heran.“

Ich setzte mein freundlichstes Gesicht auf und lächelte ihn überlegen an und sprach,

„Was nützt Ihnen das Geld in der Schweiz, wenn Sie hier im Knast versauern und dann vielleicht noch an die Russen ausgeliefert werden?“

„Ihr könnt mich nicht ausliefern“

schrie er gleich.

„Doch, das können wir. Sie sind Russe und wir können sie zu jeder Zeit ausliefern. Ob Ihnen das passt oder nicht.

Machen wir doch einen Deal, Sie überlassen uns das für Sie wertlose Konto, bekommen nicht mehr als zehn Jahre und werden nach der Hälfte frei gelassen. Was halten Sie davon?“

Da schaute er zu mir auf, als ob er etwas erwidern wollte. Doch er sagte nichts.

Deshalb ließ ich ihn in seine Zelle bringen und gab ihm mit auf den Weg,

„Wir reden morgen darüber. Da haben Sie eine ganze Nacht Zeit zum Nachdenken.“

Ich wusste, dass die bei uns verhafteten Russen große Angst vor einer Auslieferung in ihre Heimat hatten. Im Gegensatz zu Russland lebten sie in unseren Gefängnissen wie im Hotel. Darauf spekulierte ich und war überzeugt, dass Schewtschenko letztendlich lieber seine Haut, als das Geld retten wird. Demzufolge besaßen wir die besseren Karten.

Ich sollte Recht behalten.

Schewtschenko war am nächsten Tag lammfromm.

Mein Angebot konnte ihn überzeugen.

Letztendlich unterschrieb er im Beisein eines Notars eine Kontovollmacht, die alle notwendigen Angaben enthielt.

König gab mir den Auftrag, gemeinsam mit Irene Seidel nach Bern in die Schweiz zu fahren und das Konto aufzulösen.

Wir sollten dann die fast neun Millionen im Auto nach Berlin bringen.

Das war mir aber zu riskant. Was ist, wenn wir einen Unfall bauen?

Deshalb folgten uns Peter und Bernd in einem zweiten Wagen.

Auf diese Weise kamen wir und die fast neun Millionen, wieder sicher im LKA an.

Damit waren nicht nur unsere Chefs zufrieden.

Konni bekam die ihm zugesicherte „Provision“, von der er Ewald großzügig entlohnen und mehrere Monate gut leben konnte.

Peter, Bernd, Rolf und Irene erhielten neben einer Prämie einen Eintrag in ihre Personalakten, der

mit Sicherheit zu einer baldigen Beförderung beitrug.

Ich bekam auch eine Prämie und hatte bei König einen dicken Stein im Brett.

Erwähnenswert ist noch, dass Schewtschenko acht Jahre aufgebrummt erhielt und für mindestens fünf Jahre weggeschlossen wurde.

Bei meiner Frau bedankte ich mich für ihre Geduld mit einem großen Blumenstrauß und dem Versprechen in Zukunft mehr Zeit für die Familie zu haben.

Aus diesem Grund beantragte ich auch kurzfristig für vierzehn Tage Urlaub, der ohne Diskussion von meinem Chef genehmigt wurde.

Jetzt hatte ich viel Zeit, um mich erstmals richtig meinen Vaterpflichten zu widmen.

Selbst das nächtliche Windelwechseln bereitete mir fast genau so viel Vergnügen, wie die Festnahme von Ganoven, die wir über mehrere Wochen gejagt hatten.

Nach dem Urlaub erwartete mich dann eine faustdicke Überraschung.

Wie immer meldete ich mich bei meinem Dezernatsleiter zurück, um meinen Dienst anzutreten.

Der winkte nur ab und sagte,

„Du brauchst dich gar nicht erst häuslich niederlassen, wir sind zu König bestellt.“

Das machte mich neugierig.

„Worum geht es denn?“

„Das weiß ich auch nicht. Er hat mir nur ausrichten lassen, dass ich mit dir sofort zu ihm kommen soll, wenn du eintriffst.“

Also marschierten wir sofort los und meldeten uns beim Abteilungsleiter.

Das Gespräch begann genau wie vor einigen Wochen, als er mir den „Schewtschenko-Fall“ übertrug.

Ohne Frings weiter zu beachten, bat er mich, an seinem Besprechungstisch Platz zu nehmen und setzte sich mir gegenüber.

Beförderung

„Oberkommissar Klein, Ihre Arbeitsweise beim letzten Fall hat mir sehr gefallen. Da wir in der nächsten Zeit mit weiteren derartigen Banden und Straftaten zutun haben werden, hat sich die Leitung des LKA entschlossen, die Struktur unserer Abteilung zu erweitern. Das bedeutet, dass ein neues Dezernat zu bilden ist, mit deren Leitung ich Sie beauftragen möchte.

Was sagen Sie dazu?“

Mir lief es kalt und heiß den Rücken herunter.

Frings schaute ganz bedeppt, zuerst König und dann mich an.

Er schien das als eine persönliche Niederlage oder mangelndes Vertrauen in seine Arbeit, zu betrachten.

Es dauerte nur wenige Sekunden bis ich antwortete,

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Kriminalrat“.

Gleichzeitig schoss mir durch den Kopf,

„da werde ich noch weniger Zeit für die Familie haben, was wird Evi dazu sagen?“

König riss mich aus meinen Gedanken.

„Herr Klein, Sie kennen inzwischen die ganze Abteilung. Ich möchte, dass Sie sich selbst die

Mitarbeiter aussuchen, die Sie in Ihrem Dezernat haben möchten. Morgen Abend bekomme ich Ihre Vorschläge auf den Tisch. Dann sehen wir weiter.“

Mit der Aufforderung,

„siebzehn Uhr erwarte ich Sie“

beendete er das Gespräch und ging zu seinem Schreibtisch.

Damit waren Frings und ich wieder entlassen.

Ich spürte ein schlechtes Gewissen und gleichzeitig Freude in mir, bis Werner Frings mich mit den Worten aus meinen Überlegungen holte,

„Denke nicht, dass du von meinen Leuten jemanden bekommst. Es reicht schon, dass ich auf Dich verzichten muss.“

War das nun ein Lob oder eine Drohung?

Auf jeden Fall war er sauer. Er wusste jetzt, dass die anspruchsvollsten Fälle der Abteilung zukünftig bei mir landen, weil König zu ihm nicht das richtige Vertrauen mehr besaß.

Das freute mich besonders.

Damit war Frings in der Hierarchie der Abteilung gesunken und ich aufgestiegen, das wurmte ihn verständlicher Weise.

Mir konnte das aber egal sein, da es schließlich eine Entscheidung des Abteilungsleiters war. Ich wusch meine Hände in Unschuld.

Als König mich aufforderte, mir meine Leute selbst zu suchen, dachte ich sofort an meine >alte Truppe<.

Auch Rolf Schölzel sollte dabei sein.

Wie sollte ich das aber anstellen? Er gehörte doch nicht zum LKA und war Kriminalist in einer Polizeidirektion in Marzahn.

Ich musste mit Irene sprechen, sie kannte sich in solchen Dingen aus.

Bei Bernd und Peter hatte ich keine Bedenken, sie aus ihren alten Referaten herauszulösen.

Nur ihre Chefs waren auf mich sauer, genau wie Frings. Aber das war mir auch egal.

Dass die beiden gern zu mir wechselten, stand für mich außer Frage.

Der >Schewtschenko-Fall< hatte ihnen ja großen Spaß gemacht. Zumindest sagten sie das.

Noch vor dem Mittagessen spazierte ich zu Irene, die ihr Büro auf dem gleichen Gang hatte.

„Na Irene, hast du dich wieder eingelebt?“

fragte ich sie beim Betreten ihres >Heiligtums<.

„Was führt dich denn zu mir?“ antwortete sie mit einer Gegenfrage.

Ich lächelte sie an und sprach,

„gehst du mit mir in die Kantine Mittagessen? Ich muss dich etwas fragen.“

Spontan schaute sie auf ihre Armbanduhr und antwortete,

„Na sicher, mit dir immer.“

Auf dem Weg dorthin schaute sie mich mehrmals erwartungsvoll von der Seite an. Erst als wir allein an einem Tisch saßen und das Mittagessen vor uns dampfte, ließ ich die Katze aus dem Sack.

„Sag mal Irene, als wir kurz vor dem Abschluss des „Schewtschenko-Falles“ waren, fandest du, dass es dir in unserer Truppe Spaß gemacht hat. Denkst du jetzt auch noch so?“

„Ja, das war doch lustig mit uns und es ging nicht so steif zu, wie hier in der Abteilung. Trotz der Arbeit hatten wir immer noch genügend Zeit, herumzuflachsen oder mal einen Witz zu erzählen. Ich hatte bei dir immer das Gefühl, eine gleichwertige Mitarbeiterin und nicht nur eine Schreibkraft zu sein.“

Das hörte ich gern. Deshalb fragte ich weiter,

„Hättest du Lust, für immer mit mir zu arbeiten?“
Sie schaute mich ungläubig an, als hätte ich einen Witz gerissen und antwortete,
„Sag bloß, du kommst in unser Referat?“
„Nein, du kommst ab nächsten Monat in mein Dezernat.“
Gab ich belustigt zurück.
„Willst du mich verarschen, Andreas?“
Dann klärte ich sie richtig auf und berichtete von meiner Berufung zum Dezernatsleiter.
Sie legte ihr Besteck zur Seite und lehnte sich zurück.
„Na, das ist ja ein Ding, an so etwas hätte ich nie gedacht. Aber, du kannst mit mir rechnen.
Ich wäre froh, aus meinem steifen und versnobten Haufen heraus zu kommen.
Versprich mir aber, dass du so bleibst, wie du bist und nicht den großen Chef heraushängen lässt.“
Da musste ich lachen und antwortete,
„Das verspreche ich dir, wenn du mir versprichst, dich auch nicht zu ändern.“
Jetzt lachten und freuten wir uns zusammen.
Zum Schluss wollte ich von ihr noch wissen, wie ich Rolf Schölzel in das LKA holen könnte.
„Dafür gibt es einen ganz einfachen Weg.
Rolf müsste sich nur beim LKA bewerben und König sollte dem Personalbüro Bescheid geben, dass sie ihn übernehmen sollen, wenn er sich bewirbt.“
„Das dürfte kein Problem sein“, dachte ich.
„Dann ist unsere Truppe ja bald wieder zusammen“, freute sie sich.
Rolf Schölzel erreichte ich noch am gleichen Nachmittag über das Telefon und fragte ihn, ob er für immer in mein Dezernat kommen möchte. Da sagte er sofort >ja<.

Ich glaube, er schrieb noch am gleichen Abend sein Versetzungsgesuch.

König übergab ich am nächsten Tag meine Personalvorschläge, die er sofort überflog und womit er sich spontan einverstanden erklärte.

Damit waren die Weichen gestellt.

Am ersten Dezember wurde ich zum Leiter des >Dezernat für Sonderaufgaben< berufen und erhob mein Glas auf eine gute Zusammenarbeit mit meiner „neuen Truppe“.

Die Arbeit konnte beginnen.

Menschenhandel

Menschenhandel war in der Menschheitsgeschichte schon immer ein Mittel, um Menschen auszubeuten, ihre Zwangslagen, Hilflosigkeit, Abhängigkeiten von Drohungen und Gewalt auszunutzen. Das Streben nach Profit ist das Ziel der Ausbeuter, der Menschenhändler.

In der Zeit des >real existierenden Sozialismus<, in der DDR, wurde regelmäßig vom Menschenhandel zwischen Ost und West berichtet. Es gab zwei Formen von Menschenhandel. Dem zwischen den Regierungen, wo mit „Ausreiseantragsteller“ und „Strafgefangenen“ gehandelt wurde und dem illegalen Menschenhandel, bei dem Menschen aus dem Osten illegal in den Westen geschleust wurden. Auf welchem Weg auch immer. Der gebräuchlichste war, das Ausschleusen mittels PKW über die vorhandenen

Grenzübergangsstellen. Die Schleuser taten es zu neunzig Prozent gegen Geld.

Auch die Regierungen der DDR und der Bundesrepublik praktizierten das gegen Geld, das von West nach Ost floss.

War es deshalb weniger kriminell oder unmoralisch?

Ich behaupte – nein –

Denn letztendlich wurden Menschen nur für politische oder ökonomische Ziele missbraucht.

Mit dem Wegfall des >Eisernen Vorhangs< bekam der Handel mit Menschen eine neue Dimension, einen neuen Inhalt.

Im Westen bildeten sich Organisationen, Banden oder kriminelle Vereinigungen, egal wie man sie nennt, deren Ziel es war und heute noch ist, aus dem ehemaligen Osteuropa Menschen in den Westen zu schleusen, um sie dort als Arbeitskräfte, Organspender oder Prostituierte auszubeuten.

Dazu benutzen kriminelle Banden in Osteuropa falsche Versprechungen und kriminelle Methoden.

Ihre Arme reichen bis in Regierungskreise.

Nach dem Rauschgifthandel entwickelte sich der Menschenhandel zur zweitwichtigsten Einnahmequelle des organisierten Verbrechens.

Das LKA4 wurde zur Aufklärung und Bekämpfung derartiger Verbrechen aufgebaut.

Die sogenannte >Osterweiterung< der >Europäischen Union< führte letztendlich dazu, dass die Flut von Menschen in den Westen nicht abnahm, sondern ständig wuchs und weiter wächst.

Die Menschen im Osten hatten zwar jetzt die gleiche Freiheit, sie wollen aber auch den gleichen Reichtum. Das war und ist auch der

Nährboden für das stetige Anwachsen der Kriminalität und des organisierten Verbrechens in Ost, West, Süd- und Nordeuropa.

Die Palette ist groß, vom Kinderhandel, bis zum Handel mit billigen Arbeitskräften.

Im LKA4 gibt es deshalb auch eine Spezialisierung unter den Abteilungen und Dezernaten.

Als ich König fragte, was er für unser Dezernat vorgesehen hat antwortete er,

„Sie, Kollege Klein, müssen mit allem rechnen, Sie werden die Fälle bearbeiten, die ich anderen Referaten nicht zutraue. Deshalb leiten Sie auch das Sonderdezernat.

Jetzt war noch zu klären, wo wir als Dezernat, mit immerhin fünf Mitarbeitern, arbeiten sollen? Bis dahin hatten wir keine zusammen hängende Büros.

Als ich König danach fragte, zuckte er nur mit den Schultern und antwortete,

„Dafür habe ich auch noch keine Lösung. Haben Sie eine Idee?“

Ich hatte eine und brachte sie auch gleich vor.

„Was halten Sie davon, wenn wir wieder die Wohnung auf der Wilmersdorfer Straße beziehen?“

König grinste und antwortete,

„Klein, Sie sind ein schlauer Fuchs, dort setzen sie sich ins gemachte Nest und sind fernab vom Schuss.

Aber ich stimme Ihnen zu.

Hier in der Abteilung würde ein zu großes Chaos entstehen, wenn wir für Sie Büros umräumen müssten. So kann alles beim Alten bleiben und Sie haben auf der Wilmersdorfer Straße die

besten Bedingungen, um ungestört arbeiten zu können.“

Damit hatte ich alles erreicht, was möglich war. Sogar der T4, mit modernster Kommunikationstechnik, wanderte in unseren ständigen Besitz.

Bereits am nächsten Tag bezogen wir unsere neuen, >alten< Diensträume.

Obwohl es mir untersagt war, darüber mit Außenstehenden zu sprechen, berichtete ich meiner Frau darüber und das nicht ohne Stolz.

Ich hielt mich für einen Teufelskerl, der in der kurzen Zeit beim LKA mehr erreichte, als all die anderen Kollegen, mit denen ich ehemals von der Volkspolizei übernommen wurde.

Evi sagte nur,

„hebe bloß nicht ab und vergiss nicht, dass du eine Familie hast, die dich braucht.“

Immer diese Vorwürfe, wo ich gerade in den letzten Wochen viel Zeit für die Familie aufbrachte. Evi dachte immer, dass sie zu kurz kommt. Sie war auf meine Arbeit regelrecht eifersüchtig. Während ihrer Schwangerschaft schien sie viel verständnisvoller. Das wurmte mich, denn sie war von Beginn unserer Ehe mit einem Kriminalisten verheiratet.

Ich hatte dennoch die Hoffnung, dass sie das irgendwann respektiert.

Als Dezernatsleiter musste ich von nun an jeden Dienstag acht Uhr bei König zur Dienstberatung mit den anderen Dezernatsleitern der Abteilung antreten. Da wurde über den Stand der Bearbeitung laufender Verfahren berichtet und

König verteilte neue Fälle. Selten kam es vor, dass einer freiwillig sich um einen Fall bemühte.

Alle glaubten, stets überbeansprucht zu sein.

Was irgendwie auch verständlich war, denn nicht oft fiel die meiste Arbeit nach Feierabend oder an den Wochenenden an. Tagsüber war man dann mit der ungeliebten Schreibarbeit im Büro beschäftigt.

Da ich während den ersten zwei Wochen keinen Fall für uns bekam, schauten mich die anderen Dezernatsleiter ziemlich von der Seite an. Als Frings einen Fall ablehnte und sprach,

„Den kann doch Oberkommissar Klein übernehmen“,

reagierte König ziemlich sauer und wies ihn zurecht,

„Machen Sie sich über meine Arbeit keine Gedanken Herr Frings, für Oberkommissar Klein habe ich etwas Besonderes, bei dem er sich beweisen kann.“

Frings wurde ganz rot im Gesicht und hielt dann die Klappe. Ich horchte auf und war gespannt, was König für mich hatte.

Bis zum Ende der Beratung kam allerdings nichts, was mich betraf.

Deshalb ließ ich mir beim Verlassen Königs Zimmer etwas Zeit und hatte recht damit.

„Klein, bleiben Sie noch hier, ich muss mit Ihnen reden.“

Haben Sie sich auf der >Wilmsdorfer Straße< gut eingelebt?“

„Das schon, aber bis jetzt gab es noch nicht viel zu tun. Einige Restarbeiten von alten Vorgängen, aber nicht viel mehr“,

antwortete ich ihm ehrlich.

Da lächelte er, wie meist etwas ironischen und sprach,

„Ich wollte ihnen etwas Zeit lassen, Arbeit habe ich genug, allerdings sollen Sie nicht diese

>null, acht, fünfzehn Vorgänge<

bearbeiten, dafür haben wir kein >Sonderdezernat< eingerichtet.

Hören Sie, es gibt einen Vorgang von Menschenhandel, der sehr speziell ist, weil es um Kinder geht, die aus Osteuropa bandenmäßig eingeschleust werden. Nach bisherigen Ermittlungen der Kripo werden sie illegal zur Adoption vermittelt. Im Standesamt Neukölln besitzt die Kripo eine >V-Frau<, die dahinter gekommen kam.

Sie werden diesen Fall bis zum Schluss bearbeiten. Setzen Sie sich dazu mit der entsprechenden Direktion der Kripo in Verbindung und schicken Sie mir jeden Freitag einen Bericht. An den Dienstberatungen brauchen Sie nicht teilnehmen. Die Berichte reichen mir. Wenn ich mehr wissen will, dann melde ich mich.

Alles klar? Holen Sie sich bei meiner Sekretärin alle Unterlagen dazu.“

„Mache ich, Herr König“ war meine genau so kurze Antwort.

Der Vorgang umfasste drei Ordner, mit Berichten der >V-Frau< des Standesamtes, Observationsberichten und strafrechtlichen Einschätzungen des Vorgangsführenden Kriminalbeamten.

Jetzt war es soweit, wir hatten unseren ersten Fall.

Es war aber nicht die Feuertaufe, die hatten wir mit dem „Schewtschenko“ schon hinter uns und mit Auszeichnung bestanden.

Ich kam in >unserem Büro< an und verkündete lautstark,

„Es gibt Arbeit“

Sofort versammelten sich alle am großen Tisch im Besprechungszimmer und schauten auf mich und die vor mir liegenden drei Akten.

Mit wenigen Worten gab ich das wieder, was König gesagt hat, bzw. was in den Akten stand, ohne dass ich sie gelesen hatte.

Dann übergab ich sie Irene und beauftragte sie, alle darin enthaltenen Schriftstücke zweimal zu kopieren.

Schon nach zehn Minuten bekam ich sie zurück.

Peter und Bernd sowie Rolf Schölzel erhielten von mir je ein Exemplar mit der Aufforderung,

„In einer halben Stunde will ich Eure Meinung dazu hören.“

Ich bat auch Irene hinzu zu kommen.

Peter knallte die Akten auf den Tisch und gab spontan von sich,

„Das ist ja eine Riesensauerei, den Ganoven müssen wir das Handwerk legen.“

„Setz dich hin und lass uns sachlich miteinander reden“, forderte ich ihn auf.

„Wir sind hier nicht beim Kaffeekränzchen, sondern wollen bei aller Sachlichkeit den vorliegenden Sachverhalt analysieren und gemeinsam beraten, wie wir an die Bearbeitung herangehen.“

„Wie ist die Ausgangslage?“

1. Vier fingierte oder gefälschte Geburtsurkunden;
2. Die Anschrift von vier Ehepaaren, bei denen die Kinder leben;
3. Eine verdächtige Standesbeamte;

„Wie wollen wir herangehen?“

1. Einbeziehung des Vorgangsführenden Kriminalbeamten;
2. Ermittlungen zu den verdächtigen Personen;

Bernd, Peter und Rolf erhielten den Auftrag, Informationen zu den Verdächtigen Personen einzuholen und dabei alles zu ermitteln, was von Bedeutung sein könnte.

Das war genügend Arbeit für die nächste Woche. Ich nahm mir vor, ausführlich mit dem Mitarbeiter der zuständigen Polizeidirektion sowie mit der Frau zu sprechen, die für ihn als V-Frau arbeitete. Irene stellte die Verbindung zur Direktion her und vereinbarte einen Termin, zu dem ich sie mitnahm. Ich war der Meinung, dass sie, als Informationsschaltstelle des Referates, in die wesentlichsten Dinge einzubeziehen ist um jederzeit, vor allem wenn ich nicht anwesend war, aussagefähig über unsere Vorgangsarbeit zu sein, damit kein Leerlauf entstand.

Wie sich bald zeigte, war diese Entscheidung richtig.

Die Kriminalinspektion der Direktion 5, Berlin-Neukölln, befindet sich nicht weit entfernt vom LKA, deshalb brauchten wir am nächsten Vormittag nur wenige Minuten.

Zwei Kollegen, Kommissar Bremer und sein Chef, Oberkommissar Engler, empfingen uns in ihren Diensträumen.

Mit wenigen Worten stellte Kommissar Bremer den uns bereits bekannten Sachverhalt noch einmal anschaulich dar und ergänzte, dass er die Leiterin des Personenstandswesens im

Bezirksamt Neukölln verdächtigt, die falschen Geburtsurkunden ausgestellt zu haben.

Auf meine Frage, wie er darauf kam, gab er zu, mit einer der Mitarbeiterinnen befreundet zu sein.

Da konnte ich mir nicht verkneifen einfach zu fragen,

„das ist doch nicht etwa Ihr V-Mann?“

Jetzt hatte ich ihn in Verlegenheit gebracht und er konnte nicht anders, als zuzugeben, dass er mit ihr seit einem Jahr liiert ist. Das war mir schließlich auch egal.

Wichtig war nur, dass wir hinter diese Schweinerei kamen.

Interessant war, wie die Freundin dahinter kam.

Das stand schließlich nicht in den Akten.

Bremer schilderte, dass seine Freundin vor einigen Wochen eine Unterschriftenmappe in die Hände bekam, in der für etwa zehn Neugeborene und vier ältere Kinder Geburtsurkunden lagen, die sie mit einem Siegel versehen sollte. So, wie sie es schon oft getan hat.

Dabei fiel ihr auf, dass zu den Geburtsurkunden der älteren Kinder nur eine Kopie gehörte.

Das war ungewöhnlich, da zu jeder Urkunde zwei Kopien gehören. Deshalb fragte die Mitarbeiterin ihre Chefin, ob das ein Versehen sei.

Die antwortete ziemlich ungehalten,

„Fragen Sie nicht zuviel und machen Sie die Stempel darunter, das hat schon seine Richtigkeit.“

Da wurde die Kollegin erst recht stutzig und schaute im Geburtenregister nach, in dem keine Eintragungen für diese Kinder vorhanden waren.

Jetzt war offensichtlich, dass hier etwas faul zu sein schien.

Sie beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen.

Im Normalfall werden die Urkunden in Umschläge gesteckt, adressiert und in ein Postfach gelegt. So geschah es auch in diesem Fall.

Kurz vor Feierabend des gleichen Tages ging die Chefin zum Postfach und holte sich die Kuverts mit den vier Urkunden heraus und nahm sie mit in ihr Zimmer.

Dort stand ein Mann, dem sie die Kuverts gab und der sie sofort in seiner Aktentasche verstaute.

Allerdings fertigte die Mitarbeiterin von jeder dieser Urkunden für sich eine Kopie an und schrieb sich die Adressen auf. Diese übergab sie später ihrem Bekannten, Kommissar Bremer, von der Direktion 5.

Der überzeugte sich persönlich, aber inoffiziell, dass in den betreffenden Familien Kinder leben, die mit den Altersangaben der Geburtsurkunden offensichtlich übereinstimmten. Spätere, verdeckte Befragungen durch Mitarbeiter der Direktion 5 in der Nachbarschaft ergaben, dass die Kinder angeblich adoptiert wären.

Dieser Sachverhalt war der Anlass, für die Übergabe des Vorganges durch Oberkommissar Engler an das LKA.

Der Stand dieser Ermittlungen erschien mir zwar etwas dürftig, aber begründete tatsächlich den Verdacht des Handels mit Kleinkindern zum Zwecke der illegalen Adoption. Wobei sicher viel Geld im Spiel war.

In der Vergangenheit hörte ich schon öfters von derartigen Praktiken.

Jetzt hatte ich in meinem ersten Fall als Dezernatsleiter selbst damit zu tun.

Irene schüttelte vor Empörung den Kopf und bemerkte,

„Da verdienen sich irgendwelche Menschenhändler mit der Not von kinderlosen Ehepaaren und verzweifelten Eltern, eine goldene Nase.“

Wie Recht sie hatte.

Ich fragte die beiden Kollegen der Direktion 5,

„Gibt es schon irgendwelche Anhaltspunkte, wer diese Hintermänner oder Frauen sind?“

„Nein, wir haben nur eine oberflächliche Beschreibung. Mehr wissen wir nicht“, antwortete Kommissar Bremer.

Um dieses Informationsgespräch zu beenden schlug ich vor, dass Bremer bei Bedarf zukünftig mit uns eng zusammen arbeitet, um vor allem seine V-Frau zur Informationsgewinnung weiter einzusetzen.

Damit waren die beiden Kollegen einverstanden und wir verabschiedeten uns.

Im Büro angekommen, fragte ich Irene sofort,

„was denkst du über diese Geschichte?“

„Das habe ich ja schon gesagt. Es ist eine große Sauerei und wir müssen diesen Leuten das Handwerk legen.“

„Ja, das ist richtig“

entgegnete ich, aber wie würdest du an diese Sache heran gehen?“

„Als Erstes müssen wir uns umfassend über die Beteiligten ein Bild machen. Danach wissen wir vielleicht, wer dahinter steckt.“

Ich überlegte eine Weile und bat Irene, für uns einen Kaffee zu machen.

Der dampfende Kaffee stand vor uns und ich entwickelte vor Irene meinen Plan.

„Die maßgebliche Person scheint die Chefin des Standesamtes zu sein. Sie missbraucht ihre Stellung, um für andere gefälschte Geburtsurkunden herzustellen. Das macht sie sicher nicht ohne Eigennutz. Entweder sie steht mit dem oder den Hintermännern in einem Abhängigkeitsverhältnis oder sie macht es für nicht wenig Geld.

Die Kinder werden im Ausland, wahrscheinlich in Osteuropa, entweder entführt oder von den Eltern an die Menschenhändler verkauft.

Die vermeintlichen Adoptiveltern besitzen Kontakt zu dem Mann bzw. dem Teil der Bande in Deutschland, der die Kinder vermittelt und das Geld kassiert.

Die zu ermitteln und aufzuklären, wird der schwierigste Teil unserer Arbeit sein.“

„Wie würdest du heran gehen?“ Fragte ich Irene nochmals.

Zu meinem Erstaunen antwortete sie,

„Ich weiß das nicht, ich bin doch nur eine >Büromaus<, die von kriminalistischer Arbeit nicht viel Ahnung hat. Aber ich würde die Adoptiveltern zuerst befragen, die scheinen mir das schwächste Glied zu sein.“

Ich schüttelte den Kopf und reagierte etwas gereizt, weil mir ihre Antwort nicht gefiel.

„Irene, ich beabsichtige dich in die Ermittlungsarbeit einzubeziehen. Wir brauchen bei dieser sensiblen Geschichte unbedingt eine Frau. Ich werde dir auch sagen warum.

Der entscheidende Ansatzpunkt ist für mich die Leiterin des Standesamtes. Für sie steht ihre Position und ihre Pension auf dem Spiel. Das macht sie anfällig.

Ich habe vor, dass du dich mit ihr anfreundest und ihr gestehst, dass du keine Kinder bekommst, jedoch eines adoptieren möchtest. Geld spielt dabei keine Rolle. Entweder sie bringt dich dann mit dem entscheidenden Mann zusammen oder sie arrangiert alles selbst.

Bei den Adoptiveltern hätten wir schlechtere Karten. Sie haben sicher große Angst, dass die illegale Adoption heraus kommt, weshalb sie sehr misstrauisch sein werden.“

„Na, was sagst du?“

Irene wurde vor Aufregung ganz rot und antwortete,

„wie soll ich denn an die Frau heran kommen, so etwas habe ich noch nie gemacht, was wird König dazu sagen?“

Da konnte ich sie beruhigen.

„Mit König habe ich bereits gesprochen. Er ist einverstanden, dass ich dich in die Ermittlungsarbeit einbeziehe. Da kann für dich sogar eine Beförderung herauspringen.

Ich traue dir zu, dass du das schaffst. Du bist doch schon lange genug beim LKA.“

„Na gut, du kannst mit mir rechnen.“

Stimmte sie letztendlich zu.

Am Nachmittag recherchierte Irene zu allen bekannten Personen im Internet. Darüber hinaus steuerten die drei anderen Ermittler noch einige Informationen bei, die der Computer nicht wusste.

Somit ergab sich ein ziemlich umfassendes Bild. Was wir nicht wussten, wer sind die Hintermänner?

Kopfschmerzen bereiteten mir die Informationen zu einer der Adoptivfamilien.

Der Mann war Staatsanwalt im Büro des Generalstaatsanwaltes der Stadt Berlin.

Mir war klar, das wird viel Staub aufwirbeln.

Was sollte ich tun?

Eine besondere Rücksichtnahme hatte auch dieses Ehepaar nicht verdient.

Auf einer Flipcharttafel notierte ich alle Namen und setzte die mir wichtig erscheinenden Informationen darunter.

Während unserer Vorgangsbesprechung fragte ich die ganze Truppe,

„Wie würdet ihr an die Aufklärung heran gehen?“

Zunächst hörte ich ein allgemeines Gemurmel, bevor Rolf Schölzel sich entschloss, einen vernünftigen Beitrag zu leisten.

„Ich würde die Chefin des Standesamtes offiziell befragen. Sie wird dann schon aussagen, so dass wir auch die Hintermänner festnehmen können.“

„Und welche Vorschläge haben die anderen Kollegen?“

Bernd hob die linke Hand und meldete sich, wie in der Schule.

„Ich würde die Chefin so lange beobachten, bis sie wieder Kontakt mit den Hintermännern hat. Dann würde ich diese Leute, oder den einen Mann für den sie arbeitet, beobachten und seine Person umfassend aufklären. Haben wir genügend Material, setzen wir die >Tante< vom Standesamt auf den Vernehmungstuhl und legen ihr unsere Beweismittel vor, bis sie auspackt.“

Irgendwie hatten beide Recht. Das sagte ich ihnen.

„Ich bin auch der Meinung, dass die Leiterin des Standesamtes die Schlüsselfigur bei diesem

Handel ist. Über sie müssen wir ermitteln, wer die Hintermänner, zumindest in Deutschland, sind.“

Dann erläuterte ich meinen Plan, dass Irene sich mit ihr anfreunden und ein Kind „bestellen“ soll. Nimmt sie den Auftrag an und hat sie Irene genug erzählt, was wir auf Band dokumentieren, dann wird sie verhaftet und als Beschuldigte vernommen. Wenn sie nicht freiwillig >auspackt<, werden wir ihr, nach Rücksprache mit dem Staatsanwalt, Strafmilderung anbieten. Sie hofft bestimmt, dadurch den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können und nimmt das Angebot an. Danach machen wir die Hintermänner dingfest. Als Letzte werden die Adoptiveltern zur Verantwortung gezogen. Was haltet ihr von dieser Variante?“

Peter sagte grinsend, „Jetzt bekommt Irene eine Hauptrolle in diesem Film. Das finde ich nicht schlecht.“

Die Gerstenberger geht in der Woche zweimal zum Frauenfitness, da kann Irene sich mit ihr bekannt machen.“

Der Gedanke gefiel mir. Deshalb sollte Peter sich mit Irene zusammensetzen und sie über alles informieren, was er von dieser Frau wusste.

Die erste Woche war wie im Fluge vergangen.

Für Freitagnachmittag, vierzehn Uhr, bestellte mich König

zum Rapport.

Wenn er zufrieden war, nickte er mit dem Kopf. Gefiel ihm etwas nicht, zog er seine Stirn in Falten.

Erst, als ich ihm von dem Staatsanwalt berichtete, hob er langsam seine Augenlider und die Falten auf der Stirn traten deutlich hervor.

„Verdammte Scheiße, das muss uns auch noch passieren“, wettete er los.

„Was machen wir jetzt? Wenn das der Generalstaatsanwalt erfährt, funkt er uns dazwischen. Haben Sie eine Idee, wie wir das verhindern können?“

Da brauchte ich nicht lange überlegen.

„Wir halten diese Information so unter der >Decke<, bis wir die Aussagen der Standesbeamtin haben. Danach kann er mit der Information tun und lassen, was er will und kann unsere weiteren Ermittlungen nicht mehr stören.“

„Nur mich wird er zusammenstauchen, aber das ist mir auch egal“, entfuhr es König.

Wir waren uns wieder einmal einig und ich hatte Feierabend.

Meiner Frau gegenüber konnte ich Wort halten, dass ich an diesem Freitag zeitig Zuhause bin.

Nicht selten hatte ich das Bedürfnis, Evi über das zu erzählen, womit ich mich gerade auf Arbeit beschäftigte. Nicht nur, um bei ihr mehr Verständnis zu erreichen sondern auch um mich mit ihr zu beraten. Ein Außenstehender sieht die Dinge manchmal doch etwas objektiver.

Doch das verkniff ich mir lieber, weil bei ihr immer die Angst da war, dass mir etwas passieren könnte oder ich etwas falsch machte, was am Ende mir und auch ihr zum Nachteil gereicht. Also behielt ich die Dinge für mich.

War ich mir einmal unsicher, dann traf ich mich mit meinem alten Freund Ewald, der immer noch als >Arbeitsloser Kommunist< zu Hause saß und auf Gott und die Welt schimpfte.

Mit Königs Zustimmung im Rücken begann ich am Montag die neue Arbeitswoche.

Meine drei Ermittler, Rolf, Peter und Bernd bekamen den Auftrag, die vier Adoptivfamilien weiter aufzuklären.

Ich traf mich mit Kommissar Bertram von der Direktion 5 und informierte ihn über den Stand unserer bisherigen Ermittlungen.

Er erklärte sich bereit, mit Hilfe seiner V-Frau mehr über die Standesbeamtin heraus zu bekommen.

Einen Tag später war es soweit.

Irene hatte ein Foto in der Tasche, um beim Frauenfitness am Bayernring in Tempelhof unsere Zielperson zu erkennen und sich mit ihr anzufreunden.

Das war gar nicht so schwierig, wie sie mir einen Tag später berichtete.

Die Gerstenberger war gegenüber der >neuen Sportfreundin Irene< recht aufgeschlossen und ließ sich sogar nach dem Sport zu einer Tasse Kaffee einladen.

Frau Gerstenberger erzählte bereitwillig von ihrer Arbeit als Standesbeamtin, dass sie geschieden sei, zwei erwachsene Kinder habe und auf eine Eigentumswohnung auf Mallorca spare, wo sie ihre Pension verleben möchte.

Irene machte kein Hehl aus ihrer >kinderlosen Ehe< und ihrem, sie nicht befriedigenden Hausfrauendasein. Entsprechend ihrer Legende gab Irene weiter vor, dass ihr Mann Oberarzt im Krankenhaus Neukölln sei und ihr Adoptionsantrag schon zweimal abgelehnt wurde, weil sie angeblich zu alt seien.

Unsere Zielperson nahm das mit Bedauern zur Kenntnis,

ohne sich dazu weiter zu äußern.

Der Anfang war jedenfalls gemacht.

Jetzt hieß es Geduld aufbringen.

Rolf bekam den Auftrag, das Wohnhaus der Gerstenberger zu observieren. Ich hoffte, dass ihr „Geschäftspartner“ sich abends bei ihr sehen lässt.

Doch diese Hoffnung erfüllte sich bis zum Ende der Woche nicht.

Nach dem nächsten Fitnessstraining wurde Irene von der Gerstenberger zu einem Kaffee eingeladen und wurde von ihr nach ihren Adoptionsabsichten ausgefragt.

Irene gab zu verstehen, dass sie auch schon von illegalen Adoptionen gehört habe und fünfzigtausend Mark dafür bezahlen würde. Irene sah zwar, wie die Augen der Gerstenberger zu leuchten begannen, aber sie verlor kein Wort weiter darüber.

Das änderte sich eine Woche später.

Die Gerstenberger brachte von sich aus das Gespräch auf eine Adoption.

„Ich kenne da einen Rechtsanwalt, der hat schon erfolgreich derartige Adoptionen in die Wege geleitet. Wenn sie möchten, kann ich Sie mit ihm zusammen bringen. Sie sollten aber gemeinsam mit Ihrem Mann den Anwalt besuchen.“

Sie holte aus ihrer Handtasche eine Visitenkarte, die sie Irene übergab. Über das an ihrer Jacke angebrachte Mikrofon und dem kleinen kabellosen Aufnahmegerät in Irenes Tasche hatten wir das Gespräch unauffällig gespeichert. Das nützte uns zwar nichts als Beweismittel vor Gericht, sollte uns aber später bei den Vernehmungen helfen.

Als ich die Aufnahme das erste Mal hörte, entschied ich sofort, dass ich mit Irene gemeinsam den Kontakt zu dem Rechtsanwalt aufnehmen.

Irene telefonierte mit einem Prepaidhandy und vereinbarte mit dem Anwalt für zwei Tage später einen Termin. Der Sekretärin sagte sie nur, dass sie in einer Familienrechtssache mit dem Anwalt sprechen möchte.

Ich sprang vor Freude fast auf den Tisch.

Endlich war es soweit. Der „Fisch“ hing an der Angel.

Wir fuhren mit meinem Dienstauto nach Steglitz in die Gregor-Mendel-Straße. Rechtsanwalt Bernd Schirrmeister, Gregor-Mendel-Straße 15, stand auf der Visitenkarte.

Es war ein vornehmes Haus aus der Gründerzeit. Das Büro befand sich in der ersten Etage. Ein kurzer Flur führte in einen Empfangssalon, der durch einen Tresen geteilt wurde. Dahinter stand eine Frau von etwa fünfzig Jahren, die mit ihren kurz geschnittenen schwarzen Haaren und ihrer großen randlosen Brille das Äußere eines Feldwebels hatte.

„Wie kann ich Ihnen helfen?“ kam mechanisch aus ihrem

schmalen, von farblosen Lippen umrandeten Mund.

Irene zeigte die Visitenkarte und bemerkte,

„Wir haben einen Termin für fünfzehn Uhr mit Herrn Rechtsanwalt Schirrmeister.“

Mit den antrainierten Worten „Ich werde Sie anmelden“

stolzte sie zu einer der zwei großen Türen, die vom Empfangssalon abgingen. Sekunden später hielt sie die Tür auf und bat uns einzutreten.

Im Gegensatz zu den anderen Räumen war das Büro des Rechtsanwalts sehr modern eingerichtet. Auf einem riesigen Schreibtisch, den eine Glasplatte abdeckte, stand einer der größten

Computerbildschirme, den ich bis dahin gesehen hatte. Hinter einer Besprechungscke stand eine Phönixpalme, die fast bis zur Decke reichte.

Der Anwalt trug eine maßgeschneiderte Zweireiherkombination mit rosafarbenem Hemd und einem gleichfarbenem Binder, der mit kleinen dunkelblauen Ornamenten verziert war.

Sein schmales, unnatürlich gebräuntes Gesicht, war von glattem, gegeeltem schwarzem Haar eingerahmt. Mir kam es vor, als wäre er soeben einem italienischen Modemagazin entstiegen.

Ihm lag sicher sehr viel daran, dass er auf seine Umgebung einen sehr kompetenten und modernen Eindruck machte.

Er lenkte uns sofort auf die Sitzgruppe und begann das Gespräch.

„Sie möchten in einer Familiensache mit mir sprechen. Bin ich da richtig informiert?“

Irene hob den Kopf und sagte frei heraus,

„Wir kommen auf Empfehlung von Frau Gerstenberger, im Zusammenhang mit unserem bisher unerfüllten Kinderwunsch. Ich habe Frau Gerstenberger davon erzählt und sie empfahl mir, dass wir uns einmal mit Ihnen unterhalten sollen, da wir schon zweimal wegen unseres Alters vom Jugendamt abgelehnt wurden. Dabei bin ich noch keine vierzig Jahre alt.“

Ich merkte, dass Irene sehr aufgeregt war und Angst hatte, es zu vermasseln.

Der Anwalt hielt beide Hände vor seinen Mund und fixierte uns regelrecht mit starrem, aber aufmerksamem Blick.

„Wie alt sind Sie, Herr Kleinschmidt? unter diesem Namen hatte uns Irene angemeldet.“

„Ich werde nächstes Jahr vierzig Jahre“ erwiderte ich kurz.

Der Anwalt fragte weiter,

„Sind Sie beide berufstätig?“

Irene ergriff wieder die Initiative und antwortete erneut,

„Mein Mann ist Oberarzt im Krankenhaus Neukölln und ich bin seit vielen Jahren Hausfrau. Wir könnten uns ganz auf ein Kind einstellen.“

Der Anwalt versuchte jetzt den Eindruck zu erwecken, als ob er nachdenken müsste bis er sagte,

„Ich wüsste da eine Möglichkeit, aber die ist nicht billig.

Es würde Sie mindestens fünfzigtausend Mark kosten.

Wären Sie dazu in der Lage?“

„Das ist überhaupt kein Problem, für ein Kind würden wir alles opfern.“ Gab Irene sich ganz erregt.

„Sie müssten sich aber etwa vier Wochen gedulden. Bis zu welchem Alter könnte denn das Kind sein?“

„Nicht älter als ein Jahr, nicht wahr Andreas?“

Wir wollen doch nicht, dass es eine andere Sprechende spricht. Es soll bitte auch ein Mädchen sein“ Dabei

drehte sich Irene mit gespielter Aufgeregtheit spontan zu mir.

„Nein, nicht älter als ein Jahr“, stimmte ich zu.

„Es wird sich dabei um ein Kind aus der Ukraine handeln.“

Da fragte Irene gleich,

„wie wird das dann mit den Papieren sein? Müssen wir uns darum kümmern?“

„Nein, sie bekommen eine deutsche Geburtsurkunde und einen deutschen Impfpass dazu. In dieser Beziehung ist alles geregelt.“

„Woher stammt denn das Kind und wer sind seine Eltern?“ fragte Irene den Anwalt.

„Eigentlich rede ich darüber nicht gern.“

Wie Sie wissen, gibt es in den Ostblockländern nicht wenig soziale Probleme, weshalb viele junge Mädchen ihre Kinder zur Adoption frei geben und es gibt viel weniger Ehepaare, die sich für eine Adoption entscheiden. Deshalb landen die Kinder in staatlichen Einrichtungen und kosten dem Staat Geld. Deshalb sind die Heime froh, wenn sie die Kinder abgeben können.

Ich habe einige Verbindungen dorthin, weshalb ich Ihnen helfen kann. Allerdings entstehen dabei nicht geringe Kosten. Deshalb bitte ich Sie, in einer Woche wieder in mein Büro zu kommen und eine Vorauszahlung in Höhe von dreißigtausend D-Mark zu leisten. Damit ist abgesichert, dass Sie in etwa vier Wochen Ihr Kind erhalten. Sind Sie damit einverstanden?“

Irene stand spontan auf und reichte dem Anwalt die Hand, als wollte sie wirklich ein Geschäft abschließen.

Ich gab mich etwas zurückhaltender, damit der Anwalt denkt, dass meine >Frau< die Hosen anhat. So, wie es im wirklichen Leben oft der Fall ist.

Im Auto freuten wir uns erst einmal, dass alles gut funktioniert hat.

„Was hältst du von diesem Anwalt?“ fragte ich Irene.

„Ich freue mich, diesen geldgeilen Hochstapler hinter Gitter zu bringen.“

„Das ist wirklich ein arroganter und unangenehmer Zeitgenosse, dem das Handwerk gelegt werden muss.“ Gab ich Irene Recht.

„Ich möchte wissen, wie viele Anwälte ihr Geld ausschließlich mit krummen Geschäften verdienen?“ Fragte ich mich selbst. Ich schätze, so an die fünfzig Prozent.“ Gab mir Irene zur Antwort.

Bevor ich den Motor unseres Autos anließ, reichte ich Irene die Hand und sagte, „Ich danke dir, Partner, du warst besser, als jede Schauspielerin.“ „Es hat mir richtigen Spaß gemacht, dem Anwalt etwas vorzuspielen und weißt du auch warum? Weil ich weiß, dass wir ihn bald aus dem Verkehr ziehen.“

„Und bei der Gerstenberger, geht es dir da auch so?“

„Bei der bin ich mir nicht so sicher. Ist es bei ihr die reine Geldgier, dann gehört sie genau so eingesperrt.“ Damit beendeten wir unsere spekulativen Erörterungen.

Im Büro angekommen, lief mir Peter über den Weg. Ich berichtete ihm, wie weit wir mit dem Anwalt waren.

„Wenn alles planmäßig läuft, dann bekommt er nächste Woche die Handschellen verpasst“, verkündete ich siegessicher.

Am nächsten Morgen saßen wir alle gemeinsam bei einem Kaffee im Besprechungsraum. Alle wesentlichen Ermittlungsergebnisse hatte ich auf dem Flipchart notiert.

Ich stellte die Frage in den Raum,

„Wie gehen wir weiter vor?“

Die uns bekannten Personen hatten wir umfassend aufgeklärt. Sie zu diesem Zeitpunkt

festzunehmen wäre sicher kein Problem. Doch haben wir genügend objektive Beweise für den Handel mit Kindern?

„Wir sollten damit noch warten und den Anwalt erst festnehmen, wenn er sich mit seinen ausländischen „Handlangern“ trifft.

„Das kann in Deutschland sein, oder im Ausland. In Polen oder der Ukraine.“

Gab Peter zu bedenken.

Irene rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her bis sie einwarf,

„Wir sollten ihm die dreißigtausend Mark übergeben und ihn anschließend observieren. Sicherlich wird er einen Teil des Geldes übergeben müssen. Bei dieser Übergabe sollten wir zugreifen. Will er über die Grenze nach Polen, wird er dort verhaftet. Das ist meine Meinung.“

Es gefiel mir, wie sie sich an der Diskussion beteiligte und damit bewies, dass es bei ihr zu mehr reichte, als nur im Büro zu sitzen.

Ich unterstützte Irenes Vorschlag und legte fest, dass wir die Geldübergabe für nächste Woche vorbereiten und die Gerstenberger sowie den Anwalt weiter observieren. Vielleicht kommt es noch zu einem Treffen zwischen den beiden, spekulierte ich.

Als Nächstes musste ich bei König die dreißigtausend D-Mark locker machen und ließ mir von Irene bei ihm für den gleichen Nachmittag einen Termin organisieren.

Mit meinen neuesten Informationen, in Form eines ausführlichen Berichtes bewaffnet, begab ich mich zum vereinbarten Zeitpunkt zum Abteilungsleiter.

„Na, Oberkommissar Klein, haben Sie mir etwas Positives zu berichten?“, empfing mich König.

Seine Laune schien recht gut zu sein. Er legte die Zeitung aus der Hand, in der er gerade las und setzte sich an seinem Besprechungstisch mir gegenüber.

Ich schob ihm zunächst meinen Bericht vor die Nase, den er erst einmal auf die Seite legte. Dabei forderte er mich auf, ihm in Kurzform mündlich zu berichten.

Ich sah weder ein Stirnrunzeln noch einen sonstigen missbilligenden Ausdruck in seinem Gesicht. Das machte mich mutig, ihn um die bewussten dreißigtausend D-Mark zu bitten.

„Das haben Sie sich ja schön ausgedacht und die Kollegin Seidel hat ihre Rolle gut gespielt?“

Ich antwortete spontan,

„an ihr ist eine hervorragende Schauspielerin verloren gegangen, auf sie ist Verlass.“

Dabei nickte König mit einem Schmunzeln im Gesicht.

„Das mit dem Geld müssten wir hinbekommen. Ich muss dazu aber das Einverständnis des Staatsanwaltes einholen. Sagen wir einmal, in drei Tagen können Sie es sich in der Hauptkasse abholen. Den Auszahlungsschein erhalten Sie bei meiner Sekretärin, einverstanden?“

Ich frohlockte innerlich und antwortete gleich,

„Das ist wunderbar, Herr Kriminalrat, vielleicht sitzt die Bande dann eine Woche später schon hinter Schloss und Riegel.“

Bevor König mich wieder entließ, fragte er noch nach meiner Familie und wie unsere kleine Jannet sich entwickelt. Ich hatte den Eindruck, dass er es dabei ehrlich meinte und ein wirkliches Interesse zeigte.

Er hielt Wort. Am Montag der folgenden Woche rief seine Sekretärin bei Irene an, dass der Auszahlungsschein abgeholt werden kann.

Noch am gleichen Nachmittag hielt ich die Dreißigtausend in den Händen. Eine Menge Geld, das ich aber wohlbehalten zurückbringen musste.

Bevor ich mit Irene zum Anwalt fuhr, präparierte ich ihren Jackenkragen noch mit einem Minifunkmikrofon. Den Empfänger verstaute ich in der Innentasche meiner Jacke.

Was ich Irene aber nicht sagte war, dass ich mir eine unserer „Wanzen“ einsteckte, die ich im Büro des Anwalts anbringen wollte, damit Peter und Bernd im T4 seine zukünftigen Gespräche verfolgen konnten

Der Anwalt kam uns mit strahlendem Gesicht in seinem >Office< entgegen. Er bat uns sofort in sein >Designerbüro<.

Irene entnahm ihrer Handtasche drei mit Banderolen versehene Geldbündel, in denen sich je zehntausend Mark in 500er Scheinen befanden und legte sie vor den Anwalt auf den Tisch. Eines der Bündel zählte er nach und schob es mit den anderen zur Seite.

Bei dieser Gelegenheit klebte ich die „Wanze“ unter den Tisch.

Dann lächelte er und sprach,

„Damit ist der Anfang gemacht. In spätestens drei Wochen, halten Sie Ihr Kind in den Armen. Das verspreche ich Ihnen.“

Er spielte regelrecht den Wohltäter, den angeblich das Geld am wenigsten interessiert.

„Lassen Sie mir doch bitte Ihre Telefonnummer da, damit ich Sie informieren kann, wenn es soweit ist.“ forderte er uns auf.

Er legte Zettel und Stift vor Irene, die die Nummer ihres Prepaidhandys darauf notierte.

Mit strahlenden Gesichtern verließen wir wieder die Anwaltskanzlei. Im Auto hörten wir sofort die Aufnahme der Geldübergabe an.

Es war alles laut und deutlich zu verstehen. Wir konnten zufrieden sein.

Wieder waren wir unserem Ziel ein ganzes Stück näher. Obwohl auch diese Aufnahme vor Gericht nicht verwendet werden durfte. Sie sollte uns aber bei den zukünftigen Beschuldigtenvernehmungen nützlich sein.

Auf der anderen Straßenseite sahen wir unseren T4, mit dem sich Peter und Bernd postierten. Über das Telefon forderte ich sie auf, die „Wanze“ abzuhören. Damit war auch das erledigt.

Der letzte Teil unseres Krimis konnte beginnen.

Unsere Observationen waren nicht umsonst. Am nächsten Abend verließ Anwalt Schirrmeister das Haus, setzte sich in seinen >Jaguar-Sportwagen< und fuhr in Richtung Neukölln. Dort traf er sich an der Karl-Marx-Straße in einem Cafe mit der Gerstenberger.

Bernd konnte beobachten, wie der Anwalt ihr ein Kuvert über den Tisch schob und sie heftig diskutierten. Allerdings verstand er nicht, was sie sprachen.

Es schien aber nicht nur um die Geldübergabe zu gehen. Wir nahmen an, dass er für sie einen Auftrag hatte. Deshalb war es wichtig, sie anschließend zu observieren. Dazu erhielt Rolf den Auftrag. Wir mussten jetzt beide, soweit es ging, unter Kontrolle haben.

Ihre Handys abzuhören, war damals technisch noch nicht möglich.

Am Sonnabendvormittag erhielt ich von Bernd einen Anruf, dass der Anwalt sein Wohnhaus, das sich ebenfalls in Steglitz befand, verlassen hat und mit dem Auto in Richtung Rudow fuhr. Dort bog er nach dem Zwickauer Damm in den Uhrmacherweg und anschließend in den Schriftsetzerweg.

Vor dem Haus Nr. 7 hielt er ohne auszusteigen. Nach etwa fünf Minuten kam die Standesbeamte aus dem Haus und setzte sich zu ihm in den Wagen. Danach fuhr der Anwalt, kurz vor Schönefeld, auf die Autobahn.

Ich gab Bernd die Anweisung, in Sichtweite an ihm zu bleiben.

Noch von Zuhause aus informierte ich Köhler, dass der Anwalt und die Standesbeamte auf der Autobahn in Richtung Polen fuhren. Ich schlug ihm vor, an der Grenze beide festzunehmen.

König war einverstanden und wollte sofort alles für ihren „herzlichen Empfang“ im LKA vorbereiten und den Zoll informieren, dass der Jaguar und die darin sitzenden Personen gründlich zu kontrollieren sind.

Das verschaffte mir genügend Zeit, selbst zur Grenze zu fahren und gemeinsam mit Bernd, Peter und Irene, die ich noch von ihrer Wohnung abholte, die Verhaftung vorzunehmen.

Irene war auf die Gesichter des Anwalts und der Standesbeamtin gespannt.

Da sie in Neukölln wohnte, war es für mich ein ganz schöner Umweg, ehe wir zur Autobahn gelangten. Leider konnten wir weder von Blaulicht noch Sondersignal Gebrauch machen.

Die Kollegen vom Zoll waren gerade dabei, das Auto des Anwalts gründlich zu durchsuchen, als wir ankamen. Aus einiger Entfernung

beobachteten Bernd und Peter das Schauspiel. Wir stellten uns zu ihnen und warteten, bis der Zoll beide Personen in das Dienstgebäude führte. Das war das Zeichen, unsere Festnahmen durchzuführen.

Im Ergebnis der Durchsuchung stellten die Zollbeamten im Auto mehr als einhunderttausend D-Mark sicher, weshalb ein Protokoll von ihnen angefertigt wurde. Als sie damit fertig waren, betraten Irene und ich den Raum. Wie erwartet, reagierten der Anwalt und die Standesbeamte erschrocken, als sie uns sahen.

Ich wies mich als Mitarbeiter des Landeskriminalamtes Berlin aus und gab ihnen sofort ihre Festnahme, mit der Begründung, „Verdacht auf Menschenhandel“, bekannt.

„Das ist doch unverschämt“, war das Einzige, was der Anwalt zu entgegen hatte.

Irene legte ihnen mit sichtlicher Genugtuung die Handschellen an und durchsuchte die Frau.

Gleiches nahm ich bei dem Anwalt vor, wobei ich ihm sein Telefon aus der Jackentasche zog.

Irene hielt die Handtasche der Gerstenberger in Verwahrung.

Der Anwalt wurde in den T4 zu Bernd und Peter gesetzt und die Standesbeamte kam in meinen Audi A4 auf die Rückbank neben Irene.

Wie stets bei derartigen Festnahmen kam es darauf an, noch am gleichen Tag ein Geständnis zu erreichen.

Die Vernehmungszimmer im LKA waren dafür durch König bereits vorbereitet.

Es war Nachmittag sechzehn Uhr, als wir mit den Vernehmungen begannen.

Wobei Peter und Bernd die Gerstenberger und ich mit Irene den Anwalt vernahmen.

Der gab sich aalglatt und wollte sich mit allen möglichen Erklärungen herausreden. Es dauerte aber nicht sehr lange, bis sein Pulver verschossen war.

Viel war es nicht, was er gegen die Beschuldigung vorbringen konnte. Ich spielte ihm die Aufzeichnungen seiner eigenen Worte vor und erinnerte ihn daran, dass er nur durch seine ehrlichen und umfassenden Aussagen das zu erwartende Strafmaß erträglich gestalten kann.

Er war zwar kein Strafverteidiger, aber soviel wusste er dennoch.

Nach vier Stunden konnten wir die Erstvernehmungen abschließen. Er war sich im Klaren, dass in seinem Büro und in seinen Wohnräumen Durchsuchungen stattfanden, die sicherlich das noch zu Tage bringen, was er bis zu diesem Zeitpunkt verschwie.

Die Gerstenberger brach immer wieder in Tränen aus und beteuerte, dass sie vom Anwalt erpresst worden sei und völlig unbewusst in diese Sache hineingeraten wäre.

Das war an diesem Tag aber nicht maßgeblich. Sie gab zu, in mindestens zehn Fällen gefälschte Geburtsurkunden beschafft und dafür mehr als fünfzigtausend D-Mark innerhalb eines Jahres erhalten zu haben. Sie wusste auch, dass die Kinder über einen Menschenhändlerling aus der Ukraine nach Deutschland gelangt waren.

Auch das reichte für einen Haftbefehl.

Damit war natürlich dieser Vorgang noch nicht abgeschlossen.

Gemeinsam mit König und einem Staatsanwalt beriet ich in der darauf folgenden Woche, wie in dieser Sache weiter verfahren werden sollte.

König und mir war es doch etwas unangenehm, dem Vertreter des Generalstaatsanwaltes mitzuteilen, dass einer seiner Kollegen in den Fall involviert war, was wir ja schon längere Zeit wussten.

Dementsprechend reagierte er natürlich auch sehr ungehalten.

Ungeachtet dessen, konnten keine Abstriche an der strafrechtlichen Bewertung und Einordnung der Handlungen des beschuldigten Staatsanwaltes gemacht werden.

Wir waren uns einig, dass gegen alle Beteiligten, ohne ansehen der Person, Ermittlungsverfahren einzuleiten waren. Erst im Ergebnis der Ermittlung der Tatbeteiligung konnte eine strafrechtliche Bewertung und Anklageerhebung der Staatsanwaltschaft erfolgen.

Das Bedauerlichste dabei war, dass die Kinder zurückgegeben bzw. in das Heimatland zurückgeführt werden mussten.

Allein dieser Umstand machte deutlich, wie verbrecherisch das Handeln der Beschuldigten war.

Egoismus und Geldgier war auch hierfür die Ursache.

Nach dieser Besprechung wartete viel Arbeit auf uns.

Zunächst erfolgte die Konfrontation und Einbeziehung des Jugendamtes in unsere Ermittlungsergebnisse. Durch die Jugendämter der Bezirke war die Herausgabe und Rückführung der Kinder zu organisieren bzw. zu veranlassen.

Wir hatten die Einleitung der strafrechtlichen Maßnahmen vorzunehmen.

Das war alles mit vielen Tränen und Unverständnis seitens der Beschuldigten Ehepaare verbunden. Abgesehen vom Verlust des Geld, das für die illegalen Adoptionen gezahlt wurde.

Der betroffene Staatsanwalt wurde bis zum Abschluss des Strafverfahrens vom Dienst suspendiert.

In den folgenden fünf Monaten pendelten wir zwischen unseren Diensträumen in der Wilmersdorfer Straße und dem LKA am Columbia Damm, wo sich die Vernehmungsräume befanden und die Vernehmungen durchgeführt wurden.

Im Schlussbericht wurde aufgezeigt, dass der Anwalt der Haupttäter war, der während eines Urlaubes in der Ukraine mit der dortigen >Kinderhändlerbande< in Kontakt kam und ein Jahr lang das Verbringen von insgesamt zehn Kindern nach Deutschland organisierte.

Er erzielte dabei Einnahmen von insgesamt 350 000 DM, die ihm auch auf seinen Konten nachgewiesen wurden.

Die Leiterin des Standesamtes von Berlin-Neukölln kassierte 120 000 DM. Von Erpressung konnte keine Rede sein, was wir ihr zweifelsfrei bewiesen.

Die an den illegalen Adoptionen beteiligten Ehepaare erhielten empfindliche Bewährungs- und Geldstrafen bis zu 50 000 DM.

Nach mehr als einem halben Jahr schlossen wir, dieses unsägliche Kapitel der Kriminalität in Berlin ab.

Die Arbeit wurde deshalb nicht weniger. Auf Königs Schreibtisch warteten weitere Akten zur Bearbeitung auf uns.

In diesen sechs Monaten wuchs unser Team immer mehr zusammen. Ich konnte mich zu jeder Zeit auf meine Mitarbeiter verlassen.

Innere Angelegenheiten

So einfach, wie das jetzt klingt, war es tatsächlich nicht. Jeder meiner Kollegen hatte seine Stärken und Schwächen, die ich bei der Verteilung der Aufgaben berücksichtigen musste.

Peter und Bernd waren wie „Siamesische Zwillinge“ und als Ermittler ausgefuchst, wie kaum andere.

Ging es aber darum, etwas zu Papier zu bringen und einen Bericht zu formulieren, hatten sie ihre Schwierigkeiten. Deshalb musste ich sie auf so manchen Fehler bei den Formulierungen ihrer Vernehmungsprotokolle hinweisen.

Sie waren aber mit ihren etwas über dreißig Jahren ja noch lernfähig. Obwohl beide verheiratet waren, schienen sie kein Privatleben zu haben. Ihre stetige Einsatzbereitschaft kam mir und unserer Arbeit natürlich entgegen.

Rolf Schölzel war bei den Observationen nicht ganz so konzentriert. Es kam vor, dass ich ihn beim Schlafen ertappte. Sein Dienstwagen glich manchmal eher einer Müllkippe. Dafür erkannte er viel eher als die anderen, was wesentlich und was unwesentlich war. Berichte zu verfassen, gelang ihm mit Leichtigkeit. Bei den Dienstberatungen lieferte er stets Beiträge, die uns weiter brachten.

Er war auch eher ein Einzelgänger, der sich nur schwer überreden ließ, gemeinsam mit den anderen Kollegen ein Bier trinken zu gehen. Deshalb war er sicherlich auch nicht verheiratet.

Für mich als Leiter der Truppe war er, neben Irene, die größte Stütze.

Sie beherrschte ihre Büroarbeit besser, als jede andere Sekretärin, die ich bis dahin kannte. Das lag nicht nur an ihrer Gründlichkeit und dem Beherrschen der Bürotechnik, sondern hauptsächlich an ihrer ausgeprägten Auffassungsgabe. Wir verstanden uns deshalb fast blind, wenn es darum ging, Sachverhalte richtig zu erfassen und einzuordnen. Aus dieser Erkenntnis heraus, bezog ich sie mehr und mehr in die operative Arbeit ein. Ihr Einsatz im letzten Fall bewies mir die Richtigkeit meiner Entscheidung besonders. Damit begründete ich auch meinen Vorschlag zu ihrer Beförderung zum Kriminalobermeister.

Verschweigen möchte ich an dieser Stelle nicht, dass sie für mich als Frau immer anziehender wurde. Das lag nicht an ihrem stets gepflegtem Äußeren oder ihrer erotischen Ausstrahlung, sondern eher daran, dass ich mich mit ihr über alle Probleme, sowohl dienstliche als auch auf allen anderen Gebieten, sehr gut unterhalten konnte.

Ich ertappte mich immer öfter dabei, sie mit Evi zu vergleichen. Dabei kam meine Frau nicht so gut weg.

Allerdings habe ich mir meine Zuneigung bis dahin zu keinem Zeitpunkt anmerken lassen. Das wäre meiner Autorität sehr abträglich gewesen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob sie meine Empfindungen erwidert hätte.

Schließlich schien sie glücklich verheiratet zu sein.

Nach Abschluss des Gerichtsverfahrens, gegen den Anwalt und die Standesbeamte, bei dem Irene und ich als Zeugen aussagen mussten, beorderte König mich in sein Arbeitszimmer.

Mein Vorschlag für Irenes Beförderung lag bereits auf seinem Schreibtisch.

„Herr Klein, das war jetzt der zweite Vorgang, den Sie eigenverantwortlich erfolgreich abschließen konnten. Ich bin mit Ihrer und der Arbeit Ihres Referates sehr zufrieden. Aber, das wissen Sie ja auch so.

Mich interessiert etwas anderes.

Vor fünf Jahren wurden Sie von der Volkspolizei übernommen. Wenn Sie jetzt einen Vergleich anstellen sollten, wie würden Sie antworten?“

Mit dieser Frage erwischte er mich auf dem linken Fuß.

Nicht, dass ich mir darüber nicht auch schon Gedanken gemacht hatte, aber von König danach gefragt zu werden, überraschte mich dann doch.

Ich ließ mir etwas Zeit, bevor ich antwortete,

„Herr Kriminalrat, ein direkter Vergleich der kriminalistischen Arbeit ist mir nur schwer möglich. Durch die völlig anderen sozialen und gesellschaftspolitischen Verhältnisse war ein solcher Nährboden für Straftaten, wie wir ihn heute haben, nicht gegeben. Die Grenzen waren völlig dicht und kein Straftäter konnte erfolgreich fliegen. Das Recht und die Pflicht zur Arbeit, das weniger ausgeprägte Unrechtsbewusstsein, die weniger vorhandene Gier nach materiellen Werten sowie das Füreinander da sein in den Familien, den Arbeitsstellen, Hausgemeinschaften und sonstigen Verbänden und vor allem auch die

höheren Strafen, alles das hatte eine unvergleichlich niedrigere Kriminalitäts- und Aufklärungsrate zur Folge. Das, was damals als Verbrechen verfolgt wurde, sind heute zu einem großen Teil Bagatelldelikte, die mit Bewährungsstrafen geahndet werden. Die Jagd nach Geld und Reichtum, fand in der DDR nicht statt. Deshalb kann man, Herr Kriminalrat, die heutige Arbeit mit den DDR-Zeiten nicht unmittelbar vergleichen.“

Ich hoffte, König gibt sich mit dieser Antwort zufrieden. Doch da hatte ich falsch gedacht.

„Wie war das Verhältnis der Kollegen in den Referaten und Abteilungen damals zueinander?“

„In dem einen Jahr, das ich nach dem Studium bei der Kripo in der DDR war, ging es sehr kameradschaftlich zu. Neid oder Missgunst konnte ich nicht feststellen. Mit den meisten Kollegen war ich nach einer gewissen Zeit befreundet. Wir feierten oft zusammen und besuchten uns gegenseitig. Mit dem einen mehr und dem anderen weniger. Aber, dass man sich Erfolge nicht gönnte, so, wie es jetzt ist, gab es nicht.

König nickte mit dem Kopf, als würde ihm das auch missfallen. Dann fragte er weiter,

„Wie war das Verhältnis zwischen den Mitarbeitern und ihren Vorgesetzten?“

Jetzt musste ich vorsichtig sein, um ihm nicht zu nahe zu treten.

„Meiner Meinung nach gab es zwei verschiedene Gruppen von Vorgesetzten. Einmal die Alten, die noch die KZ oder Gefängnisse der Nazis kennen gelernt und die Volkspolizei aufgebaut hatten. Und die Jüngeren, die alle durch die Bank den Abschluss einer Fach- oder Hochschule hatten. Daraus resultierten der Respekt und die Achtung

der Mitarbeiter zu den Vorgesetzten. Während die älteren Leiter die Mitarbeiter nicht sehr nahe an sich heran ließen, war das Verhältnis zu den jüngeren Leitern zwar kollegialer aber auch respektvoll.

Ich hatte stets das Empfinden, dass man in entsprechender Form seine Meinung sagen durfte, auch wenn sie dem Chef nicht gefiel. Letztendlich diente das auch unserer Arbeit. In den letzten Jahren der DDR kam nur noch zur Kripo, wer eine Fach- oder Hochschule besucht hat.

Um von König nicht falsch verstanden zu werden, ergänzte ich gleich,

„Bei Ihnen, Herr Kriminalrat, fühle ich mich sehr gut aufgehoben, deshalb macht mir die Arbeit auch soviel Spaß. Das sage ich nicht, um Ihnen nach dem Mund zu reden sondern, weil es tatsächlich so ist.“

Da verzog sich Königs Gesicht zu einem herzlichen Lachen. Er stand auf und reichte mir die Hand.

War ich froh, als ich wieder auf dem Gang der Abteilung stand und das Haus verlassen konnte.

Die Tage danach waren wieder angefüllt mit Nacharbeiten, Aktensortieren und Vernichten der Ablage.

Das war mit einer eigenartigen Atmosphäre verbunden, bei der unausgesprochen die Frage im Raum stand,

„Was kommt als Nächstes“.

Besonders Bernd und Peter setzten mürrische Gesichter auf und waren nur noch schlecht gelaunt. Schreibtischarbeit war für sie Strafarbeit.

Irene gab sich in dieser Beziehung ganz anders. Sie war froh, endlich wieder Ordnung in ihr Büro

zu bekommen und nahm jedes Blatt, ehe sie es ablegte oder zerriss, in die Hand und kontrollierte den Inhalt. War ihr etwas unklar oder hatte sie Fragen dazu, nahm sie einen roten Filzstift und strich die bewussten Stellen an. Die Blätter landeten dann bei ihr in einem Kasten den sie sich dann unter den Arm klemmte und in mein Büro kam, wenn sie der Meinung war, dass ich Zeit für ihre Fragen hatte. Nicht selten führte das dazu, dass sie mich auf offen gebliebene Fragen aufmerksam machte, die ich dann in einem A5 Buch notierte und in etwas ruhigeren Stunden durchlas, um sie bei einem der nächsten Fälle zu berücksichtigen. Für einen Kriminalisten sind solche Erfahrungen sehr wichtig.

Rolf Schölzel hatte eine ganz andere, spezielle Art, mit einem abgeschlossenen Vorgang umzugehen.

Er nahm sich den jeweiligen Schlussbericht zur Hand und studierte ihn gründlich. Dann strich er sich die für ihn wichtigsten Stellen an und fertigte Auszüge davon an. Die legte er in einem speziellen Ordner ab, damit er sie zur Hand hatte, wenn er wieder einmal selbst einen Bericht schreiben musste oder Fragen bei einem ähnlichen Sachverhalt hatte.

Für mich war wieder die Zeit gekommen, wo ich an den wöchentlichen Besprechungen der Referatsleiter bei König teilnehmen musste. Allerdings war ich dann mehr Zuhörer, als Akteur. König stellte mir keine Fragen und ich amüsierte mich still auf meinem Stuhl über die meist banalen Probleme meiner Kollegen. Da war ich stets froh, der Leiter des Sonderdezernats zu sein. Mittlerweile hatten die anderen Referatsleiter sich daran gewöhnt, dass König mich deshalb am

Schluss der Besprechungen zum Bleiben aufforderte.

Der Serienmörder

Ich weiß heute nicht mehr, wie viel Zeit seit unserem letzten großen Fall vergangen war, jedenfalls offenbarte König mir nach einer dieser Beratungen, dass er einen neuen Fall für uns hatte.

Das war immer ein besonderer Moment.

Einmal, weil ich mich freute, dass es wieder >richtige Arbeit< gab und zum anderen, weil es spannend war zu erfahren, um was es sich handelte.

Auf jeden Fall ging es immer um eine große Sache, wenn der Abteilungsleiter sich mit ernster Miene zu mir an den Besprechungstisch setzte.

An diesem Tag stapelte er zwei dicke Aktenordner vor mich und sprach zunächst nur,

„Das ist viel Arbeit“.

Neugierig blätterte ich oberflächlich in den Ordnern und sah eine Menge Tatortfotos von Frauenleichen.

Erschrocken klappte ich die Aktendeckel wieder zu und schaute König verständnislos an.

„Wir sind doch nicht die Mordkommission“, wusste ich nur spontan zu sagen.

König blickte vorwurfsvoll auf mich und rechtfertigte sich,

„Das ist ein Auftrag von oberster Stelle. Die Mordkommission braucht Unterstützung. Es gibt einen Mordfall, der mit vier Serienmorden von vor vier Jahren fast identisch ist. Allerdings sitzt der

Mörder, Hans Grundig, seit 1991 in Moabit und kann es mit Sicherheit nicht gewesen sein. Noch heute schwört er Stein und Bein, unschuldig verurteilt zu sein. Jetzt müssen wir der Sache nachgehen und Sie werden eng mit der Mordkommission 2 zusammen arbeiten.

Das wird keine einfache Sache, weil sich die Kollegen der MUK sicher auf den Schlips getreten fühlen.

Setzen Sie sich mit dem Leiter der MUK zusammen und besprechen die Details.

Ach ja, Sie werden zur Unterstützung noch eine Profilerin vom BKA an die Seite bekommen. Verhalten Sie sich ihr gegenüber kooperativ, sie will nur helfen. Das lege ich Ihnen persönlich ans Herz, damit es keine Beschwerden gibt.

Haben Sie dazu noch Fragen?“

Ich überlegte kurz und antwortete,

„Sicher, aber die werden sich erst später ergeben“.

Ich ahnte Schlimmes. Noch nie hatte ich mit solchen Morden und mit einer Profilerin zu tun und was werden meine anderen Kollegen und Irene dazu sagen? Überstunden werden mit Sicherheit auch wieder reichlich anfallen.

Dafür waren wir eben das „Sonderreferat“.

Andererseits war dieser Fall auch eine große Herausforderung an uns.

Nach dem ich unsere Büro-Wohnung betreten hatte, rief ich meinen Schlachtruf „Es gibt Arbeit“ und sofort versammelten sich alle im Besprechungsraum.

Irene brachte die volle Kaffeekanne und das Tablett mit Tassen und jeder machte es sich bequem am Tisch.

Acht Augen schauten erwartungsvoll, erst auf die Akten und dann auf mich.

Zusammenfassend gab ich die Worte Königs wieder. Ein Raunen erfüllte den Raum und alle begannen durcheinander Fragen zu stellen.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder beruhigten.

Irene bekam den Auftrag, den Schlussbericht des Verfahrens für jeden zu vervielfältigen. Für die anderen ordnete ich Aktenstudium an.

Es war einfach nur grausam, was wir in den Akten lasen.

Als „Neulinge“ auf diesem Gebiet waren wir sicher mehr schockiert, als die „alten Hasen“ der MUK.

Für mich erschien es wichtig, was der Leiter der MUK 2 über den Fall zu berichten hatte.

Als Irene ihn anrief, um für mich einen Termin zu vereinbaren, reagierte der nicht gerade freundlich.

Ihm blieb aber letztendlich nichts weiter übrig, als mich einen Tag später zu empfangen.

Mit den Akten in der Tasche, betrat ich am Vormittag das Büro von Hauptkommissar Reichelt. Der groß gewachsene und beliebte Kollege von etwa fünfzig Jahren beorderte mich auf einen Stuhl vor seinen Schreibtisch. Als ich das Zimmer musterte bemerkte er,

„Da seid Ihr wohl als Sonderreferat besser untergebracht?“

Damit hatte er wohl Recht. Trotzdem klang das mehr wie ein Vorwurf oder sprach ein gewisser Neid aus seinen Worten?

Ich tat jedenfalls so, als ob ich das nicht hörte.

Meine erste Frage war,

„Welche wesentlichen Gemeinsamkeiten gab es zwischen den Morden?“

Kollege Reichelt rutschte etwas unruhig in seinem Sessel hin und her, als ob diese Frage ihm unangenehm war. Dann berichtete er, „am markantesten war wohl, dass es sich in allen Fällen um verheiratete Frauen ohne Kinder, im Alter von 25 bis 30 Jahren handelte, die ein Gewicht von über 90 Kilo hatten.

Hans Grundig, der verurteilte Täter, fand sie alle durch Zeitungsanzeigen und hatte mit ihnen eine sexuelle Beziehung. Er benutzte in allen Fällen als Tatwaffe ein gleiches Küchenmesser, das konnten wir jedenfalls nachweisen, das war aber nicht auffindbar.

Dafür überall Spuren, die von Grundigs Kleidung und Haaren stammten. Die Leichen waren in verschiedenen Waldstücken am Müggelsee abgelegt.

In Grundigs Auto, einem VW Passat-Kombi, fanden wir eine Decke mit Spuren von allen vier Frauen.

Diese und einige Indizien mehr, reichten dem Gericht für eine Verurteilung. Die Fakten dazu stehen alle im Schlussbericht.“

Der letzte Satz des Hauptkommissars klang wieder etwas ungehalten, als hätte ich an seiner Ermittlungsarbeit etwas kritisiert. Auch darauf ging ich nicht ein und fragte weiter,

„gab es auch Hinweise in andere Richtungen?“

Reichelt verzog das Gesicht, als ob er Zahnschmerzen hätte.

„Alle Indizien wiesen doch eindeutig auf Grundig als Täter. Es gab zwar die verschiedensten Hinweise, die wir auch prüften, sich aber letztendlich alle nicht bestätigten. Dadurch haben wir viel Zeit vertrödelte.“

Am Ende wog alles gegen Grundig viel schwerer. Staatsanwalt Kremser stand von Anfang an hinter uns und setzte sich mit unserer gemeinsamen Auffassung auch in der Hauptverhandlung durch.“ Je länger ich mit dem Leiter der MUK sprach, gewann ich den Eindruck, dass er es als persönliche Beleidigung fand, dass man seine Ermittlungen jetzt in Zweifel zog.

Als er dann sagte,

„diejenigen, die jetzt ihre Nasen hineinstecken, sollten erst einmal dahin riechen, wo er schon hin >geschissen< hat“,

stand ich auf und „bedankte“ mich für seine Unterstützung.

Auf so eine Zusammenarbeit konnte und wollte ich gern verzichten.

Bei unserer nächsten Dezernatsbesprechung gab ich das Gespräch mit Reichelt zum Besten. Darüber mussten zwar alle lachen, ich gab aber zu bedenken, dass wir von dieser Seite keine Unterstützung erwarten konnten und auf uns allein gestellt waren.

Deshalb forderte ich meine Kollegen zum Gedankenaustausch auf und erwartete sachdienliche Meinungen.

Das gründliche Studium der vorhandenen Akten war Voraussetzung für das Finden der Schwachstellen bei den vorangegangenen Ermittlungen.

Es stellte sich heraus, dass die zwar in geringem Maß vorhandenen Hinweise auf andere Personen, bis dahin nur ungenügend oder gar nicht verfolgt wurden. Die Kollegen der MUK konzentrierten sich fast ausschließlich auf die Spur „Grundig“ und ließen wichtige Hinweise auf andere Personen unverantwortlich außer acht.

Ich hielt es für notwendig, den Verurteilten detailliert zu seinem Freundes- und Bekanntenkreis erneut zu befragen. Dazu sollte mich Rolf Schölzel begleiten.

Eine Woche, nach dem wir mit der Bearbeitung des Vorganges begannen, erschien die von König angekündigte Profilerin des Bundeskriminalamtes, Cornelia Frank.

Ich hatte bis dahin eine völlig falsche Vorstellung von ihrem Äußeren und glaubte einer Akademikerin mit streng frisiertem dunklem Haar, spitzer Nase und dunkler Hornbrille zu begegnen. Im Gegensatz dazu stand plötzlich eine junge, modisch mit Jeans und einem legeren Blouson bekleidete junge Frau im Büro vor mir, die mit ihren kurzen blonden Haaren, eher wie Jodie Foster aussah.

Unwillkürlich kam mir der Film „Das Schweigen der Lämmer“ in den Sinn.

Scheinbar hatte Irene bereits einen regen Informationsaustausch mit ihr, denn sie stellte mir die, nicht älter als fünfundzwanzig Jahre erscheinende junge Kollegin, wie eine alte Bekannte vor.

Als sie dann neben meinem Schreibtisch saß, war meine erste Frage, „wie wird man denn mit so jungen Jahren Profilerin im BKA?“

Mit einem fast mitleidigen Lachen gestand sie, dass sie bereits einunddreißig Jahre sei und sich durch Sport immer fit hielt.

Danach erwähnte sie einige, mir weniger bekannte Fälle, an denen sie erfolgreich mitgewirkt habe. Ihr polizeiliches Fundament hätte sie an der Polizeiakademie in Hannover und im

Landeskriminalamt Niedersachsen erworben. Eine Spezialausbildung als Profilerin absolvierte sie beim FBI in New York.

Damit versetzte sie mich tatsächlich in Erstaunen, was sicherlich auch ihre Absicht war und ihr verständlicherweise bei mir einen Vertrauensvorschuss einbrachte.

Ich hoffte nur, dass Bernd und Peter ihr den notwendigen Respekt entgegenbringen und sie nicht als eine Art Praktikantin ansahen.

Ihre Blicke, als ich sie ihnen vorstellte, ließen das mich ahnen. Deshalb sagte ich ihnen bei passender Gelegenheit das Notwendige zu Cornelia Franks Person.

Damit waren alle Voraussetzungen für eine fruchtbare Zusammenarbeit gegeben.

Nachdem sie mit unserem Vorgang gründlich vertraut war, stimmte sie mit meinen Vorstellungen zur weiteren Bearbeitung überein. Allerdings sollte ich sie, anstatt Rolf Schölzel, an der Vernehmung Grundigs in der Haftanstalt beteiligen.

Da war Rolf zwar recht sauer, doch nach einem längeren Gespräch sah er ein, dass es für die Profilerin wichtig war, die Persönlichkeit des Verurteilten kennen zu lernen, um sie gründlich einschätzen zu können.

Mit den Gepflogenheiten einer Strafvollzugsanstalt war ich bis dahin genau so wenig vertraut, wie meine Kollegin vom BKA. Deshalb waren wir beide von den vielen Stahltüren, Schlössern und ihrem lauten Ineinanderkrachen, sichtlich beeindruckt.

In einem gewöhnlichen Büro empfingen wir den Strafgefangenen Grundig, der bis dahin bereits vier Jahre von der gegen ihn verhängten Strafe verbüßt hatte.

Sein Gesicht erschien farblos und die Augen von dunklen Schatten umrahmt. Er wirkte völlig gleichgültig, als wenn das, was ich ihm sagte, nicht ihn betraf.

Erst, als ich durchblicken ließ, dass eine Überprüfung der ihm zur Last gelegten Morde erfolgt, glaubte ich in seinen Augen ein Aufblitzen zu erkennen.

Es dauerte etwas mehr als drei Stunden, bis ich alle meine Fragen zu seinem ehemaligen Freundes- und Bekanntenkreis beantwortet glaubte.

Cornelia Frank stellte ihm ebenfalls nicht wenige Fragen zu seinem Leben vor der Inhaftierung, seiner Schuld und seinen Unschuldsbeteuerungen sowie über das Zusammenleben mit anderen Inhaftierten und seinen Kontakten außerhalb der Gefängnismauern.

„Wenn dieser Mann vier Jahre unschuldig in diesem Gefängnis saß, dann ist das eine Schweinerei ohne Gleichen. Der Mann ist jetzt schon ein menschliches Wrack“.

Ihre Worte zeigten mir, dass sie für unsere weiteren Ermittlungen ausreichend motiviert war.

Während der Fahrt zu unserem Büro fragte ich sie,

„wie schätzen Sie Grundig ein?“

Sie nahm sich viel Zeit, ehe sie antwortete,

„er ist ein gebrochener Mann, der an nichts mehr glaubt. Wie der Anstaltsleiter sagte, sonderte er sich von den Mithäftlingen ab und vermied jeden näheren Kontakt. Als ob er von einer unheilbaren Krankheit befallen sei. Da stelle ich mir die Frage, verhält sich so ein Mann, der vier kaltblütige Morde beging?“

Ich habe andere Mörder kennen gelernt. Keiner von ihnen war derart depressiv, wie Grundig. Er fühlt sich von der Welt betrogen und verraten, weil keiner seiner Familienangehörigen und Freunde an ihn glaubte. Selbst für einen Suizid erscheint er mir zu schwach und willenlos.

Am meisten enttäuscht schien er von seinem langjährigen Freund, Peter Kramer zu sein, den er aus der gemeinsamen Schulzeit und von der letzter Arbeitsstelle her kannte.

Ich glaube, das ist ein Ansatzpunkt, wo wir mit den Ermittlungen beginnen sollten.“

Meiner Meinung nach traf Cornelia genau den Punkt, der mir eben so durch den Kopf ging.

„Sie haben vollkommen Recht, ich bin auch dafür, dass wir die Personen aufklären müssen, die ihn am besten kannten.“

Im Büro setzten wir uns hin und nahmen die Akten Grundigs wieder zur Hand. Wir verbrachten damit den ganzen restlichen Tag bis in die Abendstunden, um alle Personen und ihre Verbindungen herauszuschreiben, die zu Grundigs engstem Familien-, Personen- und Freundeskreis gehörten. Da kamen mehr als zehn Personen zusammen. Dann legten wir maßgebliche Kriterien fest, um diesen Personenkreis weiter einzugrenzen.

Es blieben vier Männer übrig, die den engsten Kontakt zu Grundig hatten und seine Eigenheiten, Gewohnheiten und Interessen am besten kannten.

Grundig war zum Zeitpunkt seiner Inhaftierung fünfunddreißig Jahre alt und noch nicht verheiratet. Allerdings hatte er eine feste Freundin, mit der er zwei Jahre liiert war. Sie hielt am längsten zu ihm und besuchte ihn zweimal im

Gefängnis. Danach brach der Kontakt plötzlich ab. Diese Frau, Petra Voigt, wohnte nach wie vor in Berlin, in der „Straße der Pariser Kommune“, nahe dem Ostbahnhof. Ich schlug unserer Profilerin vor, diese Frau zuerst zu vernehmen und hoffte, dass sie uns am ehesten weiterhelfen konnte.

Irene bekam den Auftrag, im LKA ein Vernehmungszimmer zu organisieren und mit dieser Frau einen Termin zu vereinbaren.

Als ich Irene darum bat, schaute sie mich ziemlich vorwurfsvoll an und bemerkte, jetzt bin ich wohl nur noch Sekretärin?

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg und verstand ganz genau, was sie damit sagen wollte. Ich war mir unsicher, was ich ihr darauf antworten sollte. Einmal gedachte ich nicht, sie zu verärgern und andererseits musste ich mich professionell im Umgang mit Cornelia Frank verhalten. Oder war Irene eifersüchtig?

Ich gab ihr zu verstehen, dass sie demnächst wieder in den Außendienst einbezogen wird, wenn es in dieser Hinsicht mehr zu tun gibt.

Lachend antwortete sie,
„das will ich hoffen“

Damit war diese Klippe umschifft, ohne sie weiter zu verärgern. Trotzdem wollte ich wissen, ob ein Funke Eifersucht mit im Spiel war.

Ich schlug ihr vor, an einem der nächsten Tage, nach Feierabend, mit mir einen Kaffee trinken zu gehen. Erfreut nahm sie das Angebot an.

Jetzt wurde es Zeit, auch die anderen Kollegen in die weitere Ermittlungsarbeit einzubeziehen. Aus diesem Grund setzte ich für den nächsten Vormittag eine Besprechung an. Ich spürte schon an den vorangegangenen Tagen eine gewisse

Spannung, die ich darauf zurückführte, dass ich fast ausschließlich mit Cornelia meine Arbeitszeit verbrachte. Waren sie etwa auch „eifersüchtig“?

Auf dem Flipchart schrieb ich die Namen der vier Männer, die wir eingrenzen konnten.

Insbesondere Peter, Bernd und Rolf fragte ich, was ihnen zu diesen Personen und ihrem Umgang mit Grundig bekannt ist.

Das war nicht viel. Deshalb entschied ich, dass Peter und Bernd sowie Irene und Rolf je zwei der vier Personen zu befragen hatten. Zunächst sollten sie in einem Vernehmungsplan die Fragenkomplexe erarbeiten, die ihnen wichtig erschienen.

Wie von mir erwartet, arbeitete Rolf am gewissenhaftesten. An seinem Plan hatte ich nichts zu ergänzen oder auszusetzen. Doch auch bei meinen „Siamesischen Zwillingen“ war nur wenig zu korrigieren.

Rolf und Irene sollten den mir wichtigsten Zeugen, Peter Kramer, vernehmen. Auf seine Aussagen war ich am meisten gespannt.

Einen Tag zuvor vernahmen Cornelia und ich die ehemalige Freundin Grundigs.

Petra Voigt war achtunddreißig Jahre alt und ziemlich korpulent sowie etwa 1,70 Meter groß. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Frauen, für deren Ermordung Grundig verurteilt wurde.

Sie war vom ersten Moment an freundlich und aufgeschlossen.

Grundig hatte sie über eine Zeitungsanzeige 1989 in Ost-Berlin kennen gelernt. Sie war damals schon übergewichtig, was Grundig besonders an ihr schätzte.

Für sie war es Liebe auf den zweiten Blick. Seine Intelligenz und Zuverlässigkeit war für sie entscheidend.

Sie genoss seine Zärtlichkeiten, ließ ihm aber nichts durchgehen, was ihr nicht gefiel. Er war häuslich und sehr ordentlich. Das war ständig ein Punkt, weshalb es zwischen ihnen Ärger gab. Sie legte nicht so viel Wert auf Ordnung und Sauberkeit in der Wohnung. Deshalb verbrachten sie die Wochenenden eher bei ihm in Köpenick auf der Wendenschlossstraße, als bei ihr.

Auf meine Frage, ob sie Grundig die Morde zutraute antwortete sie,

„auf keinen Fall. Er war ein liebevoller Mensch und in ihrem Liebesleben sehr zärtlich und rücksichtsvoll. Nicht einmal sei er ihr oder anderen Menschen gegenüber gewalttätig gewesen. Ein Mord passte einfach nicht zu seiner Persönlichkeit.

Seine Freundschaft zu Peter Kramer war nicht selten ein Punkt, weshalb sie sich stritten. Er war sein ältester Freund, den er schon aus der gemeinsamen Schulzeit kannte. Als Kramer arbeitslos wurde, half er ihm, damit er eine Stelle als Ingenieur im gleichen Betrieb, der „Feinblechwerk GmbH“ in Köpenick bekam.“

Frau Voigt ärgerte sich oft, dass Kramer ihren Freund immer wieder um Gefälligkeiten bat, was ihrer Meinung nach mehr ein Ausnutzen seiner Gutmütigkeit war. Auch schleppte Kramer den Freund zu oft in eine Kneipe obwohl er wusste, dass Grundig sein Bier lieber Zuhause trank. Deshalb war sie auf Kramer nicht gut zu sprechen. Er hatte nach der Inhaftierung nicht einmal nach Grundig gefragt oder ihn im

Gefängnis besucht. Einmal traf sie ihn zufällig auf der Straße. Da fragte er sie,

„wusstest du, dass Hans neben Dir noch andere Frauen hatte?“

Damit war jegliches Vertrauen in ihr erloschen.

Doch warum machte Kramer, als sein bester Freund, sie extra darauf aufmerksam?

Ihre entscheidendste Aussage war jedoch, dass Kramer einen Schlüssel zu Grundigs Wohnung besaß, den er ihr bei diesem zufälligen Zusammentreffen auf der Straße übergab.

Sie fragte Grundig bei ihrem ersten Besuch im Gefängnis, warum Kramer einen Wohnungsschlüssel von ihm hatte?

Da antwortete er, dass Kramer ihn darum bat, damit er sich heimlich mit anderen Frauen treffen konnte, er war ja schließlich verheiratet. Auch sein Auto habe er Kramer manchmal geborgt.

Mit nicht einem Satz war darüber in den Ermittlungsakten der MUK zu lesen.

Als die Zeugin Voigt das aussagte schaute ich sofort Cornelia Frank an, die nur verwundert ihren Kopf schüttelte.

Als ich das alles so hörte war meine letzte Frage folgerichtig,

„weshalb haben Sie sich von Hans Grundig unmittelbar nach seiner Inhaftierung getrennt?“

„Wie Sie verstehen werden, war das alles zuviel für mich. Mein Freund ein Mörder? Ich habe lange gebraucht, um das zu verarbeiten. Trotzdem habe ich ihn zweimal im Gefängnis besucht. Er schämte sich tüchtig vor mir und trotzdem wollte ich es nicht glauben. Die Kriminalpolizei hat aber daran keinen Zweifel gelassen, als ich als Zeuge vernommen wurde. Bei meinem zweiten Besuch hat Hans mir eindeutig erklärt, dass er keinen

weiteren Besuch mehr wünscht und ich ihn in Ruhe lassen soll. Als er dann verurteilt wurde wusste ich, dass es besser so war.“

Das Vernehmungsprotokoll tippte ich gleich auf meiner Reiseschreibmaschine mit zwei Durchschlägen, das von Frau Voigt nach der Vernehmung sofort unterschrieben wurde.

Ich brachte die Frau wieder zum Ausgang und war gespannt, was Cornelia zu den neuen Erkenntnissen zu sagen hatte.

Ihr ging es genau so. Deshalb legte sie gleich los, „ich glaube, wir sind auf der richtigen Spur. Wenn der Kramer nicht der wirkliche Täter ist, fresse ich einen Besen. Die MUK hat ja unwahrscheinlich geschlampt. Mit nicht einem Wort steht von Kramer etwas in den Akten. Mir kommt es vor, als ob er bewusst heraus gehalten wurde. Ist denn so etwas möglich?“

fragte Cornelia zum Schluss.

„Wir sehen ja, dass es möglich ist. Die MUK wollte das Verfahren schnell abschließen und die Lorbeeren kassieren. Dabei ist der Staatsanwalt ihnen zu hundert Prozent auf den Leim gegangen. Wenn die immer so arbeiten, dann sitzen noch viel mehr Leute unschuldig im Knast. Daran wage ich gar nicht zu denken. Was wird König dazu sagen?“

Cornelia schien auch froh zu sein, dass wir bei unseren Einschätzungen einer Meinung waren.

In meinem Wochenbericht schrieb ich nur über die nüchternen Fakten, ohne eine Wertung vorzunehmen. Allerdings sendete Irene König zu diesem Bericht eine Kopie der Aussagen der Petra Voigt. Er sollte sich selbst einen Reim darauf machen und wird sich melden, wenn er Fragen hat.

Endlich fand ich Zeit, mit Irene in ein Cafe zu gehen.

Kaum saßen wir an einem Tisch, da fragte sie auch gleich,

„was hältst du von der Profilerin?“

Da wusste ich, dass sie eifersüchtig war. Nur als Kollegin oder als Frau?

„Ich glaube, du bewunderst sie. Stimmt das?“

„Ich bin froh, dass sie so kompetent ist und dass sie mir mit ihren Einschätzungen eine gewisse Sicherheit in der Arbeit gibt.“, antwortete ich ehrlich.

„Ist es nur das?“ bohrte Irene weiter und wurde rot.

Auch ich spürte, wie mir das Blut ins Gesicht stieg. Ich dachte sofort,

„Sag jetzt nichts Falsches, Irene soll dir als beste Kollegin erhalten bleiben. Mehr darf daraus nicht werden!“

Vor allem durfte ich über mich nicht die Kontrolle verlieren.

Trotzdem schob ich langsam meine Hände über den Tisch und legte sie auf die ihren, als wollte ich sie beruhigen. Da zog sie ihre Hände zurück und legte sie ziemlich behutsam oder auch zärtlich, auf die meinen und sprach,

„ich möchte nur nicht, dass du einen Fehler machst.“

Mir war immer noch heiß.

„Die Kollegin ist zwar auch als Frau interessant, aber eine Liaison kommt für mich absolut nicht in Frage, wenn du das meinst.“

Sagte ich mit klaren Worten.

Irene schaute mich aufmerksam an und fragte weiter,

„weil du prinzipiell keine Liaison eingehen und deiner Frau treu bleiben willst oder weil sie dir vom Typ her nicht zusagt?“

Damit brachte sie mich ziemlich in Verlegenheit. Aber ich wusste, sie will mich. Da saß ich da mit meinem Latein.

Tatsächlich war ich im Grunde nicht gegen ein Liebesverhältnis, aber nicht mit einer Kollegin, mit der ich jeden Tag zusammen arbeite und die mir unterstellt ist, so wie Irene.

Bei Cornelia wäre das etwas anderes. Sie ist nur befristet in Berlin, mir nicht unterstellt, aber genau so anziehend, wie Irene.

Das konnte ich ihr aber nicht sagen. Deshalb sprach ich,

„weißt du, ich hatte schon so manche Gelegenheit, meiner Frau untreu zu werden. Aber bisher konnte ich mich aus so etwas immer heraus halten. Einerseits, weil ich meine Frau immer noch sehr anziehend finde und andererseits, weil ich meine Familie nicht aufs Spiel setzen möchte.

Wenn ich ehrlich sein soll, läuft es sexuell zwischen Evi und mir nicht mehr so, wie es einmal war, das scheint aber nach sechs Jahren Ehe normal zu sein.

Wenn eine andere Frau dafür in Frage käme, dann du!“

So, jetzt war es heraus und ich konnte es nicht mehr zurück nehmen.

Zuerst saß ich mit gesenktem Kopf da und dann schaute ich sie langsam an um die Reaktion in ihrem Gesicht zu sehen, das förmlich glühte.

Jetzt herrschte Funkstille an unserem Tisch.

Meine rechte Hand streichelte langsam ihre Wange und ich fragte,

bist du mir jetzt böse?“

„Ich dachte immer, deine Ehe ist glücklich?“

„Das schon, aber es prickelt eben schon lange nicht mehr.“

Irene schaute mir aufrichtig in die Augen und begann,

„mir macht die Arbeit so viel Freude, vor allem in letzter Zeit. Aber meinen Mann interessiert das nicht die Bohne. Hauptsache die Wäsche ist gewaschen und ihm schmeckt das Essen. Ein geistiger Austausch oder ein erfülltes Sexleben findet kaum noch statt.

Seit unserem ersten Vorgang fühle ich mich immer mehr zu dir hingezogen.

Das musste ich endlich einmal loswerden“, hörte ich sie sagen.

Etwas traurig gestimmt fragte ich, was soll jetzt werden?

Nach einer Weile beantwortete ich die Frage selbst.

„Wir arbeiten so weiter wie bisher, sind jeden Tag zusammen und bleiben so lange tapfer, wie wir es aushalten. Wollen wir mehr, dann können wir nicht länger in einem Dezernat arbeiten. Wer weiß, was dann passiert.“

Da mussten wir beide lachen.

Sie nahm wieder meine Hände und versicherte,

„Du kannst immer auf mich zählen“

Da wusste ich, dass sich das auf das Privatleben sowie auf die Arbeit bezog.

Hinterher war ich froh, das ausgesprochen zu haben, was unweigerlich zwischen uns stand und nur uns beide anging.

Irene war und blieb für mich eine begehrenswerte Frau und gute Kollegin, wie sie mir nie wieder begegnete.

Was wir damals nicht wussten, uns blieben noch viele gemeinsame Jahre.

Als ich an diesem Abend Nachhause kam, brauchte ich nicht einmal ein schlechtes Gewissen haben. Ich war nach wie vor meiner Frau treu und auch Irene gegenüber ehrlich geblieben.

Wie ich es ahnte, bestellte König mich auf Grund des letzten Berichtes zum Rapport. Bei dieser Gelegenheit stellte ich ihm unsere Profilerin vor.

König konnte ich ansehen, dass sie ihm genau so sympathisch war, wie mir selbst. Und das nicht nur wegen ihrer äußeren Erscheinung.

Anhand des Berichtes drängte sich ihm ebenfalls der Verdacht auf, dass Grundig tatsächlich unschuldig verurteilt wurde und Kramer dringend verdächtig war, die Morde begangen zu haben.

„Das wird nicht nur für die MUK peinlich. Der damalige Staatsanwalt kann sich auch warm anziehen“,

war seine Meinung.

„Macht den Vorgang wasserdicht.“ Gab er uns mit auf den Weg.

Ich schlug ihm noch vor, dass wir erst einmal die alten Morde aufklären, bevor die MUK mit dem letzten Mord weiter macht. Sollten wir Recht behalten, würden wir Kramer festnehmen und das nicht der MUK überlassen.

Damit war er einverstanden. Sollte es Anfragen seitens der MUK geben, sollten wir die Kollegen an König verweisen.

Damit gab er zu verstehen, dass er voll und ganz hinter seinem „Sonderdezernat“ stand.

Auf der Fahrt in unser Büro fragte Cornelia,

„Ist euer Abteilungsleiter immer so aufgeschlossen, ohne Autoritätsgehabe?“

Das konnte ich nur bestätigen.

„Der König ist in Ordnung. Er ist stets sachlich und kehrt nie den Chef heraus. Deshalb macht es auch Spaß, unter ihm zu arbeiten.“

„Da habt ihr aber Schwein, das gibt es nicht oft. Ich lernte schon ganz andere Abteilungsleiter kennen“,
bekannte sie.

Im Büro angekommen, nahm ich hinter dem Schreibtisch Platz und studierte das Vernehmungsprotokoll des Verdächtigen Peter Kramer. Anhand der Formulierung der Fragen erkannte ich, dass Rolf Schölzel es angefertigt hatte. Auf den ersten Seiten ging es um das Verhältnis zwischen Grundig und seinem Freund Kramer.

Was mich stutzig machte war, dass Kramer behauptete, dass sein Verhältnis zu Grundig bei weitem nicht so freundschaftlich und eng war, wie die Zeugin Voigt es bei ihrer Vernehmung aussagte. Er bestätigte zwar, dass sie sich seit der Schulzeit kannten, aber später nur wenig miteinander zu tun hatten. Dass er im gleichen Betrieb wie Grundig eine Arbeit fand, wäre mehr oder weniger Zufall gewesen. Grundig habe als Buchhalter gar nicht den Einfluss gehabt, ihm eine Stelle zu vermitteln. Als Rolf ihm die Aussagen der Zeugin Voigt in diesem Zusammenhang vorhielt antwortete er, dass dies so nicht stimmte. Er räumte ein, dass Grundig dies vielleicht so sah, was jedoch nicht stimmen würde. Auch gemeinsame Kneipenbesuche wären nur selten vorgekommen. Auf Grundigs Vorlieben bei Frauen befragt, kam er richtig in Fahrt und schilderte, dass sein Freund immer hinter dicken Frauen her war und neben seiner Freundin andere

Verhältnisse hatte und er ihn als sexsüchtig einschätzte.

An den Wochentagen, wo die Freundin sich nicht bei Grundig aufhielt, habe er regelmäßig stark gebaute, verheiratete Frauen, bei sich gehabt, die er über Anzeigen in der Zeitung kennen lernte.

Auf die Frage, woher er das so genau wisse, da er doch kein so enges Verhältnis zu Grundig hatte, wurde Kramer recht nervös, wie Irene bestätigte.

Eine weitere Frage lautete, wie es kam, dass er Grundigs Wohnungszweitschlüssel besaß?

Darauf antwortete er ausweichend und behauptete, dass Grundig das so wollte, damit er nach den Blumen schaut, wenn der Freund nicht da war.

Daraufhin fragte Rolf,

ob Kramer in Begleitung von Frauen sich in Grundigs Wohnung aufhielt?

Da fing er an, herum zu stottern und Ausflüchte zu gebrauchen, um nicht die Wahrheit zu sagen. Erst nach dem er auf seine Wahrheitspflicht hingewiesen wurde bestätigte er, dass er mit anderen Frauen, zum Zwecke des außerehelichen Geschlechtsverkehrs, in der Wohnung Grundigs gewesen sei.

Später gab er zu, dass er in der Wohnung Briefe von Frauen gefunden habe, in denen sich Bilder und Telefonnummern befanden die er nutzte, um zu diesen Frauen Kontakt herzustellen.

Weiterhin bestätigte er, dass er sich für den gleichen Frauentyp, wie Grundig interessiert. Das begründete er damit, dass diese Frauen sich am ehesten von ihren Ehemännern vernachlässigt fühlten und für seine sexuellen Wünsche empfänglich waren.

Er gab auch zu, bei manchen Treffen Grundigs „Passat“ benutzt zu haben.

Auf die Frage nach dem Warum antwortete er, dass er seine Identität verschleiern wollte, da er ja verheiratet sei.

Zum Abschluss der Vernehmung wurden ihm Fotos der vier ermordeten Frauen vorgelegt, die er angeblich alle nicht kannte.

Als Irene ihn um eine Speichelprobe bat, willigte er erst ein, als Rolf ihm verdeutlichte, dass er sich bei einer Ablehnung verdächtig machte.

Als Fazit war festzustellen, dass Kramer viel eher in das Täterprofil passte, als Grundig. Seine widersprüchlichen Aussagen erhärteten den Verdacht. Leider konnten wir ihm bis dahin nicht beweisen, dass er die ermordeten Frauen kannte.

Die Vernehmungen der anderen drei männlichen Zeugen aus Grundigs Bekanntenkreis erbrachten keinerlei Anhaltspunkte.

Für Irene und Rolf, die Kramer vernahmen, stand fest, dass Kramer als Täter zwingend in Frage kam.

Dafür sprach seine Nervosität bei den entscheidenden Fragen sowie die Widersprüche, in die er sich verwickelte.

Während unserer darauf folgenden Referatsbesprechung erörterten wir das weitere Herangehen.

Wir kamen übereinstimmend zu der Auffassung, dass wir Ermittlungen zum Bekanntenkreis der getöteten Frauen anstellen sollten in der Hoffnung, dass eventuell eine Freundin über Kramer etwas wusste und wir somit einen Zusammenhang herstellen können.

Das war zwar mit viel Aufwand verbunden, erschien uns aber unumgänglich. Weiterhin war

anhand der vorhandenen Asservate der Getöteten zu prüfen, ob DNA Spuren von Grundig oder Kramer zu finden waren.

Die Kollegen erhielten von mir konkrete Aufträge, wo sie recherchieren sollten, damit wir die Ergebnisse bald auf den Tisch bekamen.

Immer, wenn unsere Profilerin einen Vorschlag machte oder ihre Gedanken erläuterte, sprach Peter dagegen und das in einem ziemlich arroganten Ton, den ich sonst an ihm nicht kannte.

Cornelia war darüber ziemlich erzürnt und ließ sich sogar zu einem Streitgespräch mit ihm hinreißen, das ich gleich unterband.

Nach der Beratung fragte ich Irene, ob sie sich erklären konnte, warum Peter gegenüber Cornelia so aggressiv reagierte.

Sie lachte zu erst, ehe sie mir zuflüsterte, „sie hat ihn abblitzen lassen. Er wollte sie letztes Wochenende zu einem Ausflug einladen, was sie aber ablehnte.“

Da war mir alles klar. Sie hatte ihn in seiner männlichen Eitelkeit verletzt und das versuchte er jetzt ihr heim zu zahlen. So etwas konnte ich aber nicht durchgehen lassen.

Die bisher immer vorhandene kameradschaftliche Atmosphäre war mir zu wichtig.

Deshalb rief ich Peter und stellte ihn zur Rede.

„Diese BKA Kuh denkt, sie hat die Weisheit mit Löffeln gefressen und denkt, wir sind die Provinz.“

Obwohl ich innerlich lachte, wies ich ihn zurecht.

„Lies doch einmal unser Grundgesetz. Da steht im Artikel eins,

>die Würde jedes Menschen ist unantastbar<.

Das gilt auch für dich und Cornelia. Ich erwarte von dir, dass du ihr die gleiche Achtung entgegen

bringst, wie mir oder allen anderen Kollegen. Auch wenn du anderer Meinung sein solltest. Alles klar?“

Da grinste er über das ganze Gesicht und schob gerade noch verständlich durch die zusammengebissenen Zähne die Worte, „alles klar Chef“.

Peter verschwand wieder hinter der Tür des Zimmers der Mitarbeiter und Cornelia kam durch die Tür des Sekretariats in mein Büro.

Auch ihr stand ein Grinsen im Gesicht. Daran merkte ich, dass sie mein Gespräch mit Peter gehört hatte.

„Sie haben wohl gelauscht? Fragte ich gleich.

„Der arrogante Jüngling muss noch lernen, wie ein richtiger Mann sich einer Dame gegenüber zu benehmen hat“,

gab sie ihrem noch vorhandenen Zorn Ausdruck.

„Na, na, wir wollen doch alle Freunde sein, oder?“ entgegnete ich besänftigend.

„Ist schon vergessen, Sie haben ihm ja richtig die Meinung gezeigt.“

Ich merkte, sie nahm es sportlich. Plötzlich fragte sie,

„Was ich fragen wollte, ich möchte Sie heute nach Feierabend zum Essen einladen, oder haben Sie schon etwas anderes vor?“

Das schmeichelte mir natürlich.

„Nein“ sagen konnte und wollte ich nicht, musste jedoch vorher meine Frau anrufen, damit sie nicht umsonst mit dem Abendbrot wartete.

Evi maulte zwar etwas herum, fand sich aber gleich ab. Das war ja nichts Ungewöhnliches, das ich später kam.

Damit Irene nicht auf dumme Gedanken kam flüsterte ich im Vorübergehen ihr zu,

„Sie hat mich zum Essen eingeladen“

Obwohl sie nichts sagte, wusste ich genau, was Irene in diesem Moment dachte. Das war eine scheußliche Situation. Jetzt musste ich mich schon vor zwei Frauen rechtfertigen, wenn ich mit einer dritten zusammen war. Wo soll das noch enden? Fragte ich mich.

Da gab es nur zwei Möglichkeiten, entweder ich tat es ganz heimlich oder ich ging auf Abstand. Was wollte ich wirklich? Das war mir zu diesem Zeitpunkt auch noch nicht klar.

Im „Kant-Cafe“ fanden wir einen etwas versteckten Platz. Ich war schon oft hier und wusste, dass man gut und preiswert essen konnte.

Cornelia musste sich noch etwas aufgehübscht haben. Sie trug frisches rot auf den Lippen und etwas Rouge auf den Wangen. Sie sah wie immer zum >anbeißen< aus.

Dessen war sie sich auch voll bewusst, wie mir schien.

Um nicht verklemmt zu erscheinen begann ich provokatorisch zu fragen,

„warum ist so eine hübsche und intelligente Frau wie Sie, nicht in festen Händen?“

Sie lehnte sich bequem zurück und spielte mit der Getränkekarte, bevor sie antwortete,

„vielleicht ist mir noch nicht der Richtige über den Weg gelaufen?“

Im Ernst, in unserem Beruf sich als Frau fest zu binden, ist fast unmöglich. Ein Außenstehender Mann würde nie begreifen oder akzeptieren, dass seine Frau für ihn nur halb oder fast nie da sein kann. Also bliebe da nur ein Kollege, der das kennt. Doch was kann das für eine Beziehung sein, wenn beide ihrer beruflichen Wege gehen

und ein Zusammensein nur dem Zufall überlassen bleibt? Ich kenne genügend Beispiele, wo das in die Hose ging.

Meine Eltern sind beide Ärzte und waren beruflich sehr Ehrgeizig. Das musste schief gehen.

Nein, nein, da bleibe ich lieber ungebunden und genieße das Leben, wo es nur geht. Die besten Männer sind sowieso vergeben.“ Schloss sie ihre philosophische Betrachtung ab.

„Was macht denn Ihre Frau? geht sie arbeiten?“

„Nein, sie ist seit fast zwei Jahren Zuhause und betreut unsere einjährige Tochter.“

Jetzt war es an mir, meine kleinen privaten Geheimnisse preiszugeben, was mir gar nicht so recht war.

„Meine Frau wurde arbeitslos und dann gleich schwanger. Sie blieb Zuhause und verwöhnte mich, bis unsere Tochter geboren wurde. Seitdem ist die Kleine unser Lebensmittelpunkt. Ich gehe meiner Arbeit nach und genieße die wenigen freien Stunden im Kreise der Familie. Meine Frau hat zwar nicht für alles Verständnis, aber setzt mich auch nicht unter Druck.“

Cornelia nickte verständnisvoll, fragte aber dennoch,

„bleibt da nicht einiges auf der Strecke, ihre Frau immer Zuhause und Sie auf Arbeit?“

„Das stimmt schon. Doch alles kann man eben nicht haben. Da muss man einfach Prioritäten setzen“, versuchte ich mich zu rechtfertigen.

Jetzt lachte sie und warf ein,

„das habe ich schon oft gehört.“

Nur gut, dass wir vom Kellner unterbrochen wurden, der die Bestellung entgegen nahm.

Das gab mir Zeit, sie zu beobachten. Ich durfte mich nicht in die Enge treiben lassen. Worauf wollte sie hinaus? Fragte ich mich.

Da ging das Gespräch schon weiter.

„Ich empfinde immer etwas Mitleid mit den Männern. Einerseits entspricht es ihrem Naturell sich eine Frau zu suchen und mit ihr Kinder zu haben, aber andererseits entspricht es auch ihrem Naturell weiter auf die Jagd nach anderen Frauen zu gehen. Zumal es genügend >Freiwild< gibt.“

Hinter ihren Worten steckte schon eine uns Männern allseits bekannte Logik. Doch was sollte ich darauf antworten?

Ich versuchte es scherzhaft.

„Ach ja, wir Männer sind schon bedauernswert. Es gibt nicht wenige Frauen, die auf der Jagd nach unbefriedigten Männern sind und ziehen daraus für sich den Nutzen.“

„Jetzt muss ich Ihnen Recht geben. Auch ich profitiere mitunter davon. Schließlich haben wir allein stehenden Frauen auch Bedürfnisse. Denken Sie nicht, dass das immer einfach ist.“

Das sagte sie wieder mit einem verführerischen Gesichtsausdruck und schob als Frage nach,

„wissen Sie, dass Irene in Sie verliebt ist?“

Ich erschrak und fragte zurück,

„wie kommen Sie darauf?“

„Das sehe ich ihr an. Ihre Blicke und Aufmerksamkeiten, wie zum Beispiel der kleine Keks zum Kaffee oder das Ordnen und tägliche Abwischen Ihres Schreibtischs, das tut nur eine Frau, die jemanden sehr mag.“

Hoffentlich deutet sie meinen roten Kopf nicht falsch, dachte ich sofort.

Für mich war es an der Zeit, das Thema zu wechseln und fragte,

„wie gefällt es Ihnen denn bei uns im Dezernat?“

„Ihre Mitarbeiter können froh sein, einen solchen Chef zu haben und Sie können von Glück reden, dass ein so guter Abteilungsleiter hinter ihnen steht. Es gefällt mir bei Euch.

Ich finde, Sie haben das richtige Maß an Abstand zu den Kollegen und am Ende immer die klügsten Gedanken. Meiner Meinung nach beziehen Sie die Mitarbeiter trotzdem zu oft in Ihre Entscheidungsfindung ein und lassen überflüssige Diskussionen zu.“

Das war mehr Lob als Tadel.

„Sie beziehen das hauptsächlich auf Peter?“

„Nicht nur. Aber es ist auch schwierig, dabei immer das richtige Maß zu finden. Ich wüsste nicht, ob ich es besser könnte.“

Mit diesen Worten versuchte sie mich wieder etwas zu entlasten.

„Achtung und Vertrauen, ist für mich die Grundlage für eine erfolgreiche Arbeit. Lieber bin ich etwas nachsichtig und kann mich aber auf die Kollegen hundert Prozent verlassen. Bis jetzt hat noch keiner über die Strenge geschlagen.“

„Das zeigt doch, dass Sie damit richtig liegen.

Ich habe noch kein Dezernat erlebt, wo so eine angenehme Atmosphäre unter den Kollegen herrscht. Bis jetzt habe ich noch keinerlei Missgunst festgestellt.

Wo haben Sie diesen Führungsstil gelernt?“

Da musste ich Lächeln.

„Das hat mir keiner beigebracht. Ich gehe einfach mit meinen Leuten so um, wie ich erwarte, dass man mit mir umgeht. Für mich spielt Kameradschaft oder Freundschaft eine große Rolle. Wenn ich von einem Mitarbeiter Überdurchschnittliches erwarte, dann muss ich

den Kollegen auch etwas zurückgeben. Ich möchte ihre Gedanken zu einem Sachverhalt kennen und versuche sie an meinen Gedankengängen teilhaben zu lassen. Da verstehen sie meine Entscheidungen viel besser und setzen sie überzeugter um.

Nach meinem Kriminalistikstudium habe ich noch ein Jahr bei der Kripo in Ostberlin gearbeitet. Dort war Kameradschaft groß geschrieben. Die meisten Chefs waren so, wie unser König. Ich glaube, das ist heute noch meine berufliche Basis. Vor allem, wenn ich sehe, wie es in den anderen Referaten unserer Abteilung zugeht.“

„Ach, Sie kommen aus dem Osten?“ fragte sie erstaunt.

„Ich habe bisher noch keinen Referatsleiter aus der ehemaligen DDR kennen gelernt. Darüber müssen wir uns noch länger unterhalten.“

Inzwischen bekam ich mein Schollenfilet und Cornelia ein Steak mit Champignons. Das gab uns Zeit, über das Gesagte nachzudenken.

Ich empfand es als sehr angenehm, dass sie meine Auffassungen zur Führung des Dezernates so positiv fand.

Ich wollte ihr auch etwas Nettes sagen, aber ich wusste in diesem Moment nicht was. Deshalb prostete ich ihr mit meinem Weinglas zu und fragte provozierend,

„Möchten Sie nicht für immer bei uns bleiben? Ich könnte mir das gut vorstellen.“

Jetzt lachte sie wieder und scherzte,

„wenn ich fünfzig Jahre alt wäre und fünf Jahre vor der Pensionierung stehen würde, dann könnte ich darüber nachdenken.“

Ich habe mich nun einmal für den Beruf und gegen eine Familie entschieden. Ich möchte noch

viel kennen lernen und es so weit bringen, wie möglich. Da kommen mir solche Einsätze, wie hier in Berlin, gelegen. Das Schöne dabei ist, dass ich immer wieder nette Kollegen kennen lerne.“

Das klang einleuchtend.

Beim dritten Glas Weißwein beugte sie sich etwas über den Tisch, hielt ihr Glas mir entgegen und fragte, darf ich Ihnen das „Du“ anbieten?

Wie sollte ich mich dem entziehen? Mir blieb gar nichts weiter übrig, es ihr gleich zu tun.

„Ich bin der Andreas“ „und ich die Cornelia“

Sie beugte sich noch weiter vor und küsste ganz zart meine Lippen. Ich kam mir wie gelähmt vor, als ob das alles gegen meinen Willen passierte. Das war aber nicht so. Mein „zweites Ich“ hatte „das Erste“ voll im Griff. Ohne Hintergedanken fragte ich auch noch, wo bist du eigentlich untergebracht?“

Da sagte sie auch gleich,

„Du willst mich wohl schon Nachhause bringen?“

Jetzt hatte ich den Salat.

Mit Engelszungen versuchte ich den Eindruck zu verwischen, mit ihr ins Bett gehen zu wollen. Ohne darauf weiter einzugehen verriet sie,

„ich wohne in einer kleinen Pension auf der Pestalozzistraße, nicht weit von hier.“

Irgendwie war danach aus unserem Gespräch die Luft heraus. Wir tauschten nur noch allgemeine Gedanken über eher belanglose Dinge aus, bevor wir nach zwei Sunden das „Kant-Cafe“ verließen. Ich ließ es mir trotzdem nicht nehmen, sie bis zu ihrer Pension zu begleiten. Ganz schnell gab sie mir noch einen Kuss auf die rechte Wange und verschwand durch die Haustür.

Auf dem Weg zu meinem Auto schossen mir die verschiedensten Gedanken durch den Kopf, als ob ich unter Drogen stand.

Erst, als ich hinterm Lenkrad saß, konnte ich meine Gedanken ordnen.

Auf jeden Fall kontrollierte ich, ob auf meiner rechten Wange Lippenstift zu sehen war und fragte mich, habe ich etwas falsch gemacht?

Das konnte ich mit ruhigem Gewissen verneinen. Jeder andere Mann hätte sich ähnlich verhalte. Es sei denn, er ist ein „Weichei“.

Wie meistens, sprach ich mit Evi nicht über diesen Abend.

Meine Ermittler waren von Früh bis Abend auf den Beinen, um alles zusammen zu tragen, was zum unmittelbaren Bekanntenkreis der getöteten Frauen gehörte.

Wie wir bereits wussten, waren die Opfer alle verheiratet. Deshalb befragten wir zuerst deren Ehemänner. Sie waren fast alle in der Lage uns die Namen der Freundinnen oder Frauen zu nennen, denen die Getöteten am ehesten etwas über andere Männer erzählt haben könnten.

Das war mit emsigem „Klinkenputzen“ verbunden. Selbst Irene beteiligte sich daran.

Die dabei erlangten Informationen werteten Cornelia und ich bis in die Abendstunden aus.

Mit keinem Wort erwähnten wir den Abend im „Kant-Cafe“. Allerdings behielten wir unser >Duzverhältnis< bei, was zwar die Kollegen mitbekamen, aber worüber keiner ein Wort verloren. Auch Irene nicht.

Schließlich war ich mit ihnen ja auch per Du.

Insgesamt gab es zehn Frauen zu befragen, die uns hoffentlich etwas sagen können.

Erwartungsgemäß erfuhren wir nicht viel. Aber das Wenige schien uns weiter zu helfen.

In zwei Fällen wollten Freundinnen einen Freund oder Bekannten zweier Mordopfer gesehen haben. Das jedoch nur aus einer gewissen Entfernung.

Darüber hinaus hatten sie Kenntnis davon, dass die Mordopfer mit einem Mann aus Köpenick liiert waren, sich in einer Wohnung mit ihm trafen und manchmal auch Ausflüge in seinem PKW unternahmen.

Das konnte auch auf Grundig zutreffen

Also entschlossen wir uns zu einer Gegenüberstellung im LKA.

Bevor wir damit begannen, unterhielt sich Cornelia noch mit ihnen und erklärte, worauf es bei der Gegenüberstellung ankam und wie diese ablaufen wird.

Kramer ließen wir von zwei Polizisten im Streifenwagen von seiner Arbeitsstelle abholen. Er verhielt sich ruhig und ziemlich gleichgültig.

Im Raum, wo die Gegenüberstellung stattfand, platzierten wir neben ihm noch vier Kollegen in Zivil als Vergleichspersonen.

Wir waren alle ziemlich aufgeregt. Jetzt konnte es sich entscheiden, ob wir richtig lagen.

Kurz bevor es losgehen sollte, kam König in den Beobachtungsraum, der durch eine Scheibe von dem Raum getrennt war, wo das Ganze stattfand. Er wedelte mit einem Blatt Papier und sagte triumphierend,

„jetzt haben wir ihn.“

Dann reichte er mir das Blatt und ich konnte lesen, dass auf der in Grundigs „Passat“ sichergestellten Decke DNA Spuren von Kramer gefunden wurden.

Mir war aber jedoch klar, dass das allein auch nicht für einen Haftbefehl gereicht hätte.

König war über meine Reaktion zwar ein wenig enttäuscht, blieb aber trotzdem optimistisch.

Die Gegenüberstellung konnte beginnen.

Der ersten Frau liefen vor Aufregung Schweißperlen von der Stirn. Sie putzte ihre Brille, ehe sie näher an die Scheibe heran trat. Kramer und den Vergleichspersonen wurde geheißen, sich nach links und rechts zu drehen. Mit beiden Händen hielt jeder eine Pappe mit einer Zahl vor sich.

Die Zeugin bekannte schließlich, dass sie nicht in der Lage war, einen der Männer zu identifizieren.

Wir, Cornelia, König und ich, waren enttäuscht.

Ich bedankte mich bei der Frau und bat die zweite Zeugin in den Raum.

Sie sah die Männer und zeigte sofort auf den Mann mit der Nummer zwei.

Die Zwei hielt Kramer in den Händen.

Cornelia gab ein befreites Stöhnen von sich und König reichte mir die Hand, als wollte er mir zu einem großen Sieg gratulieren.

Dabei war es unser aller Verdienst.

Dann ging es sehr schnell.

Ich gab dem Kollegen, der im Gegenüberstellungsraum stand, ein Zeichen und er legte Kramer gleich Handschellen an. Sofort trat ich in den Flur und stand vor dem Verhafteten. Ich stellte mich vor ihn und prophezeite, „na Herr Kramer, da haben Sie uns sicher einiges zu erzählen.“

Auf diese Vernehmung war ich gut vorbereitet.

Weil wir damit rechneten, dass die Gegenüberstellung den Verdacht gegen Kramer erhärtet, hatte ich vorher mit Cornelia einen

Vernehmungsplan erarbeitete, der alle wichtigen Fragen beinhaltete. Mit König war abgesprochen, dass er im Fall einer Festnahme, sofort die Durchsuchung Kramers Wohnung sowie seines PKW in die Wege leitet.

Das Räderwerk war angelaufen und der Beschuldigte in den Vernehmungsraum gebracht.

Bernd und Peter bekamen den Auftrag, unterstützend an der Durchsuchung der Wohnräume teilzunehmen. Sie wussten genau, worauf es ankam.

Irene und Rolf hielten sich für eventuelle operative Maßnahmen in unseren Büroräumen bereit.

In dieser Situation war es ein Nachteil, dass unser Büro sich in fünf Kilometer Entfernung, quer durch die Stadt, befand.

Mit Cornelia vereinbarte ich, dass sie mit der Beschuldigtenvernehmung beginnt und ich Zwischenfragen stellte, wenn ich es für notwendig hielt. König entschied, dass die Vernehmung mittels Kamera auf einen Bildschirm in den Nebenraum übertragen wurde, damit er auf diese Weise alles verfolgen konnte. Gleichzeitig stand ein Magnetbandgerät für eine Tonaufnahme auf dem Tisch im Vernehmungsraum bereit.

Mit der Frage,

„Herr Kramer, Sie werden beschuldigt, im Jahr 1991 vier Frauen getötet zu haben, für die der Ihnen bekannte Peter Grundig verurteilt wurde. Was haben Sie dazu vorzubringen?“

begann Cornelia mit fester Stimme die Vernehmung.

Sie saß dabei hinter einem Schreibtisch, der vor dem Fenster des Raumes stand. Die Tür befand sich genau dem Fenster gegenüber. Vor dem Schreibtisch stand ein rechteckiger Holztisch, an dem der Beschuldigte sich hinsetzen musste.

Ich selbst saß auf einem Stuhl, rechts neben dem Schreibtisch. Ansonsten war der Vernehmungsraum schmucklos ohne Wandbilder oder Schränke.

Zur Vernehmung hatte ich dem Beschuldigten die Handschellen abgenommen.

Die erste und alles entscheidende Frage stand einige Minuten im Raum, ohne dass Kramer darauf antwortete. Das Bandgerät lief bereits von der ersten Sekunde an.

„Hat es Ihnen die Sprache verschlagen? Überrascht dürften Sie ja nicht sein, bohrte Cornelia ungeduldig weiter.“

„Ich habe niemanden ermordet, die Beschuldigung trifft nicht zu.“

War die erste Antwort Kramers.

Nach einer halben Stunde verlor Cornelia etwas die Geduld. Sie hielt ihm vor, dass er, entgegen seinen Zeugenaussagen, mit den Frauen bekannt war, für deren Ermordung sein Freund Grundig 1991 verurteilt wurde, was während der stattgefundenen Gegenüberstellung eine Zeugin bestätigte.

Nach dem Vorhalt weiterer Beweismittel gab Kramer in der ersten Stunde zu, dass er die Frauen durch Grundig vorgestellt bekam.

Cornelia ließ nicht locker, hielt ihm immer wieder seine widersprüchlichen Aussagen vor und trieb ihn mehr und mehr in die Enge.

Nach weiteren zwei Stunden konfrontierte ich ihn mit den Laborergebnissen, wonach auf der Decke aus Grundigs Auto sowohl eindeutige Spuren von ihm als auch von den getöteten Frauen festgestellt wurden.

Das schien ihn endlich zu überzeugen, dass alles Leugnen wenig Sinn machte und die Beweise erdrückend waren.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, gab er eindeutig zu, tatsächlich die Grundig angelasteten Morde begangen zu haben.

Cornelia fertigte bis dahin handschriftlich ein Protokoll an, das sie Kramer zur Sicherung seines Geständnisses vorlegte und das er auch ohne weitere Einwendungen unterschrieb.

Danach machten wir eine halbstündige Pause und der Beschuldigte erhielt eine angemessene Mahlzeit.

Die Möglichkeit, zur juristischen Unterstützung durch einen Anwalt, lehnte er zunächst ab, so dass die Vernehmung fortgesetzt werden konnte.

Wenig später erschien auch ein Vertreter des Generalstaatsanwaltes, der gemeinsam mit König auf dem Bildschirm dem weiteren Verlauf der Vernehmung beiwohnte.

Ich löste von da an Cornelia ab und übernahm die Vernehmungsführung.

Gegen 22 Uhr konnten wir abschließen, nachdem auch die wichtigsten Details protokolliert und vom Beschuldigten unterschrieben waren.

Der aufregendste Tag seit langem.

Mir war aber noch nicht danach, anschließend sofort Nachhause zu fahren. Deshalb fragte ich Cornelia, ob sie mit mir noch etwas trinken geht.

Sie sagte sofort zu und ich rief Evi an, dass es bei mir noch länger dauert.

Ihr war das zwar nicht recht, aber sie nahm es ohne weitere Diskussion zur Kenntnis.

So konnte ich mich auf den Abend mit Cornelia freuen.

Bevor wir die Diensträume im LKA am Columbiadamm

verließen, wurden wir noch in Königs Dienstzimmer gebeten.

Hier hatte, außer König, bereits der für den Fall zuständige Staatsanwalt Platz genommen.

„Ich gratuliere Ihnen für die gute Arbeit, Herr Klein. Sie haben scheinbar die Dinge in das richtige Licht gebracht, was die MUK vor vier Jahren vermasselte“, sprach er, stand auf und schüttelte mir die Hand.

Dabei spürte ich, wie in mir der Zorn aufstieg und ich fragte ihn provozierend,

„haben Sie schon einmal eine Nacht im Gefängnis zugebracht, Herr Staatsanwalt? Ihnen hätten damals schon Zweifel kommen müssen, als Sie Anklage gegen Grundig erhoben. Dann hätten Sie ihm vier Jahre Gefängnis und ein kaputtes Leben erspart.“

Dem Staatsanwalt stieg die Röte ins Gesicht, aber er erwiderte nichts darauf.

Mir war es eine Genugtuung, ihm das gesagt zu haben.

Cornelia stand neben mir. Ich sah, wie sich ihr Gesicht zu einem Lächeln verzog. König stand mit zusammengedrückten Lippen hinter seinem Schreibtisch und ließ sich nicht anmerken, was er in diesem Moment dachte. Dann forderte er uns auf, Platz zu nehmen.

„Mit einem guten Schluck, wollen wir diesen anstrengenden Arbeitstag ausklingen lassen“ sprach er, ging zu einem Schrank und stellte eine Flasche Weinbrand mit vier Gläsern auf den Beratungstisch.

Mit Recht, feierte er auch seinen Erfolg.

Nach dem dritten Glas räumte er Flasche und Gläser wieder in den Schrank und beendete die „Siegesfeier“ mit den Worten, „so, jetzt ist Feierabend“.

Das war das Signal für den angenehmeren Teil des Abends.

So schnell Cornelia und ich konnten, flohen wir aus dem Dienstgebäude zum Parkplatz.

Im Auto fragte sie,

„wohin willst du mich entführen?“

„Ich habe Hunger und Appetit auf leckere Tapas, ich entführe dich ins >Mar y Sol< auf der Kantstraße, einverstanden?“

Cornelia nickte und ich gab Gas.

Platz war in diesem Lokal um diese Zeit genügend vorhanden.

Inzwischen standen die Zeiger auf 22 Uhr.

Es dauerte nicht sehr lange, bis unsere Getränke, für mich ein Bier und Cornelia ein Glas Märlot sowie das Essen, auf dem Tisch standen. Schweigend aßen wir unsere Tapas mit den leckeren Soßen, bis auf den Tellern nur noch einige Krümel übrig blieben.

Cornelia wischte sich mit einer Stoffserviette genüsslich den Mund, nahm einen Schluck aus dem Rotweinglas und fragte,

„was machen wir jetzt mit dem angebrochenen Abend?“

Das war die alles entscheidende Frage, auf die ich zwar eine Antwort wusste, aber mir nicht getraute sie auszusprechen.

Um ihre Reaktion zu testen antwortete ich, „ich schlage vor, wir gehen jetzt etwas spazieren und genießen die nächtliche Abendluft.“

Cornelia lächelte.

„Gut, gehen wir spazieren. Gesessen haben wir den ganzen Tag.“

Diese Antwort bewies mir wieder einmal, dass Cornelia psychologisch gut geschult war und mir die Initiative zu schob.

Ich stand auf und gab vor, die Toilette aufsuchen zu müssen. Auf dem Rückweg kaufte ich am Tresen des Restaurant eine Flasche Wein, die ich einwickeln ließ und mir unter den Arm klemmte.

Cornelia enthielt sich, bezüglich der Flasche, jeder Bemerkung, folgte mir auf die Strasse und hängte ihren linken Arm bei mir ein.

Wir schlenderten an den Schaufenstern vorbei, ohne ein Wort zu sprechen.

Die Kantstraße war um diese Zeit noch sehr belebt.

An der Ecke zur >Leibnitzstrasse< schwenkte ich nach links. Wenige Meter weiter war schon die >Pestalozzistraße< mit Cornelias Pension.

Sie lachte mich an und gestand scherzhaft, „ich habe aber nur zwei Zahnputzgläser, da wird der Wein nicht ganz so gut schmecken.“

Sofort zogen die zwei Seelen in meiner Brust ihre Messer und fochten einen harten Kampf aus, den erwartungsgemäß die schwarze Seele in mir gewann.

Ich schwöre, bei allem, was mir heilig ist, bis dahin bin ich noch nie >fremdgegangen<.

Doch wenn ich ehrlich bin, habe ich das mit Cornelia mir vom ersten Tag an gewünscht. Ich nahm mir dennoch keine weitere Zeit für lange Überlegungen, hinsichtlich Moral oder Unmoral. Nach dem ersten Schluck, dabei saßen wir auf der Bettkante, nahm ich sie in die Arme und ließ den Dingen seinen Lauf.

Wieder im Auto dachte ich nicht zuerst an meine Frau, sondern eher an unsere Tochter, bevor sich das schlechte Gewissen regte.

„Verdammt, warum hast du das gemacht?“ beschimpfte ich mich selbst.

„Ist es nicht auch Evis Schuld, dass es zwischen uns nicht mehr so prickelte und ich Cornelia erlegen war?“

Bis zu unserer Haustür fielen mir noch einige solche fadenscheinigen Ausreden ein, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen.

Fakt war, ich bin >fremdgegangen<, nicht Evi und auch nicht Cornelia. Da halfen alle Ausreden nichts.

Das Geständnis Kramers bedeutete noch nicht die endgültige Aufklärung der vier Jahre zurückliegenden Morde. In seinem Auto fanden die Kollegen der Spurensicherung noch Bilder von zwei der getöteten Frauen.

Auf der besagten Decke waren sowohl Spuren des Beschuldigten als auch der vier Frauen.

Stück für Stück konnten wir die Indizien aneinander reihen und die Aussagen Kramers untermauern.

Cornelia erarbeitete die Pläne, die für mich und Rolf bei den weiteren Vernehmungen eine gute Grundlage waren.

Mit keinem Wort erwähnte sie unseren Abend nach Kramers Festnahme. Auch darin verhielt sie sich klug und diskret.

Ohne es vorher anzukündigen, stand sie wenige Tage später im Büro und wollte sich sang und klanglos verabschieden.

Das ließ ich nicht zu. Ein Anruf bei König genügte, dass er sie zu sich bat und ihr für die Zusammenarbeit herzlich mit einem Blumenstrauß dankte.

Irene organisierte einige kalte Platten und ich den dazugehörigen Wein.

Bei der kleinen Abschiedsfeier fand sogar Peter die richtigen Worte, damit sie ihn in guter Erinnerung behielt. Obwohl mir der Abschied von ihr nicht leicht fiel, war ich trotzdem froh, wieder in ruhigerem Fahrwasser meinen familiären und beruflichen Pflichten nachgehen zu können.

Wir versprachen uns, zumindest in telefonischem Kontakt zu bleiben.

Die Wochen danach waren angefüllt mit viel Arbeit. Zu jedem Indiz musste Kramer im Detail vernommen werden. Er gestand sogar, wo er das Tatmesser versteckt hatte.

Die Frage, warum er fast vier Jahre vergehen ließ, bevor er wieder mordete, beantwortete er damit, dass er mittlerweile seine Frau so hasste, dass er als Ersatz eine andere Frau umbrachte. Für ihn war es ein Ritual, mit den Opfern im Auto an den Müggelsee zu fahren, Sex zu haben und sie anschließend mit seinem Messer zu töten.

Ich erspare mir, die Einzelheiten zu schildern.

Er fühlte sich großartig dabei. Konnte die Rache an seiner Ehefrau ausleben und war überzeugt, dass er so gut war, nie geschnappt zu werden.

Das typische Verhaltensmuster eines Serienkillers. Selbst die Verurteilung Grundigs verschaffte ihm die Genugtuung, so gut zu sein, dass ein anderer für ihn verurteilt wurde.

Das Verfahren gegen Grundig wurde wieder aufgenommen, wobei die Staatsanwaltschaft zwangsläufig die Aufhebung seines Urteils beantragen musste, worauf Grundig noch am gleichen Tag ein freier Mann war.

Wie frei kann jedoch ein Mann sein, dem alles genommen wurde. Der nach wie vor in seinen Erinnerungen gefangen war?

Kramer wurde fast ein Jahr nach seiner Festnahme zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe, mit anschließender Sicherheitsverwahrung, vom Landgericht Berlin verurteilt.

Für die MUK 2 gab es noch ein disziplinarisches Nachspiel, ohne dass es den Kollegen den Job kostete.

Der für die Schweinerei an Grundig verantwortliche Staatsanwalt erhielt die Möglichkeit, sich in seiner Funktion weiter zu bewähren.

Mein Referat war um viele Erfahrungen reicher. Selbst um die Erfahrung im Umgang mit einer Profilerin des BKA.

Viel Zeit bis zum nächsten Vorgang ließ König uns jedoch nicht.

Recht muss Recht bleiben

Zum Zeitpunkt des endgültigen Abschlusses im Fall des fünffachen Frauenmörders Kramer war

ich sechs Jahre Kriminalist und davon ein Jahr Dezernatsleiter im Landeskriminalamt Berlin. In dieser Zeit konnte ich viel lernen und erhielt umfangreichen Einblick in die Strukturen der Polizei und das Funktionieren des Justizapparates. Ich lernte fähige und weniger fähige Mitarbeiter, Dezernatsleiter, Abteilungsleiter und Staatsanwälte kennen.

Gemessen wurden sie alle an ihren Erfolgen. Meist war es unwichtig, wie sie ihre Aufgaben erfüllten.

Am Beispiel des Falles Kramer wurde mir deutlich, wohin es führt, wenn Kollegen und Staatsanwälte unbewusst oder bewusst oberflächlich ermitteln, nur um ein für sie persönlich nützliches Ergebnis vorlegen, beziehungsweise zur Anklage bringen zu können.

Es entspricht den Tatsachen, dass die Gesellschaft, die Medien, die Politiker und die Vorgesetzten auf schnelle Ermittlungsergebnisse drängen. Doch wem nützt eine solche Arbeitsweise? Sie dient ausschließlich dazu, sich auf die Brust zu schlagen oder auf die Schulter geklopft zu bekommen und Anerkennung zu erhalten.

Dem Rechtsstaat nützt das nichts. Im Gegenteil, es schadet ihm, wenn sich herausstellt, dass ein Urteil auf fragwürdige Weise zustande gekommen ist. Es gibt viel, zu viele solcher falschen Urteile, durch die Menschen in ihrer Persönlichkeit zerstört werden und Familien durch staatliche Gewalt und missbräuchlicher Machtausübung zerbrechen.

Diese Betrachtungen stelle ich deshalb an das Ende des Falles >Kramer<, weil ich danach verantwortlich für die Aufklärung von nicht wenigen Verbrechen war, die unter Missbrauch

von staatlicher Macht zum Nachteil des Rechtsstaates begangen wurden.

Der Tod des Staatsanwaltes

Ein erfolgreiches Jahr war fast vorüber.

Erfolgreich für mich als Kriminalist, als Dezernatsleiter und erfolgreich für meine kleine Arbeitsgruppe, das Sonder-Dezernat des LKA 4.

Mit einer kleinen Feier schlossen wir das Jahr in gemütlicher Runde in den Räumen unseres Büros auf der >Wilmersdorfer Straße< ab.

Irene zauberte aus einigen von ihr gekauften Zutaten schmackhafte Brote. Fünf Flaschen Rotwein genügten, dass wir ganz schön beschwipst, gegen zwanzig Uhr, uns auf den Heimweg machten.

Für die Tage bis zum Jahreswechsel war Urlaub für die Kollegen und für mich Bereitschaftsdienst geplant.

Ich freute mich auf diese Tage. Vor allem wollte ich wieder einmal ganz für meine Frau und unsere kleine Tochter da sein. Sie war inzwischen über ein Jahr alt und jauchzte vor Vergnügen, wenn ich mit ihr herumtobte.

Auch bei Evi hatte ich einiges gut zu machen, da sie sehr oft auf meine Unterstützung im Haushalt verzichten musste.

Wie jedes Jahr gab es am ersten Feiertag Gänsebraten mit Klößen und Rotkohl, den meine Schwiegermutter, wie immer, auf den Tisch zauberte.

Während meine zwei Frauen mit dem Abräumen beschäftigt waren und ich mich auf ein Gläschen Kognak freute, klingelte das Telefon.

Sofort fiel mir ein, dass ich mich für den Bereitschaftsdienst während der Feiertage habe eintragen lassen.

Am anderen Ende der Leitung war mein Abteilungsleiter, Kriminaloberrat König, der uns zunächst schöne Feiertage wünschte und dann mit den Worten,

„Herr Klein, ich brauche Sie ganz dringend. Können Sie in einer Stunde in meinem Büro sein?“

mir und meiner Familie die Feiertage verdarb.

Da ein Widerspruch von vornherein sinnlos war, erklärte ich,

„selbstverständlich, Herr König, ich habe ja Bereitschaft.“

Damit waren die Fronten geklärt. Allerdings konnte ich meiner Frau nicht versprechen, dass es schnell gehen wird.

Mit gemischten Gefühlen betrat ich Königs Arbeitszimmer.

Außer ihm war noch ein weiterer Mann anwesend, den mir mein Chef als Polizeidirektor Dr. Gebert, Leiter der Internen Revision des Polizeipräsidenten, vorstellte.

Interne Revision, das bedeutete, Probleme innerhalb der Polizei oder staatlichen Dienststellen.

„Oberkommissar Klein, es tut mir leid, dass ich Sie von ihrer Familie loseisen muss, aber wir brauchen Sie wirklich.

Ein Staatsanwalt wurde stranguliert aufgefunden.

Es gibt Anhaltspunkte, dass es sich um ein Tötungsverbrechen handeln könnte. In solchen

Fällen ist die Interne Revision des Polizeipräsidenten federführend.

Um zu einem objektiven Ergebnis zu gelangen bat Polizeidirektor Gebert mich, Sie als Leiter des Sonder-Dezernates hinzu ziehen zu können.

Der Fall Kramer hat gezeigt, dass wir uns auf die Mordkommission nicht immer hundertprozentig verlassen können.“

Ohne dass ich auf die Worte Königs etwas sagen konnte, sprach der Leiter der Innenrevision,

„Kollege Klein, ich möchte, dass Sie von Anfang an bei den Ermittlungen dabei sind und den Mitarbeitern der Mordkommission auf die Finger schauen und mich informieren, wenn sich Ungereimtheiten ergeben. Sie erhalten auch die Befugnis in meinem Auftrag Weisungen zu erteilen und eigene Ermittlungen anzustellen. Der Leiter der Mordkommission ist darüber informiert.“

Als ich das hörte, gingen mir gleich einige Fragen durch den Kopf.

Was wird mit meinem Dezernat in der Zeit? Werde ich als „Schnüffler der Inneren“ betrachtet?

Werden die Kollegen meine Rolle akzeptieren?

Zunächst fragte ich König,

„Was passiert mit meinem Dezernat, wenn ich nicht da bin?“

König runzelte mit der Stirn wie er es immer tat, wenn er nicht gleich eine Antwort wusste, bis er antwortete,

„Ihre drei Ermittler, einschließlich Rolf Schölzel, kann ich gut in der Abteilung, in anderen Dezernaten gebrauchen. Ihre Sekretärin, Frau Seidel, sollten Sie behalten, da ja einige Berichte zu schreiben sind.“

Das klang vernünftig und ich war einverstanden. Behielt mir aber vor, meine drei anderen Kollegen anzufordern, wenn ich sie benötigen sollte.

Von König ließ ich mir noch die Namen und Telefonnummern der maßgeblichen Kollegen der Mordkommission geben.

Sofort machte ich mich auf den Weg zur Wohnung des ermordeten Staatsanwaltes, die sich in einer Villa in der Nähe des >Grunewald< befand.

Hier war noch die gesamte Mannschaft versammelt. Vom Gerichtsmediziner über den Staatsanwalt bis zu den Kollegen der Spurensicherung. Nur der Tote war inzwischen in die Rechtsmedizin gebracht worden.

Ich stellte mich kurz vor und ließ mir vom Leiter der Ermittlungsgruppe der MUK (Mord-Untersuchungskommission), Hauptkommissar Werner, das Wesentliche berichten.

Der Tote wurde mit einer Wäscheleine am Lampenhaken im Wohnzimmer von seiner Freundin gefunden.

Die erste Untersuchung des Gerichtsmediziners ergab, dass am Hals des toten Staatsanwaltes nicht nur Spuren der Wäscheleine sondern auch Strangulationsspuren von einem wesentlich dünneren Draht oder Ähnlichem, vorhanden waren.

Daraus resultierte auch die Vermutung, dass es sich nicht um eine Selbsttötung handelte.

Dem stimmte ich ohne Bedenken zu.

Doch wer hatte ein Interesse an der Tötung des Staatsanwaltes?

Damit begann die akribische kriminalistische Kleinarbeit.

Die Spezialisten dafür waren und sind die Kollegen der MUK des LKA 1 (Delikte am Menschen).

Auf Anordnung des Polizeipräsidenten wurde eine „SOKO (Sonderkommission) Staatsanwalt“ gebildet, die unter Leitung des Kriminalhauptkommissar Werner stand.

Bis dahin waren mir weder er, noch seine drei Ermittler oder die Kollegen der Spurensicherung bekannt, die zur SOKO gehörten.

Als federführender Staatsanwalt stellte sich Dr. Krämer vor. Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, den ich auch nicht kannte. Er kam vom Büro des Generalstaatsanwaltes.

Eigentlich war ich ganz froh in meiner Position. Ich brauchte zunächst nur zuhören und hatte keine Entscheidungen zu treffen.

Noch am ersten Tag wurden an einem Flipchart die Fakten zusammengetragen und so gut es ging, bewertet. Daraus ergab sich noch gar nichts. Weder zu einem Motiv noch zu einem eventuellen Täterkreis. Die ersten Hinweise erhofften wir von der Auswertung durch die Spurensicherung zu bekommen.

Somit war ich eher wieder Zuhause, als gedacht. Dafür war der Rest des Jahres mit Arbeit angefüllt. Mit Spannung erwartete die SOKO die Mappen mit den ersten Auswertungsberichten der Gerichtsmedizin und der Spurensicherung.

Wie erwartet, bestätigten die Gerichtsmediziner den ersten Verdacht, dass das Opfer mit einem dünnen Draht erdrosselt und später, zur Verschleierung des Tatherganges, mit einer Wäscheleine aufgehängt worden war.

Der Täter konnte nur ein kräftiger Mann gewesen sein, da eine solche Begehungsweise nur mit Routine und viel Kraft begangen werden konnte.

Also scheint der Täter ein Profi gewesen zu sein, war unsere erste Schlussfolgerung.

Die Leiche sowie die Wohnung wies keinerlei Kampfspuren auf.

Auch die Wohnungstür wurde nicht gewaltsam geöffnet.

Das ließ den Schluss zu, dass der Täter oder zumindest ein Mittäter, dem Opfer bekannt war. Dass es sich um einen Tötungsvorsatz gehandelt haben muss war davon abzuleiten, dass das Tötungswerkzeug zu diesem Zweck mitgebracht und wieder mitgenommen wurde. Demzufolge stand der getötete Staatsanwalt mit einer oder mehreren Personen in Verbindung, die an seiner Ermordung ein spezielles Interesse hatten.

Das warf die Fragen auf,

„Sind der oder die Täter in Kreisen von ehemaligen Angeklagten oder im Zusammenhang mit einem laufenden Verfahren stehenden Personen zu suchen oder stand er anderweitig mit kriminellen Kreisen in Verbindung?“

Letzteres schien nicht abwegig zu sein, da in seinem Safe, der in einer Wand hinter einem Bild eingelassen war, mehr als einhundertzwanzigtausend DM Bargeld gefunden wurden. Es waren auch weitere Wertgegenstände, wie kostbare Bilder und Chinavasen sowie eine wertvolle Uhrensammlung vorhanden. Demzufolge konnte Raub ausgeschlossen werden.

Es stand die Frage im Raum, wie kam der getötete, vierunddreißigjährige Staatsanwalt, in

den Besitz von so viel Bargeld und den anderen Vermögenswerten?

Sein Gehalt als durchschnittlicher Staatsanwalt ließ das jedenfalls nicht zu, war die übereinstimmende Meinung aller Anwesenden.

Hauptkommissar Werner legte vernünftiger Weise fest, das persönliche Umfeld des Getöteten umfassend aufzuklären. Dazu gehörte vordergründig, seine Freundin als erste Zeugin zu vernehmen und danach die Bewohner des Hauses, in welchem sich die Wohnung des Opfers befand.

Auffällig war weiterhin dass die Spurensicherung eine Vielzahl von BMW Prospekte fand, die allesamt einen Stempel des BMW-Autohauses Gabler aus >Berlin-Moabit< aufwiesen. Der Getötete fuhr selbst ein altes BMW-Sportcoupe, das schon Liebhaberwert besaß.

Das bestärkte meinen Verdacht, dass der getötete Staatsanwalt in irgendwelche krummen Geschäfte mit Autos verwickelt war.

Doch wie kommt ein Staatsanwalt zu derartigen Geschäften?

Wie konnte er einem Autohaus oder einer Autoschieberbande nützlich sein und dabei zu so einem Vermögen kommen?

Diese Fragen ließen mich nicht mehr los. Meinen Verdacht behielt ich aber zunächst für mich, um vor Hauptkommissar Werner nicht als „Schlauberger“ in Erscheinung zu treten.

Gerlinde Gräfe, unsere erste Zeugin und Freundin des Ermordeten, sagte aus, dass Autos das einzige Hobby ihres Freundes waren.

Er hatte einen sehr engen Kontakt zu Heinz Gabler, dem Inhaber des Autohauses, bei dem er

sich oft aufhielt und wo er sich für so manches Wochenende die neuesten BMW-Modelle auslieh. Auf sein Vermögen angesprochen sagte sie weiterhin aus, dass er von seinen Eltern viel geerbt habe, weshalb er sich das alles leisten konnte. Von dem Bargeld im Safe habe sie keine Ahnung. Auch von seinem sonstigen Bekannten- und Freundeskreis besitze sie keine Kenntnis.

Diese Aussagen ließen auch Werner, den Leiter der SOKO, darauf kommen, dass der Mord im Zusammenhang mit dem Autohaus stehen könnte. Eine Überprüfung der Konten des Staatsanwaltes ergab keine weiteren Erkenntnisse.

Außer dem regelmäßigen Eingang seines Gehalts und geringen Auszahlungen waren keine weiteren Kontenbewegungen ersichtlich. Also musste er von seinem Geld aus dem Safe gelebt haben.

Meiner Auffassung nach sollten das Autohaus und insbesondere der Eigentümer, rund um die Uhr observiert werden. Ich hätte auch mit Genehmigung eines Richters das Telefon des Chefs überwachen lassen, um sicher informiert zu sein, mit wem Gabler in Verbindung stand.

Doch das alles geschah vorerst nicht.

Am dritten Ermittlungstag suchte ich Polizeidirektor Gebert auf und erstattete ihm Bericht.

Auf die Frage, was Werner bisher eingeleitet habe konnte ich nur antworten,

„außer der Kontenüberprüfung und einer Zeugenvernehmung sowie den Ergebnissen der Spurensicherung, liegt bis jetzt nicht viel vor.“

Dann schlug ich vor, eine lückenlose Beobachtung sowie die Telefonüberwachung anzuordnen. Damit war der Direktor einverstanden und

beauftragte mich, über den verantwortlichen Staatsanwalt alles Notwendige zu veranlassen.

Vorher wollte ich noch mit Werner darüber reden, damit er sich nicht übergangen fühlt.

Als ich vor der abendlichen Zusammenkunft der SOKO mit ihm darüber sprach, lehnte er aus mir bis dahin unerfindlichen Gründen sofort ab und war der Meinung, dass zunächst Gabler sowie seine Angestellten zum getöteten Staatsanwalt als Zeugen befragt werden sollten, um Erkenntnisse über das Verhältnis zwischen Gabler und dem Autohaus zu bekommen.

Diese Starrsinnigkeit machte mich wütend.

Ich behielt aber die Nerven und erteilte ihm eindeutige Weisungen, was er zu tun habe.

Das Argument, er habe nicht genügend Leute, ließ ich nicht gelten und schlug vor, zur Unterstützung die drei Ermittler meines Dezernates einzusetzen.

Ihm war anzumerken, was er davon hielt. Das war mir in diesem Moment aber egal. Obwohl ich über die großen Chefs im Präsidium oder im LKA nicht immer die beste Meinung hatte war mir klar, dass die Entscheidung, mich der SOKO zuzuordnen richtig war.

Werner bewegte sich meiner Meinung nach in eingefahrenen Gleisen. Seine Uneinsichtigkeit zeigte mir, dass er schon zu lange in diesem Job arbeitete und > Betriebsblind< war.

In unserem Büro angekommen, war ich immer noch wütend. Irene sah mir das sofort an und fragte. Ich erzählte ihr von meiner Berichterstattung beim Direktor und meiner Auseinandersetzung mit Werner. Wortlos stellte sie für mich eine Verbindung zu König her.

Wie ich es gewohnt war, begriff er sofort die Situation und versprach, meine drei Ermittler für die Arbeit in der SOKO freizustellen.

Während ich auf eine Nachricht von ihnen wartete unterhielt ich mich mit Irene über alles Mögliche. Ich merkte, dass es nach wie vor zwischen uns beiden gefährlich knisterte.

Eine engere Beziehung zwischen ihr und mir kam für mich in dem Moment keinesfalls in Frage. Die Arbeit war mir wichtiger. Sie fragte mich, ob sie nicht auch für die Observation eingesetzt werden könnte, was mir gar nicht so abwegig erschien. Da im Büro sowieso nicht viel los war, stimmte ich zu. Zumal wir dadurch die Überwachung des Autohauses eigenverantwortlich durchführen könnten. Der VW T4 mit aller Technik, stand uns ja auch noch zur Verfügung.

Telefonisch informierte ich Werner über meine Vorstellungen, denen er vorbehaltlos zustimmte. Damit war alles klar. Wir hatten als schlagkräftige Truppe wieder einen gemeinsamen Einsatz.

Wie von mir erwartet, freuten sich die Drei darüber, der Schreibtischarbeit entkommen zu sein. Ich wies sie in ihre Aufgabe ein und spürte, dass sie sich trotz Überstunden und Nachteinsatz richtig hinein knien werden.

Peter und Bernd übernahmen die Überprüfung des T4, um ihn für den Einsatz auf Vordermann zu bringen, schließlich stand er einige Wochen ungenutzt auf dem Parkdeck.

Mit Irene und Rolf besprach ich noch einige Details und fragte sie was sie davon halten, wenn wir im Büro des Autohausbesitzers Gabler eine unserer Wanzen platzieren, um uns nicht nur auf seine Telefonate verlassen zu müssen. Allerdings

war das nicht legal, denn dafür hatte ich keine richterliche Erlaubnis beantragt.

Irene machte den Vorschlag, unter dem Vorwand eines Autokaufs mit Gabler sprechen zu wollen und dabei zu versuchen, die Wanze anzubringen.

Das klang relativ einfach und ich stimmte zu.

Während der nächsten Besprechung der SOKO verlor ich kein Wort darüber. Ich informierte nur, dass wir mit der Observation des Autohauses begonnen haben. Staatsanwalt Krämer nickte zustimmend. Die engsten Mitarbeiter Werners schauten etwas betreten zu Boden, ohne sich zu äußern.

Scheinbar hatte er sie über unseren letzten Disput informiert.

Allerdings konnte Werner, außer zu einigen Details aus der Wohnungsdurchsuchung, nichts Wesentliches während der Beratung berichten.

Ich hatte den Eindruck, dass sie warteten, bis ich wieder verschwunden war. Ich setzte hundertprozentig darauf, dass nur die lückenlose Überwachung Entscheidendes bringt.

Irene kam am nächsten Morgen etwas vornehmer gekleidet ins Büro und fuhr noch am Vormittag mit ihrem kleinen >Fiesta< und der Wanze in der Manteltasche, zum Autohaus.

Zielgerichtet steuerte sie auf ein komfortables Cabriolet zu und lenkte die Blicke der Verkäufer auf sich.

Viel los war zu diesem Zeitpunkt im Autosalon nicht.

Irene saß inzwischen in dem Cabriolet und tat sich ziemlich wichtig, bis endlich einer der drei Verkäufer sich entschloss, die >Kundin< zu bedienen.

Wie eine perfekte Schauspielerin ließ sie den Angestellten geringschätzig abblitzen und verlangte nach dem Chef.

Missmutig bewegte er sich in Richtung des Büros und machte Gabler auf die >arrogante< Kundin“ aufmerksam.

So etwas kam nicht selten bei Interessenten für teure Autos vor. Deshalb übernahm Gabler auch sofort das >Verkaufsgespräch< mit Irene. Sie wirkte wieder sehr überzeugend und lenkte das Gespräch auf den Preis und eventuelle Rabatte.

Wie wir erwarteten, bat er sie dazu in sein Büro und servierte ihr zunächst eine Tasse Kaffee.

Während Irene scheinbar interessiert in Prospekten blätterte und ihren Kaffee trank, redete Gabler auf sie ein, stand hinter seinem Schreibtisch auf, lief hin und her, bis er sich wieder setzte.

Somit war für Irene ausreichend Zeit, die kleine Wanze unter die Schreibtischplatte zu kleben.

Nach etwa einer halben Stunde versicherte Irene dem Autohausbesitzer, dass sie am Wochenende mit ihrem Ehemann kommen wird und den Vertrag unterschreibt. Mit vielen freundlichen Worten verabschiedeten sie sich voneinander und Irene war erlöst. Als sie aus dem Salon kam atmete auch ich erleichtert in meinem Auto auf, mit dem ich in einer Seitenstraße auf der gegenüberliegenden Seite stand.

Über das Handy bestätigte Peter, dass die Wanze funktioniert. Auch das Telefon war inzwischen auf unser Abhörgerät gelegt. Von da an entging uns nichts mehr, was in Gablers Büro gesprochen wurde. Auch die Hofeinfahrt war vom T4 aus gut einzusehen. Dann ging es auch schon los.

Gablers Telefon begann zu klingeln und wir waren dabei. Wenn es auch neben einigen privaten Gesprächen um allgemeine betriebliche Dinge ging, so war gegen 16 Uhr ein Anruf dabei, der mich aufhorchen ließ.

Gabler unterhielt sich mit einem Mann, der gebrochen mit slawischem Akzent sprach.

Es ging um einen Transport, der noch am gleichen Abend stattfinden würde, wobei Gabler eine große Tasche bereithalten sollte.

Nicht die Tatsache, dass der Mann aus Polen oder einem anderen slawisch sprechenden Land stammte sonder die Art und Weise, wie sie miteinander sprachen, machte mich stutzig.

Dass es um Autos ging, war eindeutig, aber um was es sich dabei für Autos handelt, konnte man aus dem Gespräch nicht entnehmen.

Warum sollte Gabler eine große Tasche bereithalten? Das konnte ich nur vermuten, aber konkret war davon nichts zu hören. Ich war mir sicher, es würde sich nur um Geld handeln.

Wir waren weiter gespannt.

Bis zum „Schichtwechsel“ passierte nichts. Ab 20 Uhr übernahmen Irene und Rolf Schölzel den Beobachtungsstand. Es vergingen zwei weitere Stunden, dann fuhr ein PKW-Transporter mit >Ukrainischem Kennzeichen< auf den Hof.

Leider konnten wir durch das geschlossene Hoftor nicht sehen, was dahinter vorging.

Nach weiteren zwei Stunden verließ der LKW wieder den Hof, voll beladen mit PKW unterschiedlicher Marken. Jetzt war wichtig zu erfahren, wohin er fuhr. Deshalb setzte ich mich in mein Auto und fuhr mit entsprechendem Abstand hinterher.

Als mir klar war, dass es in Richtung Frankfurt Oder ging, überholte ich und fuhr voraus zur Grenzübergangsstelle. Die Kollegen der Zollverwaltung kannte ich ja bereits und bat sie, die Papiere der zur Ausfuhr bestimmten PKW sowie die Identifikationsnummern miteinander gründlich zu vergleichen. Egal, wie lange es dauerte.

Gegen zwei Uhr war die Arbeit getan und es wurde nichts Gesetzwidriges festgestellt.

Ich hatte mir zwar ein anderes Ergebnis erhofft, aber was nicht ist, konnte ja noch werden.

Über mein Autotelefon erfuhr ich von Irene, dass sich bei ihnen einiges Interessantes getan hatte. Ich gab Gas, um schnell Genaueres zu erfahren. Tatsächlich schienen wir auf der richtigen Spur zu sein.

Peter und Irene beobachteten in der Nacht, wie in unregelmäßigen Abständen sich das Hoftor öffnete und heranfahrende PKW dahinter verschwanden.

Meine zwei Ermittler notierten fleißig die Kennzeichen, Farbe und Marke der Autos. Insgesamt waren es elf PKW, der Marken Porsche, Mercedes und Audi.

Das roch nach organisiertem Autodiebstahl. Sofort gab ich unsere Feststellungen an den Leiter der SOKO weiter, der die Halterfeststellung veranlasste.

Wie vermutet, wurden die PKW in der Nacht allesamt in Berlin gestohlen.

Jetzt war schnelles Handeln erforderlich.

Ich fragte mich, wie konnte die Ermordung des Staatsanwaltes damit in Zusammenhang gebracht werden?

Mit Hauptkommissar Werner war ich das erste Mal einer Meinung.

Aufklärung konnten wir nur durch den Autohausbesitzer Gabler erreichen. Gründe zu seiner Festnahme gab es mittlerweile genug. Das sah auch Staatsanwalt Dr. Krämer so.

Wir wussten zwar nicht, wie viele Personen sich auf dem Grundstück noch aufhielten, aber wir hatten genau registriert, dass weder Gabler noch die elf Autodiebe, es verließen. Auch das Geld, wenn es im Zusammenhang mit der Tasche darum ging, musste sich noch dort befinden sowie die gestohlenen PKW.

Punkt acht Uhr fuhr ein Sondereinsatzkommando (SEK) vor und stürmte so, wie wir es aus dem Fernsehen kennen, auf den Hof und in den Autosalon, wo alle anwesenden Personen sofort voneinander getrennt und festgesetzt wurden.

Aus allen Ecken hörte ich das Klicken der Handschellen. Auch Irene und Rolf sahen sich das >Schauspiel< mit hochrotem Kopf an.

Mich bewegte nur ein Gedanke,

„Ist unter den festgenommenen Personen auch der Mörder des Staatsanwaltes?“

Ohne dass ich sie dazu auffordern musste, ging Irene recht unauffällig in Gablers Büro und nahm die von ihr versteckte Wanze wieder an sich. Damit blieb auch unsere konspirative Maßnahme unentdeckt.

Somit war innerhalb von einer Stunde das Wesentlichste erledigt.

Mit Hauptkommissar Werner war ich mir sofort einig, die Vernehmung Gablers gemeinsam durchzuführen.

Es gab nur ein Problem, wir beide waren hundemüde. Jetzt erst einmal ins LKA fahren, den

ganzen Papierkram, der zu einer solch umfangreichen Festnahme gehört, erledigen und Absprachen mit dem Staatsanwalt führen, der den Haftbefehl zu beantragen hatte.

Als das erledigt war, lag ich zwei Stunden später völlig übermüdet in meinem Bett.

Am nächsten Morgen fand ich mich ausgeschlafen, gegen acht Uhr, im Büro König ein und berichtete ihm ausführlich über alles, was sich am Vortag ereignet hatte. Mit der Frage,

„Aber zur Ermordung des Staatsanwaltes wissen wir noch nichts Neues?“

traf er gleich die offene Wunde, die es noch zu schließen galt. Das gab ich auch unumwunden zu.

„Es gibt tatsächlich keine anderen Hinweise, als die Verbindung zum Autohaus. Deshalb bin ich überzeugt, dass der Mord im Zusammenhang mit Gabler stand.“

Die Vernehmung Gablers muss den Durchbruch bringen“,

antwortete ich dem Abteilungsleiter.

„Na dann an die Arbeit Kollege Klein.“

Gab König mir mit auf den Weg. So richtig zufrieden war er aber nicht, ich allerdings auch nicht.

Übers Telefon verständigte ich mich mit dem Leiter der SOKO.

Hauptkommissar Werner teilte mir mit, dass die Vernehmungsräume vorbereitet waren und wir neun Uhr beginnen.

Drei Vernehmungsräume standen bereit und zehn Personen galt es zu vernehmen.

Außer Gabler, waren die Autodiebe, die die gestohlenen Autos auf den Hof des Autohauses

gebracht hatten, zu vernehmen. Es handelte sich ausschließlich um polnische Staatsbürger.

Werner drückte mir eine schmale Akte in die Hand, in der sich Informationen zum Autohausbesitzer befanden. Mir fiel sofort auf, dass er mit einer Polin verheiratet war. Die Bankauskunft wies keine Besonderheiten auf.

Sein Kontokorrentkredit bewegte sich im normalen Rahmen.

Demzufolge musste er seine „Nebeneinkünfte“ anderweitig deponiert haben. Er besaß am Wannsee ein komfortables Wohngrundstück, was auch nichts Besonderes für einen solchen Geschäftsmann war.

Bei den acht Mitarbeitern in der Werkstatt und im Salon handelte es sich ausschließlich um deutsche Staatsangehörige, von denen wir keinen verhaftet hatten. Ich zog daraus den Schluss, dass dieses „Diebstahlgeschäft“ neben dem Autosalon betrieben wurde und Gabler seine offiziellen Mitarbeiter dabei völlig heraus hielt.

Jetzt mussten die Vernehmungen uns weitere Aufschlüsse bringen.

Hauptkommissar Werner hatte alles dazu vorbereitet.

Gabler wurde in Handschellen vorgeführt.

Werner überließ es mir, mit der Vernehmung zu beginnen.

Ich konfrontierte ihn zunächst mit dem Tatvorwurf der Anstiftung und Mitwirkung zum „Verbrecherischen Diebstahl“ von PKW.

Gabler gab sich erst ziemlich überheblich, konnte aber den Tatvorwurf nicht entkräften.

Er gab zu, sein Geschäftsgrundstück dafür zur Verfügung gestellt zu haben, aber die gesamte Organisation und Abwicklung, einschließlich der

Überführung, hätte nicht in seinen Händen gelegen.

Dann machte er einen Fehler.

Auf die Frage,

„Ist Ihnen der Staatsanwalt Peter Natworni bekannt?“

antwortete er lächelnd mit

„nein, den Mann kenne ich nicht.“

Nach einigem Hin und Her, gab er letztendlich zu, dass er den ermordeten Staatsanwalt als Kunden kannte.

Dabei blieb er.

Einen Haftbefehl hatte er sicher.

Aber bei dem Tötungsverbrechen waren wir keinen Schritt weiter.

Deshalb schlug ich vor, die anderen, bisher nicht festgenommenen Mitarbeiter, als Zeugen zu vernehmen. Ihnen sollte doch die enge Verbindung des getöteten Staatsanwaltes zu ihrem Chef nicht entgangen sein.

Die Vernehmung der beschuldigten Autodiebe ergab, dass sie in Polen von einem ihnen nur flüchtig bekannten Mann für diesen Job angeworben wurden und seit einem Jahr, einmal im Monat, nach Berlin kamen und auftragsgemäß jeder ein vorher ausgekundschaftetes Auto stahlen und auf den Hof Gablers brachten.

Am Tag darauf hätten sie stets wieder Deutschland nach Polen verlassen.

Ihr Geld, in Höhe von eintausend DM pro Fahrzeug, habe Gabler ihnen vorher ausbezahlt.

Auf diese Weise wurden bis dahin mehr als einhundert PKW in Berlin gestohlen und über die deutsche Staatsgrenze ins Ausland verbracht.

Damit war die sich sofort stellende Frage,

„woher stammten die zur Ausfuhr benötigten Papiere?“

unbeantwortet.

Das konnte und musste uns Gabler beantworten.

Dazu wurde er am späten Nachmittag noch einmal vernommen, wobei er die Aussagen der Autodiebe vorgehalten bekam.

Daran kam er nicht ohne weiteres vorbei und behauptete, von einem Polen erpresst worden zu sein. Er habe lediglich sein Grundstück zur Verfügung gestellt.

Auf die Frage,

„womit er erpresst wurde?“, antwortete er,

„Meine Frau habe in Polen hohe Schulden gemacht und wenn er nicht mitspielt, würde seine Frau entführt und ermordet.“

Das klang ziemlich abenteuerlich, war aber nicht ganz abwegig und machte die Vernehmung der Ehefrau Gablers unbedingt notwendig.

Mit einem Einsatzfahrzeug wurde sie abgeholt und zur Vernehmung vorgeführt.

Sie bestätigte die Aussage Gablers und gab zu, dass sie bis vor einem Jahr fünfhunderttausend DM Schulden in Polen hatte, die durch die Autodiebstähle inzwischen beglichen wären.

Ein sehr grobschlächtiger Mann aus Polen habe sie damals bedroht und ihren Mann letztendlich erpresst, die Diebstähle zu unterstützen, was er dann auch tat.

Auf die Frage,

„Auf welche Art und Weise die zur Überführung erforderlichen Papiere für die gestohlenen Autos beschafft wurden?“,

konnte oder wollte sie nichts aussagen.

Uns blieb nichts weiter übrig, als Gabler dazu intensiv zu vernehmen. Er musste daran beteiligt gewesen sein.

Ich las mir noch einmal seine bisherigen Aussagen durch und hatte die Bestätigung vom Zoll, dass die ausgeführten Fahrzeuge original, von der Kfz-Zulassungsstelle Berlin, ausgestellte Kfz-Briefe hatten.

Ich beauftragte einige Mitarbeiter bei den geschädigten Haltern der Fahrzeuge eine Überprüfung der Kfz-Papiere vorzunehmen.

Das Ergebnis lag drei Stunden später vor.

Alle waren noch im Besitz ihrer Originalpapiere.

Demzufolge musste Gabler die gefälschten Papiere beschafft haben.

Das sollte er mir erklären.

Dazu fragte ich ihn wenig später.

„Herr Gabler, die mit Ihrer Hilfe ins Ausland verbrachten PKW waren mit Originaldokumenten der Berliner Zulassungsstelle bei der Ausfuhr ausgestattet, doch die Halter der Fahrzeuge waren nach dem Diebstahl noch im Besitz ihrer Originale, die sie bei der Anmeldung erhielten. Was haben Sie zu diesem Widerspruch zu sagen?“

Gabler wurde bis hinter beide Ohren rot im Gesicht. Ihm stand der Schweiß auf der Stirn und er brauchte eine Weile, bis er langsam antwortete,

„ich habe damit nichts zu tun.“

Mit seiner bis dahin gespielten Selbstsicherheit war es aber vorbei. Ich wiederholte die Frage mehrmals, bis er nach etwa zehn Minuten die Waffen streckte und gestand, dass er die Papiere „besorgt“ habe.

„Wie kann man denn sich so einfach Kfz-Papiere besorgen, Herr Gabler?“

Fragte ich weiter.

Jetzt wurde er nervös, kratzte sich an der Stirn und begann zu >beichten<.

„Ich kenne da einen Mann im Amt, der die Möglichkeit hat, Fahrzeugpapiere nach meinen Angaben herzustellen. Ihn rief ich an, traf mich mit ihm und übergab die Fahrzeugdaten.

Drei Tage später trafen wir uns wieder am Hauptbahnhof und er übergab mir die Fahrzeugbriefe.

Für jeden erhielt er eintausend DM von. Allerdings weiß ich nicht, wie er heißt und wo er wohnt.“

Nach dieser Aussage rutschte er auf seinem Stuhl förmlich zusammen.

Das nutzte ich aus und setzte nach.

„Und was hatte der Staatsanwalt damit zu tun?“

Eine Tasse Kaffee brachte seine grauen Zellen wieder in Bewegung. Mit beiden Händen stützte er den müden Kopf und flüsterte fast,

„er sorgte dafür, dass die Anzeigen ziemlich schnell unter den Tisch fielen und die Verfahren eingestellt wurden.“

Jetzt blieb nur noch, den Mord zu klären und was er dem Staatsanwalt für diese „Gefälligkeit“ zahlte. Fast flehend schaute er zu mir hoch, als ich neben dem Stuhl stand, auf dem das >Häufchen Unglück< saß,

„Ich habe ihn nicht umgebracht, das war der Pole, der mich schon wegen meiner Frau erpresste. Ich wollte das nicht, er sollte dem Staatsanwalt nur Angst einjagen, der hatte ja schließlich schon mindestens zweihunderttausend D-Mark kassiert“, brach es aus dem Autohändler heraus.

Ich fragte weiter,

„Weshalb sollte der Pole dem Staatsanwalt Angst einjagen?“

„Der Staatsanwalt wollte jetzt dreitausend Mark anstatt wie bisher zweitausend pro Auto haben, ansonsten hätte er nicht mehr mitgemacht.

Das habe ich dem Polen am Telefon erzählt, worauf er auch gleich nach Berlin kam.

Als wir in der Wohnung waren und der Staatsanwalt dabei blieb, stellte der mindestens 1,90 Meter große Mann sich hinter ihn, zog einen Draht mit Holzgriffen aus seiner Jackentasche und erwürgte ihn.

Danach nahm er ein Stück Wäscheleine aus seiner Umhängetasche und wir hängten ihn gemeinsam an den Lampenhaken. Das passierte alles so schnell, dass ich gar nicht zum Nachdenken kam.

Erst als wir wieder im Auto saßen wurde mir bewusst, woran ich beteiligt war.

Bis heute habe ich mit niemanden darüber gesprochen.“

Das war der Durchbruch.

Irene brauchte nicht lange, um das Protokoll fertig zu schreiben. Ohne ein Wort zu korrigieren, unterschrieb Gabler seine Aussage und wurde anschließend von einem Wachposten in den Verwahrraum gebracht.

Der Leiter der SOKO saß die ganze Zeit, ohne eine Zwischenfrage zu stellen, auf seinem Stuhl und reichte mir nach der Vernehmung wortlos die Hand. Ich sah ihm an wie froh auch er war, dass wir jetzt Klarheit besaßen. Sicher, wartete noch viel Kleinarbeit auf uns, um im Detail die Verbrechen >gerichtsfest< zu dokumentieren, damit der Fall durch den Staatsanwalt zur Anklage gebracht werden konnte.

Meine Aufgabe war, nach ausführlicher Berichterstattung gegenüber meinem Abteilungsleiter und Polizeidirektor Gebert, vorläufig und weitestgehend erfüllt und der Jahreswechsel stand bevor.

Nur gut, dass es mir in den letzten Jahren immer besser gelang, meine Probleme von der Arbeit nicht nach Hause zu tragen und nach Feierabend abzuschalten. Das machte mich viel freier und ich konnte mich unbeschwerter meiner Frau und Tochter widmen.

So war es auch am Ende des Jahres 1995.

Evi hatte für den Jahreswechsel Karten zur Sylvesterfeier in einem Restaurant mit Tanz und kaltem Buffet besorgt, worauf sie sich schon sehr freute.

Nur gut, dass es noch die Schwiegermutter gab, die bei uns Zuhause die kleine Jannet betreute.

Ich erwähne das nur deshalb, weil dieser Abend nicht ohne Folgen blieb.

Eigentlich war im Restaurant alles gut abgelaufen und wir tanzten, wie schon lange nicht mehr.

Nach dem Feuerwerk zum Jahreswechsel sollte es eigentlich so weitergehen.

Aber es kam anders.

Mitten auf der Tanzfläche wurde es Evi plötzlich schlecht und ich musste sie mit meinen Armen auffangen, damit sie nicht stürzt.

Wieder an unserem Tisch, ging es ihr nach einem Glas Wasser besser.

Den Jahresanfang hatten wir uns natürlich anders vorgestellt. Gegen zwei Uhr waren wir Zuhause und legten uns gleich schlafen.

Auch am Morgen fühlte sich Evi nicht sehr wohl. Ich vermutete, dass es eine Magenverstimmung sei.

Das kalte Buffet war recht abwechslungsreich und Wein hatten wir auch mehr als sonst getrunken.

Die Schwiegermutter kochte gleich einen Tee und Zwieback war auch noch im Küchenschrank.

Da Evi am nächsten Tag das Bett noch nicht verlassen wollte, machte ich mir doch einige Gedanken mehr.

Bis dahin war weder sie noch ich ernsthaft krank gewesen.

Nach drei Tagen legte sich ihr Unwohlsein in der Magengegend.

Wir glaubten, es sei endgültig vorüber, bis sie erneut starke Kopfschmerzen bekam.

Dagegen hatten wir zwar reichlich Tabletten im Haus, doch geholfen haben die auch nicht. Im Gegenteil, die Magenschmerzen setzten wieder ein. So blieb uns nichts weiter übrig, als zum Hausarzt zu fahren.

Von ihm erhielt sie eine Überweisung zum Facharzt für Innere Medizin. Dort wurde sie zwar gründlich untersucht, doch eine sichere Diagnose wagte auch der Facharzt nicht und überwies sie zur >Kernspin-Tomographie<. Erst nach langem Bitten erhielt sie einen Termin für zwei Tage später. Ansonsten hätte sie zwei Wochen warten müssen.

Die Diagnose war niederschmetternd.

Es wurden im Kopf ein Tumor sowie Metastasen im Unterleib festgestellt.

Somit begann das neue Jahr für Evi und unsere kleine Familie mit einer Leidenszeit, die ein halbes Jahr dauern sollte.

Weder eine Chemotherapie noch Bestrahlung konnten ihr helfen. In den letzten Wochen vor ihrem Tod half nur noch Morphinum die Schmerzen zu lindern.

Ich nahm Jahresurlaub und verbrachte fast jeden Tag an ihrem Bett im Krankenhaus. Dabei wechselte ich mich mit meiner Schwiegermutter ab bis sie es nicht mehr schaffte, ihre Tochter so leiden zu sehen. Jannet fragte jeden Tag nach ihrer Mama und konnte nicht verstehen, dass sie nicht mehr bei ihr Zuhause war.

Mein Chef brachte für meine Situation viel Verständnis auf und verschonte mich, wo es nur ging. Auch meine Kollegen und vor allem Irene, waren stets für mich da.

Sie kaufte für uns ein, betreute manchmal Jannet und brachte meine Wohnung immer wieder auf Vordermann, da auch meine Schwiegermutter zusehend hinfälliger wurde. Sie verkraftete es am allerwenigsten, dass ihre Tochter mit achtundzwanzig Jahren starb.

Erst in der zweiten Hälfte des Jahres fand ich einigermaßen wieder zu mir und war auf Arbeit der Alte.

Auf meinem Schreibtisch stapelten sich inzwischen unbearbeitete Akten und Berichte aus dem Verfahren des ermordeten Staatsanwalt Peter Natworni, das noch immer nicht abgeschlossen war.

Einem zusammenfassenden Bericht der Mordkommission entnahm ich, dass der Besitzer des BMW-Autohauses nicht nur den ermordeten Staatsanwalt und einen Angestellten der Kfz-Meldestelle als Helfer hatte, sondern auch ein Kriminal- Oberkommissar der Polizeidirektion 3 war in den Fall verwickelt.

Dieser bearbeitete die Anzeigen der Halter der gestohlenen Autos und leitete sie an den getöteten Staatsanwalt nach einer Wartefrist von

drei Monaten weiter, der die Verfahren letztendlich einstellte.

Unbegreiflich war mir aber, dass letztere Beamte bis zu diesem Zeitpunkt weder verhaftet noch vernommen waren. Deshalb rief ich Hauptkommissar Werner, den Leiter der „SOKO-Staatsanwalt“ an und fragte ihn, warum das bisher unterlassen wurde.

Seine Erklärung war ganz simpel, für mich aber völlig unakzeptabel,

„wir haben zu wenige Leute und warten auf die Ermittlungsergebnisse der Polen, die den vermeintlichen Mörder identifiziert und festgenommen haben.“

Das war meiner Meinung nach nicht zu akzeptieren.

Ein Anruf bei König bestätigte mir, dass da etwas schief lief. Er wollte sich sofort mit Polizeidirektor Gebert in Verbindung setzen. Der fiel aus allen Wolken und ordnete sofort an, dass unser Dezernat diesen Teil des Verfahrens übernimmt.

Hauptkommissar Werner hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, meine Leute in seine Aufklärungsarbeit einzubeziehen. Ich wurde den Verdacht nicht los, dass Werner entweder überfordert war oder nicht richtig motiviert war. Warum auch immer.

Ich setzte mich mit meinen Mitarbeitern zusammen und beriet, was zu tun sei, um das Verfahren abschließen zu können.

Ich ordnete ein gründliches Aktenstudium an und verteilte die Komplexe, für die Vernehmungspläne. Auch Irene hatte dazu ihren Beitrag zu leisten.

Ich übersah nicht, dass sie mich jeden Tag besorgt und fragend ansah, als wollte sie mir

einen Teil meiner unzweifelhaft vorhandenen Trauer abnehmen.

Oft fragte sie, wie es meiner Tochter geht und wie sie das Fehlen ihrer Mutter verkraftet. Ich konnte ihr sagen, dass meine Schwiegermutter sich einigermaßen erholt hatte und sich liebevoll um die Kleine kümmerte, damit ich meiner Arbeit nachgehen konnte.

Mit unserer neuen Aufgabe normalisierte sich das Leben im Büro.

Die Vernehmungspläne waren bald erstellt, so dass wir mit den ersten Vernehmungen der zwei verdächtigen Beamten beginnen konnten.

Ihre Bankauszüge machten es uns relativ leicht den Nachweis zu führen, dass ihre Konten Einzahlungen aufwiesen, die weit über ihr monatliches Gehalt hinausgingen.

Wie dumm muss man nur sein, auf kriminelle Weise erhaltene Beträge auf ein Gehaltskonto einzuzahlen?

Beide Verdächtige waren aber so dumm.

Sie wurden zur ersten Befragung zugeführt und gestanden bald ihre Mitwirkung an den Autodiebstählen und dem Verbringen der PKW ins Ausland.

Es stellte sich heraus, dass beide vom Autohausbesitzer Gabler zunächst mit einem dicken Rabatt beim Autokauf geködert wurden. Damit setzte er sie später unter Druck und erpresste sie ihren Teil bei dem „Geschäft“ zu leisten.

Der Kriminaloberkommissar der Polizeidirektion 3 verschleppte die notwendigen Ermittlungen zu den Autodiebstählen, so dass die Bearbeitungsfristen überschritten wurden, angeblich aus Überlastung, und reichte die

Verfahren schließlich an den ermordeten Staatsanwalt zur Einstellung weiter.

Der Beamte der Kfz-Zulassungsstelle stellte die dazugehörigen Fahrzeugbriefe aus und beide erhielten eintausend D-Mark von Gabler für jedes gestohlene und ins Ausland verschobene Auto.

So einfach war das.

Ihre Verhaftung erfolgte deshalb sofort nach der ersten Vernehmung.

Damit war die Arbeit für uns aber noch lange nicht getan. Es mussten noch viele Details erarbeitet werden, um auch aufzuklären, warum das so ohne weiteres in den jeweiligen Dienststellen möglich war. Einerseits war es auf den Missbrauch ihrer Dienstbefugnisse und andererseits auf mangelnde Kontrolle seitens der Leitungen dieser Dienststellen zurückzuführen.

Letztendlich war es aber die Gier und kriminelle Energie aller Beteiligten, als wesentlichste Ursache.

Oft fragte ich mich, woher kommt diese Gier und kriminelle Energie bei Menschen, die jahrelang verantwortungsbewusst ihrer Arbeit nachgingen und plötzlich bereit waren, sich in so ein verbrecherisches Netzwerk zu integrieren?

Warum gab es in diesem Umfang oder mit dieser Tatschwere in der DDR solche Verbrechen nicht?

War die Gier nach materiellen Gütern nicht so ausgeprägt?

Oder war die gesamtgesellschaftliche Kontrolle in allen Bereichen selbstverständlicher?

Ich weiß es bis heute nicht mit Sicherheit.

Meine Kollegen im Referat leisteten jedenfalls immer wieder ihren nicht geringen Beitrag, derartige Verbrechen aufzuklären und die Täter einer gerechten Strafe zuzuführen.

Waren die Strafen aber immer gerecht?

Wer das nötige Geld für einen guten Rechtsanwalt aufbringt, kommt auch heute noch mit einer geringeren Strafe davon. Das trägt zwar nicht zur Motivation der an den Strafverfahren beteiligten Kollegen bei, ist aber eine unumstößliche Tatsache, die mit dem gesellschaftspolitischen System im Zusammenhang stand und steht.

Der Pole Pavel Rutschewski, der als Mörder durch die polnischen Kollegen mit unserer Hilfe überführt wurde, erhielt ein Jahr später eine lebenslange Freiheitsstrafe.

Gabler, der Autohausbesitzer, verlor fast seinen ganzen Besitz und wurde, wegen bandenmäßigem Diebstahl und Beihilfe zum Mord, zu zwölf Jahren Freiheitsstrafe und die zwei Beamten zu je fünf Jahren Freiheitsstrafe vom Landesgericht Berlin verurteilt.

Prostitution

Mit zwanzig Jahren wusste ich absolut nichts von und über Prostitution.

Im Strafgesetzbuch der DDR stand jegliche Form von Pornographie und Prostitution unter Strafe.

Sicher, hörte ich so manches darüber und empfand es schrecklich, dass Frauen ihren Lebensunterhalt mit dem Verkauf ihrer Körper verdienen müssen.

Später musste ich mich belehren lassen, dass nicht wenige der „Liebesdienstleisterinnen“ es auch aus Leidenschaft oder gar Sexsucht tun.

Ich hörte auch davon, dass es sich dabei um das älteste Gewerbe der Welt handeln sollte, was ich heute noch bezweifle.

Es kam der Tag, wo ich mehr darüber erfuhr und mit dem schwärzesten Kapitel dieses Gewerbes konfrontiert wurde.

König bestellte mich ganz unverhofft zu einer Besprechung, die er mit einem vielsagenden Gesicht begann.

„Kollege Klein, ich habe einen defizienten Vorgang auf dem Tisch und weiß nicht, welchem Dezernat ich diesen übertragen soll. Da Sie zurzeit nicht sehr viel zu tun haben, dachte ich zuerst an Sie.“

„Der macht es aber spannend, da musste es etwas ganz Unangenehmes sein“, dachte ich mir und war gespannt, um was es sich drehte.

„Herr Klein, hatten Sie schon einmal mit Prostituierten zu tun?“

Ehrlich antwortete ich,

„Nein, Herr König, ich habe die Frauen immer geliebt, mit denen ich bisher ins Bett ging.“

Antwortete ich spontan und bekam mit Sicherheit einen roten Kopf.

„Prostitution und Menschenhandel, gehören leider heute zur Tagesordnung, seit die östlichen Grenzen geöffnet sind. Sie wissen sicherlich, dass dies ein Milliardengeschäft ist, wobei tausende Frauen vor die Hunde gehen und nicht wenige getötet auf der Müllhalde landen. Ich habe hier einige Akten mit unaufgeklärten Fällen aus der

jüngsten Zeit. Ich bitte Sie, eine Analyse anzufertigen und zu prüfen, inwieweit diese Fälle im Zusammenhang stehen. Wenn Sie sich dazu psychisch noch nicht in der Lage fühlen, können Sie das natürlich auch ablehnen.“

Das war König, wie ich ihn nicht anders kannte und weshalb er mich auch immer wieder beeindruckte.

Ohne viel Worte zu machen, klemmte ich mir die drei Akten unter den Arm und ging an die Arbeit. Das war das beste Mittel gegen meine seelische Verfassung.

„Ich bringe Arbeit mit“, war meine Begrüßung, als ich wieder bei Irene in unserem Büro auftauchte.

Gleich setzte sie sich neugierig zu mir und bei einer Tasse Kaffee berichtete ich ihr das, was König mir dazu eröffnete.

Sie schüttelte nur mit dem Kopf und bemerkte,

„das ist ja einmal ganz etwas anderes. Wie willst Du an diese Sache heran gehen?“

Ich machte es spannend und fragte zurück,

„wie würdest denn Du es machen?“,

„ich würde eine Maschinenpistole nehmen und alle Bordellgänger erschießen, dann würde es auch keine Prostituierten geben“,

brach es spontan aus ihr heraus.

„Wenn das die Probleme löst, würde ich ja mit machen, aber leider ist das Leben nicht ganz so einfach“,

stellte ich mich auf ihre Seite und sprach weiter,

„jeder von Euch wird mich bei der Erarbeitung einer Aktenanalyse und eines Maßnahmeplanes unterstützen.“

Als erstes kopierst du die Akten viermal, dann setzen wir uns an den Tisch und sprechen darüber.“

Gesagt, getan. Irene brauchte eine Stunde zum Kopieren und trommelte anschließend, unsere drei Ermittler, Peter, Bernd und Rolf zusammen, die sich in den letzten Wochen recht langweilten.

Jeder bekam eine Akte und ich beauftragte sie die Vorgänge gründlich zu analysieren und nach Gemeinsamkeiten zu durchforsten. Gleichzeitig erwartete ich Vorschläge zur weiteren Bearbeitung.

Wie nicht anders zu erwarten, frozelten die drei erst einmal.

„Endlich, können wir auf Staatskosten ins Bordell gehen“,

war noch das Harmloseste.

Ihnen verging beim Studium der Akten und dem Anschauen der Fotos genauso der Humor, wie mir und Irene.

Eine Mordkommission hatte bis dahin schon gründliche Vorarbeit geleistet.

Auf drei verschiedenen Müllhalden Berlins wurden drei junge asiatische Mädchen erdrosselt und völlig unbekleidet, im Abstand von zwei Wochen, gefunden.

Die Begehungsweise war nach Feststellung der Rechtsmedizin in allen drei Fällen übereinstimmend.

Durch eine spezielle Untersuchungsmethode konnte fast zweifelsfrei davon ausgegangen werden, dass die Opfer aus Vietnam stammten und dass der Tatzeitpunkt nicht länger als vier Tage vom Auffinden zurück lag.

Alle drei Leichen wiesen Spuren schlimmster Misshandlungen auf. Vom Gesicht bis zu den Fußsohlen. Auch die Spuren am Hals, die auf ein Erdrosseln mit einer groben Wäscheleine aus Hanf schließen ließen, glichen sich.

Somit konnten wir entweder von einem Serienmord im Rotlichtmilieu oder unter rivalisierenden Vietnamesen der >Zigaretten- oder Blumenmafia< ausgehen.

Auf eine Besichtigung der Leichen wollte ich jedoch verzichten, da die Berichte der Rechtsmediziner sehr gründlich und aussagekräftig waren.

Stutzig wurde ich bei der Feststellung, dass die drei Frauenkörper Spuren sexueller Gewalt aufwiesen, was bei getöteten Vietnamesinnen in der Vergangenheit nur selten vorkam.

Den Akten konnte ich weiterhin entnehmen, dass keinerlei Vermisstenmeldungen in den Polizeidienststellen vorlagen. Es war zu vermuten, dass die getöteten Frauen sich illegal in Deutschland aufhielten bzw. mit einem Touristenvisum eingereist waren.

Trotz intensiver Bemühungen der Mordkommission lagen bis dahin keinerlei Anhaltspunkte zur Identifizierung vor.

Wenn ich ehrlich bin, hatte ich bis dahin nicht sehr viel Erfahrung bei der Aufklärung derartiger Mordfälle. Einerseits wollte ich mich deshalb bei Kollegen der Mordkommissionen schlau machen, aber andererseits waren die in Frage kommenden >Spezialisten< in der Vergangenheit nicht immer sehr kooperativ, eher arrogant und überheblich.

Mein Ehrgeiz, mich mit diesen Fällen als guter Kriminalist und Dezernatsleiter ohne fremde Hilfe zu beweisen, war größer. Ich ließ mich auch von der Überzeugung leiten, dass wir Vier, die Morde auch allein aufklären können.

Nicht länger als einen Tag gab ich meinen Leuten Zeit, sich mit den Akten zu beschäftigen, dann

mussten sie mir ihre Ausarbeitungen und Vorschläge auf den Tisch legen.

Ich freute mich, als ich ihre Aufzeichnungen las und mit ihnen diskutierte. Die Analysen waren gründlich und die Vorschläge gut durchdacht.

In wesentlichen Teilen stimmten sie mit meinen Überlegungen überein.

Da Rolf Schölzel meinen Gedanken am nächsten kam, setzte ich mich mit ihm hin und wir stellten gemeinsam die von König geforderten Ausarbeitungen fertig.

Wir sahen es als erforderlich an, sowohl im Rotlichtmilieu als auch in den Kreisen der Zigaretten- und Blumenmafia zu ermitteln. Dabei sollten uns andere Dienststellen mit ihren Informanten unterstützen.

Das machte die Ausarbeitung eines Fragenkatalogs, als Grundlage für die inoffiziellen V-Leute notwendig.

Irene hatte beim Abschreiben bzw. Übermitteln der Unterlagen an König viel Arbeit. Als auch das geschafft war, konnten wir beruhigt ins Wochenende gehen.

Für den Montag darauf war ich für acht Uhr zu König bestellt, um mit ihm darüber zu sprechen.

Irene hielt beim Abschied in den Feierabend etwas länger als sonst meine Hand und ich glaubte, dass etwas Traurigkeit in ihren Augen lag. Dabei nahm ich an, dass ihr Blick im Zusammenhang mit meiner Trauer stand und sie mir damit sagen wollte, wie traurig sie mein seelischer Zustand macht.

Dass ich mich darin irrte, sollte ich später erfahren.

Mein Töchterchen freute sich genau wie ich, bei meinem Eintreffen Zuhause. Mit lautem Geschrei und ausgebreiteten Armen lief sie im Korridor auf mich zu, damit ich sie hin und her schwenke. Das bestärkte meinen Vorsatz, am Samstagnachmittag mit ihr einen ausgedehnten Spaziergang im >Tierpark Friedrichsfelde< zu unternehmen.

Ihr unbefangenes Lachen gab mir sehr viel Kraft. Nur die Abend- und Nachtstunden waren immer noch schwer zu ertragen.

Fernsehen und klassische Musik über die Kopfhörer, halfen da nicht immer.

Blieb meine Schwiegermutter an den Abenden noch etwas länger bei mir, dann rollten meistens bei ihr die Tränen und ich musste sie trösten.

Es wurde der schönste Nachmittag mit Jannet.

Ihr machte es nicht nur an den Gehegen der Elefanten oder Affen viel Spaß, sondern auch im Sandkasten und auf dem Kinderspielplatz der Tierparks.

Pünktlich siebzehn Uhr waren wir wieder Zuhause und machten uns über Omas Stullen her. Der Tag für meine Kleine war perfekt, als ich sie gebadet, ins Bett gebracht und ihr eine Geschichte aus dem Bilderbuch vorgelesen hatte.

Danach schlief sie bald ein und sah richtig glücklich aus. Ihr Lieblingskuscheltier, den Affen Bimbo, hielt sie wie immer ganz fest in ihren kleinen Armen.

Kaum saß ich auf meinem Sofa vor dem Fernseher, klingelte es an meiner Tür. So etwas kam um diese Zeit recht selten vor. Da läutete schon eher das Telefon.

In Hausschuhen, Jeans und T-Shirt begab ich mich zur Klingelanlage und fragte unbeholfen,

„ja bitte?“

„Irene ist hier, lässt du mich rein?“

Selbstverständlich drückte ich auf den Summer und wartete auf ihr Kommen.

„Was treibt Irene Sonnabendabends zu mir, wo doch ihr Mann Zuhause ist?“

Ich war jedenfalls sichtlich überrascht.

„Stör ich?“

fragte sie noch vor der Tür.

„Nein, komm doch herein, Jannet schläft schon und die Oma ist auch seit einer Stunde weg“, antwortete ich, doch etwas beunruhigt.

In ihren Augen sah ich den gleichen traurigen Blick, wie beim Feierabend, nur dass sie noch geröteter waren.

Wir nahmen beide auf dem Sofa Platz und ich schaute sie fragend an.

„Mein Mann geht fremd, er hat seit einem halben Jahr eine andere Frau und will zu ihr ziehen!“

Ihre Augen wurden wieder feucht und sie konnte ein hemmungsloses Schluchzen nicht unterdrücken. Dabei legte sie ihren Kopf auf meine rechte Schulter und ich begann beruhigend auf sie einzureden.

Mir war klar, dass man in so einer Situation nur schlaue Sprüche von sich geben kann, wirklich helfen kann man nicht.

Ihr Mann hatte sich neu verliebt und will diese Liebe ausleben.

Wenn es nur Unstimmigkeiten wären, die könnten sicher auf verschiedenen Wegen geklärt werden, aber wenn dabei ein anderer Partner und das schon über längere Zeit, im Spiel ist, lässt sich kaum etwas reparieren.

So bitter, wie das auch war.

Das sagte ich ihr auch. Eine wirkliche Hilfe konnte ich ihr in diesem Moment nicht sein.

Dass ich für Irene als Frau auch viel empfand, war mir schon immer bewusst. Ich war allein und sie wurde gerade verlassen, das ließ mich alle bisherigen Schranken vergessen.

Ich drückte mein Gesicht an ihre Wangen und schmeckte ihre salzigen Tränen auf meinen Lippen, die sich immer mehr ihren Lippen näherten. Unser erster Kuss war so ehrlich und so erlösend, dass ich gar nicht genug bekommen konnte.

Wir lagen uns lange in den Armen bis ich vorschlug, einen Abendspaziergang durch den >Friedrichshain< zu machen.

Ansonsten wären wir bestimmt gleich im Bett gelandet. Das wollte ich aber noch nicht. Wir mussten uns erst einmal alles von der Seele reden.

Schließlich waren wir beide seelisch krank und gleichzeitig besaßen wir die beste Medizin dagegen.

Die laue Abendluft tat uns gut.

Ich hielt Irenes Hand, was ihr und mir erstaunlicher Weise wie selbstverständlich vorkam. Es war vordergründig kein Begehren und kein Mitleid, es war das Empfinden einer tiefen Freundschaft, bei der gerade die Schranken zur ansatzweise vorhandenen Liebe fielen. Ich wusste, dass es kein Abenteuer und keine spontane sexuelle Reaktion unter Ausnutzung ihrer Situation war.

Doch darüber zu reden, hätte bestimmt diesen Moment zerstört.

Aus ihren Worten wusste ich schon länger, dass sie in ihrer Ehe nicht mehr richtig glücklich war

und sich von ihrem Mann vernachlässigt fühlte, der weder Verständnis noch Interesse für sie zu haben schien.

Mir kam es bisher immer vor, dass sie die Hoffnung auf Änderung dieser Situation noch nicht aufgegeben hatte. Bis zu diesem Tag.

Ich fragte sie nicht, ob es vorher ernsthafte Zerwürfnisse oder Auseinandersetzungen gab. Sie machte von selbst ihrem Herzen Luft und erzählte, dass er sich oft beklagte, dass sie Vollzeit arbeiten ging. Er hätte es lieber gehabt, wenn bei ihr der Haushalt an erster Stelle gestanden hätte und nicht die Arbeit. Dabei fühlte sie sich in ihrem Büro und unter ihren Kollegen wohler, als in der Wohnung.

Es tat ihr gut, einmal das alles loszuwerden, was sich lange angestaut hatte.

Ich war sehr froh darüber.

Die Nacht, die wir auf dem Sofa im Wohnzimmer verbrachten, verging viel zu schnell.

Irene war meiner Tochter schon so vertraut, dass Jannet sich nicht sehr wunderte, als sie zum Frühstück anwesend war.

Meine Tochter sah in ihr eine liebe Tante, die irgendwie schon lange zur Familie gehörte.

Wenn ich an meine Schwiegermutter dachte, beschlich mich dagegen ein unangenehmes Gefühl. Sie würde mit Sicherheit meine Nähe zu Irene nicht so ohne weiteres billigen. Ich wollte es ihr schonend beibringen, wusste aber nicht richtig wie.

Die Oma kannte Irene aus der Zeit, als sie uns während Evis Krankheit unterstützte und oft Jannet betreute, wenn wir im Krankenhaus waren. Trotzdem wollte ich nicht lange zögern und ihr die neue Situation erklären.

Offiziell nahm ich Irene in einer Notsituation als Untermieterin auf. Ich baute die Ehebetten auseinander und stellte eine einzelne Liege und einen Tisch mit zwei Stühlen ins Schlafzimmer. Ich schlief im Wohnzimmer, bis sich meine Schwiegermutter an Irenes Anwesenheit gewöhnte.

Sie akzeptierte es letztendlich und war froh, dass sie in meiner Wohnung ein und ausgehen und für Jannet wie bisher, als Oma da sein konnte. Damit war das wenigstens geklärt.

Doch wie sollte es auf Arbeit weitergehen?

Es gab nur zwei Alternativen. Entweder wir machten es offiziell und Irene verlässt unser kleines Team oder wir verheimlichen es, auch gegenüber den anderen Mitarbeitern und es bleibt vorerst, wie es war. Wir entschlossen uns für Letzteres.

Die Arbeit ging weiter. König hatte nicht viel an unserer Analyse sowie an der Planung des aktuellen Vorganges auszusetzen. Er erwartete lediglich baldige Ermittlungsergebnisse. Damit sah es zunächst noch dürrftig aus.

Wenn ich etwas als Verantwortlicher unseres Teams gelernt hatte, dann war es die Tatsache, dass ein vorheriges gründliches Durchdenken des Vorganges und planmäßiges Herangehen, eher Ergebnisse bringt, als blinder Aktionismus.

So hielt ich es auch bei der Aufklärung der drei Morde an den Frauen aus Vietnam.

Zunächst beschafften wir uns alle Informationen über die Strukturen und Verbindungen der in Berlin lebenden Vietnamesen.

Von den aus DDR-Zeiten übrig gebliebenen Vertragsarbeitern waren nur noch wenige hier ansässig.

Sie lebten fast ausschließlich in kleineren Familienverbänden und arbeiteten als Gewerbetreibende im Imbiss- oder Blumenhandel und das fast ausschließlich im Ostteil der Stadt.

In krimineller Hinsicht traten diese Vietnamesen, auch die nun schon zweite Generation, kaum in Erscheinung.

Im Gegenteil, die Kinder gehören in der Regel zu den Besten in der Schule oder bei der Ausbildung. Völlig anders sah und sieht es sicherlich heute noch bei den Vietnamesen aus, die im Zigarettenhandel integriert sind. Diese rekrutieren sich hauptsächlich aus illegal hier lebende bzw. als Touristen eingereiste Personen, Frauen wie Männer.

Aus dieser Gruppierung sind nicht wenige hervorgegangen, die sich im Drogenhandel oder mit dem illegalen Einschleusen von Landsleuten betätigen. Diese investierten und investieren heute noch ihre Gewinne im Rotlichtmilieu oder bei der Spekulation mit Immobilien.

Nach zwei weiteren Wochen besaßen wir einen recht umfassenden Überblick der uns erlaubte, konkreter heran zu gehen.

Uns waren inzwischen einige Gruppierungen bekannt, die im Wedding und in Charlottenburg ansässig waren und die nach wie vor enge Kontakte nach Vietnam besaßen, regelmäßig pendelten und Mittelsmänner- oder Frauen, bei der Einschleusung von Landsleuten waren. Dabei nutzten sie nicht nur deutsche Flughäfen sondern

waren auch in Italien, Frankreich oder Griechenland und Spanien aktiv.

Mit dem Flugzeug, mit Schiffen oder auch auf dem Landweg. Dabei waren die vermeintlichen Touristen fast immer mit Pass und gültigem Visum für drei Monate ausgestattet.

Auch gab es nicht wenige in Berlin lebende Vietnamesen, meist männliche, die mit internationalem Haftbefehl, wegen dem dringenden Verdacht auf Menschenhandel, europaweit gesucht wurden.

Wir waren uns einig, dass die oder der Täter der Prostituiertenmorde in diesen Kreisen zu suchen waren.

Ich begründete diese Einschätzung gegenüber unserem Abteilungsleiter damit, dass diese „Geschäftsleute“ Mafia-Strukturen besaßen und in den gleichen „Geschäftszweigen“ tätig waren, wie Russen, Kroaten, Serben, Italiener oder Albaner. Es ging und geht ihnen ausschließlich um den schnellen Gewinn und das mit aller Brutalität.

Wir hatten drei Quartiere ausgemacht, um die wir uns kümmern sollten.

Es war herauszufinden, womit sich diese Verdächtigen beschäftigten und mit wem sie zusammenarbeiten.

Zur Kleinarbeit eines Kriminalisten gehört immer wieder die Beobachtung, Observation oder Ausspähung von Personen und Sachverhalten.

Egal, wie man es nennt. In jedem Fall ist dabei Geduld, Disziplin und Sachverstand gefragt, so wie in diesem Fall.

Ich bildete drei Observationsgruppen. Irene und ich, Peter und Bernd sowie Rolf Schölzel, der einen >geliehenen< Kollegen zugeordnet bekam.

Wir konzentrierten uns auf die Abend- und Nachtstunden.

Uns kam es auf die in den verdächtigen Quartieren ein- und ausgehenden Personen sowie das sonstige Betätigungsfeld der Zielpersonen an. Am dritten Beobachtungstag waren wir sicher, dass die von Irene und mir observierten Personen einem Geschäft außerhalb ihrer Wohnung nachgingen.

An allen drei Tagen kamen ein Mann und eine Frau, im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahre, aus dem Haus, bestiegen eine schwarze >Mercedeslimousine< und fuhren pünktlich sechzehn Uhr davon und kamen genau so pünktlich am nächsten Morgen, fünf Uhr, zurück. Tagsüber kamen und gingen junge, asiatisch aussehende Männer und Frauen in dem Haus ein und aus.

Irene vergewisserte sich unauffällig am Klingelschild, dass nur in einer Wohnung des Hauses Vietnamesen lebten. Deshalb nahmen wir an, dass diese Besucher auch die von uns beobachtete Wohnung aufsuchten.

Um sicher zu gehen, fuhren wir am vierten Tag dem Mercedes hinterher.

In der >Tegeler Straße im Wedding< stieg die Frau aus dem Auto und begab sich über eine außen liegende Treppe in eine Souterrainwohnung. Der Mann fuhr mit dem Auto weiter bis zu einem Mietshaus in der >Sprengelstraße<, stellte es ab und klingelte an der Haustür. Nach dem er mittels Summer hinein gelassen wurde, entschwand er unserer Beobachtung.

Ich wartete etwa zehn Minuten und lief dann zur Haustür. Auf dem Klingelbrett war im Erdgeschoss

unter dem linken Klingelknopf der Name „MIAU“ auf einem weißen Klebestreifen geschrieben. Der Knopf selbst war rot angemalt.

Jetzt waren wir uns sicher, dass es sich hier um Prostitution handelte,

Auch in der Souterrainwohnung waren mit Sicherheit Prostituierte untergebracht. Um uns zu vergewissern, fuhr ich zurück zur Tegeler Straße. Ich stieg aus dem Auto und ging zum Mietshaus, wo die Treppe herunter führte. Sicher befand sich dort einmal ein Waschhaus, wie es Früher in den Mietshäusern üblich war.

Auf jeden Fall hatten die Kellerräume, zu der die separate Treppe führte, drei mit Gardinen verhangene Fenster, die keinen Einblick zuließen. Vorerst konnten wir keine weiteren Feststellungen treffen, weshalb wir uns dort auf eine lange Nacht einrichteten.

Nur gut, dass es noch Sommer war.

Immer wenn ich allein in so einer Situation im Auto saß blieb es nicht aus, dass ich über Dinge nachdachte, die mich im Hintergrund beschäftigten. So war es auch diesmal, nur, dass ich in dem Moment neben Irene saß, die meine Gedanken am meisten beschäftigte.

Ich dachte auch an Evi.

Was würde sie sagen, dass ich ein halbes Jahr nach ihrem schrecklichen Tod so eng mit Irene zusammen war?

Wir hatten keine Gelegenheit darüber zu sprechen was sein wird und sein soll, wenn sie die Krankheit nicht übersteht.

Eines wusste ich aber mit Sicherheit, sie wollte, das Jannet und ich ein glückliches Leben führen sollen und wir sie für immer in unseren Herzen behielten.

Das habe ich ihr am Sterbebett versprochen und es wird nie anders sein.

Unser Glück, wäre auch ihr Glück, das wusste ich genau.

Irene würde mich daran nie hindern wollen, da war ich mir ganz sicher.

Als ich das dachte, sah ich Irene an und wusste, dass sie es viel schwerer hatte.

Etwas aufgeben zu müssen, was ihr bis dahin am wichtigsten war, ihre Ehe, für die sie bis dahin alles getan hatte.

Noch verklärten Tränen ihren Blick, so dass sie die Zukunft nicht deutlich vor sich sah.

Ich wollte ihr dabei helfen. So, wie sie mir bis dahin geholfen hatte. Dabei legte ich meine rechte Hand auf ihre linke Wange und streichelte ihr zärtlich darüber. Damit wollte ich ihr wortlos sagen, „ich bin für dich da, wir sind füreinander da.“

Über das Handy tauschte ich mich kurz mit Bernd und Peter aus und beorderte sie mit dem T4 zur Spenglerstraße, damit uns auch dort nichts entging.

Nach 18 Uhr setzte ein reges Begängnis ein. Männer allen Alters gaben sich sprichwörtlich die Klinke in die Hand. Allen war gemein, dass sie sich an das Haus vorsichtig näherten um sicher zu gehen, dass sie niemand erkannte. Am stärksten war das bei älteren Herren ausgeprägt.

Irene führte eine Strichliste und kam im Laufe der Nacht auf genau siebenundsechzig Kunden. Hochgerechnet, mit durchschnittlich 75 D-Mark pro Freier, einschließlich des Geschäfts auf der Spenglerstraße, kamen wir auf Einnahmen in Höhe von 10.050 DM. Das machte, grob

gerechnet bei 25 Tagen bzw. Nächten, eine Summe von 251.250 DM im Monat.

Rechnet man das auf ca. eintausend solcher Etablissements allein in Berlin hoch, kommt man auf die stattliche Summe von 250 Millionen und 250 Tausend DM. Das sind zwar spekulative Beträge zeigen sie doch, um welche Größenordnungen es sich in diesem Gewerbe handelt. Wenn man großzügig ist und davon 50 Prozent als Kosten abzieht, brachten diese zwei Bordelle allein einen Reingewinn von 1 Million und 507.500 D-Mark im Jahr.

Dass dafür auch gemordet wurde, lag für mich jenseits aller Zweifel. Umso mehr motivierten mich diese Zahlen, den Verbrechern das Handwerk zu legen.

Das Argument, wenn es keine >Freier< gäbe, würde es auch keine Prostitution geben, überzeugte mich nicht mehr.

Viel eher ist richtig, wenn die sozialen Verhältnisse auf der Welt anders wären und Prostitution nunmehr nicht als gesellschaftsfähig gelten würde, könnten sich die wenigen Zuhälter und Verbrecher auf diesem Gebiet nicht derart bereichern und die Frauen ausbeuten.

Wenn Frauen dies aus Lust und Freude dennoch tun möchten, dann sollen sie ihre Körper ruhig verkaufen oder zur Schau stellen. Das wäre ihre Privatsache.

Ich bin heute noch überzeugt, dass das höchstens auf fünf Prozent der Prostituierten zutrifft.

Wie viele Morde, Vergewaltigungen und andere Straftaten würden dann in diesem Milieu nicht geschehen?

Man wagt gar nicht daran zu denken.

Deshalb fragte ich mich bei dieser Gelegenheit auch wieder, lag auch deshalb die Kriminalitätsrate im >Unrechtsstaat DDR< so niedrig?

Für den nächsten Tag setzte ich die Observationen ab und wollte mich erst einmal ausführlich mit meinen Kollegen und unserem Abteilungsleiter beraten.

Übereinstimmend stellten wir fest, auf dem richtigen Weg zu sein, wobei uns dennoch jeder Beweis fehlte.

Wie sollten wir zu weiteren Erkenntnissen kommen?

Zunächst hielt ich es für erforderlich, die Zielpersonen weiter aufzuklären, damit wir ein lückenloses Bild über sie bekamen.

Darüber hinaus musste es uns gelingen, die Räumlichkeiten und Abläufe in diesen zwei Bordellen gründlich zu ermitteln.

Wie sollten wir das bewerkstelligen?

Das war nur undercover möglich.

Obwohl Peter im Scherz sich um einen Besuch im Bordell bewarb, musste ich das ablehnen. Wir waren Beamte und hatten uns im gesetzlichen Rahmen zu bewegen. Das Ansinnen Peters ging meiner Meinung nach darüber hinaus.

Da kam mir Konni, unser inoffizieller Partner aus dem „Schewtschenko Fall“, in den Sinn. Für ihn wäre es am leichtesten und mit ruhigem Gewissen, diese Etablissements zu besuchen und dabei heimlich Fotos zu schießen. Die technischen Voraussetzungen hatten wir ja.

Ich hielt es auch nicht für abwegig, dass einer meiner Mitarbeiter den direkten Kontakt zu einigen

der Mädchen aus den Bordellen versucht herzustellen, wenn sie zum Beispiel einmal das Haus verlassen um einzukaufen.

Also legte ich fest,

- lückenlose Informationen über die Finanz- und Gewerbeämter sowie Banken und Vermieter einzuholen;
- Konni für einen Besuch in den Bordellen einzusetzen;
- durch Peter den Kontakt, zu mindestens einer der Frauen, herzustellen und
- die Observationen vor den betreffenden Häusern in der Spenglerstraße und in der Tegeler Straße fortzusetzen;

Wie immer war König prinzipiell einverstanden und wie es ihm als Chef zustand, gab er mir einige gute Ratschläge mit auf den Weg. Was den Einsatz unseres „Privatschnüfflers“ Konni betraf sagte er nur,

„davon will ich gar nichts wissen“.

Das betrachtete ich als indirektes Einverständnis seitens des Abteilungsleiters.

Konni selbst, brauchte ich nicht lange bitten.

Peter war heiß darauf, sich als Charmeur zu beweisen.

Irene recherchierte mittels ihres Computers und scheute sich auch nicht, einige der Ämter unter einer Legende persönlich aufzusuchen.

Dabei kam nichts anderes heraus, als dass die Zielpersonen, das aus Vietnam stammende Ehepaar Wong, ein „Im- und Export“ Gewerbe angemeldet hatte und dafür auch regelmäßig Steuern zahlte.

Über ein Bordell stand nichts in den Akten. Also, betrieben sie diese illegal. Auch bei der Hausverwaltung, bei beiden „Wohnungen“ war es die gleiche, existierten lediglich Verträge für die Vermietung von Wohnräumen. Obwohl der Hausverwaltung bekannt sein musste, dass die Wohnungen als Bordelle genutzt wurden.

Mit Sicherheit war davon auszugehen, dass die Grundstücksverwaltung erheblich höhere Mieteinnahmen dafür erzielte, als offiziell angegeben. Beide Wohnungen waren von Wong angemietet und das schon seit zwei Jahren.

Jetzt waren wir etwas schlauer, aber Beweise für die Ermordung der drei jungen Frauen hatten wir noch keine.

Als nächstes kam Konni zum Einsatz.

Ausgestattet mit einer Minikamera und einer Wanze, spielte er einen >Freier<.

Zuerst im Bordell auf der Tegeler Straße.

Nach dem Klingeln an der Tür der Kellerwohnung öffnete Frau Wong mit einem freundlichen Lächeln und führte Konni durch einen kleinen Flur in einen mit Polstermöbeln, Teppich und kitschigen Gegenständen an den Wänden ausgestatteten >Empfangsraum<.

Nach nicht einmal einer Minute, betraten sechs, nur mit BH und Slip bekleidete asiatische junge Mädchen den Raum und stellten sich mit gesenkten Köpfen nebeneinander. Frau Wong forderte Konni auf, sich eines der Mädchen auszusuchen.

„Die Stunde einhundert und die halbe Stunde sechzig Mark“ nannte sie als Preis.

Konni spielte seine Rolle recht gut und wählte zögerlich eines der Mädchen aus und drückte der >Puff-Mutter> sechzig Mark in die Hand.

Das Mädchen führte ihn durch einen etwas längeren fensterlosen Gang, an vier Türen vorbei, in ein kleines Zimmer.

Die anderen Mädchen verschwanden wortlos in einem Raum am Anfang des Ganges, aus dem asiatische Musik zu hören war.

Mit Handzeichen und für Konni unverständlichen Worten, forderte die junge, etwa zwanzig Jahre alte Frau ihn auf, sich zu entkleiden und an einem Porzellanbecken zu waschen.

Sie legte ihren BH ab und machte es sich auf einer breiten Matratze, die mit einem bunten Laken bespannt war und worauf ein blaues Badetuch lag, bequem und lächelte Konni an.

Er zog sich vorsichtig bis auf die Unterhose aus und legte seine Sachen so hin, dass zumindest die „Wanze“ weiter funktionierte. Die „Liebesdienerin“ wollte ihm auch gleich noch die Unterhose ausziehen, was er aber nicht zuließ.

Mit Händen und Füßen versuchte er sich mit ihr zu unterhalten. Sie gab sich sehr verschlossen und sprach kein Wort Deutsch.

Auf die Frage bzw. seine Handzeichen, wie viel Mädchen in der Wohnung wären, deutete sie mit den Fingern an, dass sie acht Frauen sind.

Konni begnügte sich, die Prostituierte lediglich zärtlich zu streicheln und gab vor, dass er das erste Mal in einem Bordell sei und zu gehemmt wäre, um eine Erektion zu bekommen. Als sie aber nicht locker ließ, stand er nach zehn Minuten auf, zog sich schnell an und verließ die Kellerräume.

Danach berichtete er uns, wie alles ablief.

Ich brauchte eine Weile um ihn zu überzeugen, das Gleiche in der Wohnung auf der Spenglerstraße zu wiederholen.

Ich fragte ihn, ob ihm seine auferlegte Zurückhaltung bei dem Mädchen schwer gefallen sei?

Da antwortete er grinsend,

„die Kleine war so niedlich und mir >schmerzte< es ganz schön“.

Ich billigte ihm verständnisvoll zu, sich keine schmerzhaftes Zurückhaltung zuzumuten, damit er am Ende keinen > körperlichen Schaden< nimmt. Im Prinzip lief es in der anderen Wohnung ähnlich ab, nur dass er keine >Puff-Mutter< zu sehen bekam.

Das Geschäftliche wickelte ein deutsch sprechendes junges Mädchen ab. Wie sehr sich Konni verwöhnen ließ, verriet er uns nicht.

Herrn Wong bekam er jedenfalls nicht zu Gesicht.

Wir erhielten jedenfalls durch die dabei von Konni verwendeter Kamera einen Überblick über die Räumlichkeiten und die Anzahl der Frauen.

Die Hoffnung, dass sich diese Mädchen auch einmal außerhalb der Wohnungen zeigen, erfüllte sich zunächst nicht.

Sie waren vorerst Tag und Nacht in ihren Räumen eingesperrt.

Als ich die Observationen schon aufgeben wollte, betraten plötzlich an einem Vormittag zwei der Frauen, in Begleitung von zwei jungen Männern von etwa dreißig Jahren, die Straße und begaben sich auf die >Müllerstraße<, wo die meisten Geschäfte im Wedding sind.

Es bestand für Peter überhaupt keine Möglichkeit, an eine der Frauen unbemerkt heran zu kommen oder Kontakt aufzunehmen.

Diese Variante mussten wir vergessen.

Wichtig war die Erkenntnis, dass sich in den Wohnungen, außer Herrn und Frau Wong, weitere >Bewacher< der Frauen aufhielten.

Ich war überzeugt, dass sich Herr Wong nicht die Hände schmutzig machte und die Frauen misshandelt oder getötet hatte. Das wird er wohl den Bewachern überlassen haben.

Mit diesen Männern in Kontakt zu kommen, war auch nicht möglich, weil sie sich in der Folgezeit nicht weiter sehen ließen.

Nur das Ehepaar Wong fuhr in den zwei Wochen, wo wir sie weiter beobachteten, regelmäßig zwischen ihrer Wohnung und den >Etablissements< hin und her.

Ihre Einnahmen brachten sie jedenfalls nicht zur Bank. Das hätten wir mit Sicherheit herausgefunden.

Langsam wusste ich nicht weiter, wie wir die Morde durch eine normale oder konspirative Ermittlungsarbeit aufklären könnten.

Ich setzte mich mit meinen Mitarbeitern zusammen und wir beratschlagten, was wir noch tun sollten.

Letztendlich kamen wir zu dem Schluss, dass die Wohnungen durch ein Sondereinsatzkommando gestürmt werden müssten. Erst danach könnte es möglich sein, alle Personen gründlich zu vernehmen und die Räume nach Spuren zu durchsuchen, einschließlich der Wohnung von Herrn und Frau Wong in >Charlottenburg<.

Ich schrieb einen ausführlichen Bericht, in welchem ich diesen Vorschlag König unterbreitete. Dass er darüber vor Freude in die Luft springt, konnte ich nicht erwarten. Dennoch hoffte ich, dass er zustimmt oder einen anderen schlaun Gedanken hat.

Den hatte er aber nicht.

Seine Stirn wies beim Lesen des Berichts mehr Falten als sonst auf.

Dann setzte er die Lesebrille ab und maß mich mit kritischem Blick, bevor er zu sprechen begann, „wenn uns das aber nichts bringt, dann stehen wir ganz am Anfang und die Mordkommission lacht uns aus.“

Mir war klar, dass Letzteres ihm am meisten zu schaffen machen würde, was mir auch verständlich war.

Letztendlich forderte er mich auf, einen detaillierten Einsatzplan zu erstellen, den er mit dem Leiter des SEK besprechen wollte.

Zu seiner Überraschung, zauberte ich diesen bereits erarbeiteten Plan aus meiner Mappe und legte ihn mit einem Lächeln vor König auf den Schreibtisch.

„Alle Achtung, Sie denken mit“, sprach er anerkennend.

Mit den Worten,

„ich gebe Ihnen Bescheid, wenn wir darüber mit dem SEK-Chef sprechen“, entließ er mich.

Jetzt galt es abwarten. Wir werteten nochmals alle Informationen und Bilder aus, die wir zu diesem Fall bis dahin hatten. Es kam nichts Neues heraus.

In Irenes Privatleben hatte sich inzwischen einiges getan. Ihr Mann war zu seiner neuen Freundin gezogen und räumte die gemeinsame Wohnung von seinen persönlichen Sachen.

Doch Irene hielt es nicht lange allein dort aus.

Die Umgebung und die ganze Einrichtung erinnerte sie zu sehr daran, dass er sie betrogen und verlassen hatte. Deshalb lebten wir fast

ausschließlich bei mir und fühlten uns sehr wohl dabei.

Allerdings fuhren wir nach wie vor in getrennten Autos zur Arbeit und niemand bekam etwas mit.

Eines versprachen wir uns von Anfang an, in unserer Freizeit nicht über die Arbeit zu reden.

Wenn doch einmal die Sprache darauf kam, schaute der andere nur mit ernstem Blick und schon war Schluss damit.

Da ich für alle dienstlichen Belange ein separates Telefon besaß, kam es diesbezüglich zu keinen Konflikten.

Irene nahm den Hörer niemals ab, wenn es klingelte.

Wir verstanden uns auch Zuhause fast blind und Jannet blühte wieder richtig auf, ohne in unserer Gegenwart nach ihrer Mama zu fragen.

Daran hielt sich auch ihre Oma, die nach wie vor ganz für die Kleine und unsere Familie da war.

Endlich rief König an und bestellte mich zur entscheidenden Beratung mit den Kollegen des SEK.

„Was spricht dagegen und was dafür?“, fragte mein Abteilungsleiter die Anwesenden. Außer mir saßen noch Staatsanwalt Bernd sowie Hauptkommissar Peter vom SEK am Tisch.

Letzterer nickte heftig mit dem Kopf und antwortete,

„Die Örtlichkeiten sind uns gut bekannt. Wir haben die Fotos und Videos des Sonder-Dezernates gründlich angeschaut und soweit möglich, selbst in Augenschein genommen. Aus meiner Sicht, kann für uns alles in zehn Minuten erledigt sein. Ich wüsste nicht, was dagegen spricht?“

Auch Staatsanwalt Bernd stimmte dem Einsatz vorbehaltlos zu.

„Also, nehmen wir es in Angriff“ entschied König. Im Anschluss informierte ich noch über einige Details und nach einer Stunde war die Beratung beendet.

Der Leiter des SEK, Hauptkommissar Peter, sollte den Einsatzplan erarbeiten und uns über den von ihm festzulegenden Zeitpunkt informieren.

Es war Montag und Peter rief mich an, dass der Einsatz am Donnerstag der gleichen Woche, 21 Uhr, stattfinden sollte.

Bis dahin setzten wir unsere Observationen fort, um die Verdächtigen weiter unter Kontrolle zu behalten und um auf unvorhergesehene Dinge reagieren zu können.

Die Atmosphäre unter meinen Mitarbeitern war angespannt. Die drei Ermittler taten so, als ob sie sich mit den Unterlagen beschäftigen würden. Ich sah ihnen aber an, dass es nur Zeitvertreib war.

Die nächtlichen Beobachtungen hatten uns ganz schön >geschlaucht<, weil wir auch tagsüber verfügbar sein mussten. Allen fehlte ausreichend Schlaf. Deshalb entschied ich, dass jeder von uns vor dem Einsatz mindestens acht Stunden Zuhause blieb. Wir waren auf jeden Fall gut vorbereitet.

Zur festgelegten Zeit fuhren je drei Zivilfahrzeuge mit Kollegen des SEK an beiden Objekten vor.

Die Türen wurden geräuschlos geöffnet und sechs standardmäßig ausgerüstete Mitarbeiter besetzten die Räume.

Es lief alles wie im Film ab.

In jedem Bordell wurden je zwei junge männliche Bewacher sowie Herr und Frau Wong festgenommen und in Handschellen abgeführt.

Die insgesamt sechzehn >Liebedienerinnen< kamen zunächst zur Befragung in unser Dienstobjekt.

Im Anschluss gingen die Kollegen der Spurensuche an ihr Werk.

Ich war mir bewusst, dass die Verhafteten nicht gerade aussagebereit sein werden.

Deshalb wollte ich mich zunächst auf die Vernehmung der, wie Sklavinnen gehaltenen Mädchen, konzentrieren. Doch vorher wartete ich noch auf die ersten Ergebnisse der Spurensicherung. Mit etwas Glück hoffte ich, dass einige Kleidungsstücke der ermordeten Mädchen zu finden waren.

Die in den Zimmern eingesammelten Kleidungsstücke wurden einzeln den Mädchen vorgelegt, die davon ihre eigenen aussortierten. Tatsächlich blieben einige übrig.

Danach bekamen sie Fotos der ermordeten Frauen zu sehen.

Nur zwei der Mädchen ließen erkennen, dass ihnen die Opfer bekannt waren. Auf diese beiden konzentrierten wir uns danach.

Nur gut, dass uns ein erfahrener Dolmetscher zur Seite stand, der bereits seit vielen Jahren an den Gerichten in Berlin tätig war. Er verstand es, ein gewisses Vertrauensverhältnis zu ihnen aufzubauen und ihnen die Angst zu nehmen.

Trotzdem waren einige Stunden nötig, bis sie zu reden begannen. Sie erzählten die üblichen, traurigen Geschichten.

Mit einem Arbeitsversprechen und einem Touristenvisum wurden sie nach Deutschland geholt, bekamen die Pässe abgenommen und wurden zunächst in einen separaten Raum der Kellerwohnung eingesperrt.

Hier machte man sie gefügig, bereitete sie auf ihre >Tätigkeit< als Prostituierte vor.

Wer sich widersetzte wurde Tag und Nacht misshandelt. So lange, bis sie sich in ihr Schicksal fügten.

Auch die drei ermordet aufgefundenen Frauen waren dabei.

Allerdings konnte keine der beiden Zeuginnen bestätigen, dass die Opfer auch in diesem Kellerraum und von wem, erdrosselt wurden.

Doch ihre Aussagen reichten aus, gegen die verhafteten Personen ein Strafverfahren, wegen der Ermordung der drei vietnamesischen Frauen, einzuleiten.

Dieser Vorgang zeigte mir wieder einmal, dass Glück und Risikobereitschaft genau so zur kriminalistischen Arbeit und Verbrechensbekämpfung gehörten, wie Ausdauer und logisches Denken.

In diesem Verfahren kamen noch einige andere Dinge heraus.

Herr und Frau „Wong“ waren in Wirklichkeit kein Ehepaar. Sie waren zu keinem Zeitpunkt miteinander verheiratet. Es verband sie seit fast acht Jahren in erster Linie ihre Gier nach Geld und die kriminelle Energie, mit der sie ihr Geschäft betrieben. Ihren ergaunerten Profit jedenfalls, hatten sie nicht zu den Banken gebracht. Sie bewahrten ihn in einem gut in ihrer Wohnung versteckten Tresor, in Form von Goldbarren und Schweizer Franken, auf. Die hatten zu diesem Zeitpunkt einen Wert von sage und schreibe 11,8 Millionen D-Mark. Ich war jedoch überzeugt, dass beide noch mehr im Ausland deponiert hatten.

Immer dann, wenn mehrere Täter an Verbrechen beteiligt sind ist es relativ leicht, einen von ihnen

zum Reden zu bringen. So war es auch in diesem Fall.

Keiner der „Bewacher“ wollte sich die „Jacke“ anziehen, die nur Herrn Wong passte. Er war es schließlich, der eigenhändig die drei „unwilligen“ Mädchen erdrosselte, weil sie auch nach längerer Zeit sich nicht >überzeugen< ließen, für ihn zu arbeiten. An der Beseitigung der Leichen halfen schließlich auch zwei seiner Helfer aus dem Bordell mit.

Bis alle Einzelheiten und Tatbeteiligungen aufgeklärt waren und das Verfahren zur Anklage kam, dauerte es noch fast ein Jahr.

Ich nahm mir auch die Zeit an den Verhandlungen teilzunehmen.

Danach fragte ich mich, wie kann es sein, dass derartige Verbrechen, wie die Ausbeutung und Unterdrückung solcher Mädchen, über viele Jahre in einem „Rechtsstaat“ möglich sind? Hat das etwas mit Freiheit und Demokratie zu tun? Wie viele dieser Etablissements und Herren >Wong< wird es wohl noch in Deutschland geben?

Diese Fragen wird mir wohl auch heute noch niemand beantworten.

Wenn jetzt jemand denkt, dass wir nach dem erfolgreichen Abschluss dieses Verfahrens befördert oder sonst wie ausgezeichnet wurden, dann ist das ein Irrtum.

Wir haben nichts weiter als unsere ganz normale Arbeit getan.

Braune Pest

So interessant und vielseitig die Arbeit im Sonder-Dezernat war, stellte sie mich auch vor Situationen, denen ich vorerst glaubte, nicht gewachsen zu sein.

Obwohl wir während des Studiums an der >Humboldt Universität zu Berlin< anderes gelehrt bekamen, betrachtete ich meine Arbeit als Kriminalist stets als unpolitisch und ausschließlich dem Recht auf Sicherheit der Menschen im Land untergeordnet.

Ich wollte schlicht und einfach die Menschen unter denen ich lebte vor Kriminellen schützen und begangene Straftaten aufklären.

Darin bestand meine simple Motivation.

Deshalb bin ich auch weder während meiner kurzen Zeit, als DDR-Kriminalist noch danach, in eine Partei oder ihnen nahe stehende Organisationen, abgesehen von einer obligatorischen FDGB - und FDJ-Mitgliedschaft, beigetreten.

Mitte der neunziger Jahre musste ich mich jedoch eines Besseren belehren lassen und politisch Stellung beziehen.

Kriminaloberrat König, mein Abteilungsleiter und Förderer, stellte mir eines Tages die Frage, „wie stehen Sie eigentlich zur Demokratie und zur Meinungsfreiheit in unserem Land?“

Ich schaute ihn ungläubig an und fragte mich, was wollte König von mir hören?

Ohne viel nachzudenken und ihm zu misstrauen, antwortete ich spontan,

„Demokratie und Meinungsfreiheit sind wichtige Bestandteile des Grundgesetzes, dem wir alle verpflichtet sind. Daran gibt es für mich keine Zweifel.“

König lächelte wie immer, wenn er versuchte, mich aufs Glatteis zu führen.

Ich wusste, dass er mir gleich eine tiefgründigere Erklärung für seine Frage geben würde.

„Also hören Sie, es gibt in unserem Land Mitbürger, die möchten gern das Rad der Geschichte zurückdrehen. Alte und neue Nazis sind wieder auf dem Vormarsch. Es gibt inzwischen einige verfassungsfeindliche Organisationen und Parteien, die dabei sind, sich auch in Berlin wieder auszubreiten. Der Vorstand dieser Nazi-Partei ist leider in Berlin angesiedelt.

Das ist zwar vordergründig das Betätigungsfeld für den >Verfassungsschutz<, aber unser Polizeipräsident traut diesen „Brüdern“ nicht so recht.

Deshalb beauftragte er mich, mit meinem Sonder-Dezernat dem Vorstand der NPD auf den „Zahn“ zu fühlen.

Vor allem bewegt ihn die Frage, wie ist die NPD mit anderen >Rechtsradikalen< vernetzt und was haben wir von dieser Seite in der nächsten Zeit zu erwarten?

Meine persönliche Meinung zu diesem Thema sage ich Ihnen lieber nicht, sonst denken Sie noch, ich bin nicht objektiv genug.“

König übergab mir einige dicke Akten, die vom Verfassungsschutz stammten. Danach entließ er mich mit der Aufforderung,

„machen Sie etwas daraus und legen Sie mir in einer Woche einen Vorschlag auf den Tisch, wie Sie an diese Sache herangehen wollen.“

Jetzt stand ich da mit meinem >Kriminalistenlatein<.

Auf der Fahrt zu meinem Büro in der Wilmersdorfer Straße überlegte ich hin und her, wie ich das anstellen könnte. Ich wusste es nicht.

Mit dem Faschismus hatte ich vor langer Zeit in der Oberschule zu tun.

Im Geschichtsunterricht wurde die wohl schrecklichste Zeit in der deutschen Geschichte uns in verschiedenster Form nahe gebracht und ich wusste von keinem meiner Schulkameraden, der am Faschismus, dem 2. Weltkrieg, der Verfolgung von Kommunisten, Sozialisten und Juden gefallen gefunden hätte.

Jeder von uns empfand nur Abscheu gegen Hitler, seiner SA und SS.

Meine ganze Schulklasse hörte einmal einen Vortrag eines alten Kommunisten, der während der >Nazi-Zeit< in Gefängnissen und im >KZ-Buchenwald< eingesperrt war.

Ich sah im Kino auch einige Filme, die mir die Überzeugung vermittelten, dass der >Nazismus< das Schrecklichste war, was die Menschheit hervorbrachte.

Kurzum, meine Einstellung gegen die Nazis war durch meine Erziehung in der DDR eindeutig geprägt.

Deshalb erschien mir unverständlich, dass Stadtverwaltungen und Gerichte in unserem Land Aufmärsche, Kundgebungen und sonstige Veranstaltungen der Neo-Nazis genehmigten und die Polizei verpflichtet ist, diese noch zu schützen.

Noch schlimmer ist, dass diese Nazis Parteien gründen durften, die ausdrücklich die Beseitigung der Demokratie zum Ziel haben, aber bei den Wahlen noch aus der Staatskasse bezahlt werden und in Landesparlamenten als Abgeordnete Diäten beziehen.

Mir war bekannt, dass nach der Gründung der Bundesrepublik alte Nazis bis in höchste Ämter gelangten. Geheimdienste, Justiz- und Polizeiverwaltungen von ehemaligen Nazis durchsetzt und von diesen aufgebaut wurden.

Ist es da ein Wunder, dass dieser Geist noch nach Jahrzehnten wirkt und das rechte Auge blind gegen diese Entwicklung war und ist?

Doch wo kamen nach 1989 plötzlich die vielen Jungnazis in Ostdeutschland her, die die gleiche schulische Erziehung hatten wie ich?

Diesem Phänomen wollte und musste ich auf den Grund gehen.

Immer, wenn ich von König kam, schauten meine Kollegen im Büro mich mit erwartungsvollen Blicken an. Deshalb war es schon Tradition, dass wir mit einer Tasse Kaffee bewaffnet, uns in meinem Arbeitszimmer an den großen Beratungstisch setzten und ich sie in groben Zügen informierte.

So war es auch an diesem Tag.

Anschließend herrschte großes Schweigen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich ihre Gedanken hätte lesen können.

Peter, Bernd und Irene stammten aus dem Westteil der Stadt, Rolf Schölzel und ich waren >Ossis<.

Deshalb fragte ich meine Ermittler Peter und Bernd zuerst, wie sie über diesen Auftrag dachten.

Peter antwortete als Erster,
„das ist eine schöne >Scheiße<, ich habe für die Nazis und die NPD nichts übrig, aber die paar Figuren stellen doch keine Gefahr dar, mit denen werden wir doch zu jeder Zeit fertig.“

Bernd nickte zustimmend und pflichtete ihm bei,
„wenn die Nazis Straftaten begehen, ermitteln wir gegen sie genauso, wie gegen jeden anderen Straftäter. Vor dem Gesetz sind schließlich alle gleich.“

Ich vermied es, in diesem Moment mit ihnen eine Geschichtsstunde abzuhalten. Ihnen war einfach nicht bewusst, welche Gefahr von den Aktivitäten der Neo-Nazis ausging. Woher sollten sie das auch wissen?

Viel eher war ihnen bekannt, dass die Kommunistische Partei in Deutschland verboten ist.

Rolf Schölzel hörte sich diese Diskussion eine Weile ruhig an, ehe er sich daran beteiligte.

„Ich finde es richtig, dass wir, damit meine ich die ganze Polizei, um diese Bande kümmern. Jeder von uns hat die Pflicht zu verhindern, dass die Nazis wieder Einfluss auf die Politik in Deutschland gewinnen. Mein Großvater war im KZ und wurde von den Nazis ermordet.“

Ganz still wurde es in dem Moment.

Peter und Bernd schauten betreten auf die Tischplatte und enthielten sich jeden Kommentars. Mit den Worten,

„gehen wir wieder an die Arbeit, wenn ich euch dazu brauche, gebe ich Bescheid. Kümmert Euch um die laufenden Vorgänge“,

entließ ich die drei Kollegen. Nur Irene bat ich zu bleiben. Ihre Meinung interessierte mich besonders.

Deshalb fragte ich sie,

„wie denkst Du über diesen Auftrag?“

„Das ist ja einmal etwas ganz anderes. Ich habe von der Geschichte und von den Nazis nicht viel Ahnung aber eines weiß ich, von diesen Leuten geht nichts Gutes aus. Schon ihr Äußeres versetzt die Leute in Angst und Schrecken. Sie sollten verboten werden.“

Etwas anderes hatte ich von ihr nicht erwartet. Sie bezog ihre Haltung eher aus dem Gefühl, weniger aus ihrem Geschichtsbewusstsein. Mir lag sehr daran, dass sie für das, was ich in diesem Fall zu unternehmen gedachte, Verständnis hatte und ich mich mit ihr beraten konnte.

Die vier Tage bis zum Wochenende vergrub ich mich in die von König erhaltenen drei Akten.

Ihnen konnte ich entnehmen, dass der Vorstand der NPD zu neunzig Prozent aus Personen zusammensetzte, die bis 1989 ausschließlich in den >alten Bundesländern< lebten, dort bereits als >Neo-Nazis< tätig und erst danach in Mecklenburg Vorpommern oder Sachsen ansässig wurden. Sie verfügten über Geldquellen die ausschließlich im „Westen“ sprudelten.

Doch wie kam es, dass sie in den >neuen Bundesländern< so schnell Fuß fassen konnten? Auch das beruhte nicht auf einem Wunder sondern war mehr oder weniger auf eine, bis zu dreißig Prozent, beruhende Jugendarbeitslosigkeit zurückzuführen.

Nicht zu verleugnen war auch die Tatsache, dass daraus eine ungezügelte Opposition erwuchs, die sich die Funktionäre der >rechten Nationalisten< zu nutze machten und heute noch machen.

Somit war der nach 1989 entstandene soziale Nährboden in Ostdeutschland die Hauptursache,

dass die neuen >Rattenfänger< ihr Gefolge fanden und immer noch finden.

Das stand so in sachlicher Form in den Ermittlungsberichten des Verfassungsschutzes.

Doch warum wurde und wird das so nicht in den Medien dargestellt? Warum heißt es immer nur, es handelt sich um >Ostdeutschen Rechtsextremismus<?

Ein ehemaliger Brandenburgischer Innenminister, der ebenfalls erst nach 1989 in den >Osten< kam, verstieg sich sogar in der Äußerung, dass die Erziehung in der DDR ursächlich für den Rechtsextremismus in den Neuen Bundesländern verantwortlich sei.

Das schien und scheint bei der offiziellen Darstellung dieses Themas Methode zu sein. Warum auch immer. Ein Schelm, der Böses dabei denkt.

Ich hoffte vergebens, in den Akten einen Ansatzpunkt für die mir von König gestellte Aufgabe zu finden.

Deshalb blieb mir nichts weiter übrig, als selbst nach einem Weg zu suchen und den Kontakt in diese >Szene< zu finden.

Entgegen unseren bisherigen Gepflogenheiten, Zuhause nicht über dienstliche Belange zu diskutieren, beriet ich mich in diesem Fall am Wochenende mit Irene.

Wir kamen zu dem Schluss, dass wir das nicht offiziell als LKA-Mitarbeiter tun könnten sondern eher über einen Insider. Ich wusste, dass der Verfassungsschutz einige seiner >V-Leute< selbst in den höchsten Gremien der NPD hatte.

Doch aus Gründen des Quellenschutzes war auch dieser Weg nicht gangbar. Schließlich sollten und wollten wir ein objektives Bild erstellen.

Ich kannte einen pfiffigen Journalisten, der über die Neo-Nazis des Öfteren berichtete und sich darin gut auskannte. Bei ihm wollte ich mir Rat holen.

Wir vereinbarten gleich für Anfang der darauf folgenden Woche ein Treffen, von dem ich mir viel versprach.

Tatsächlich kannte er die Szene recht gut, so dass er mir einige Tipps geben konnte, damit wir einen Ansatz finden.

Er legte mir einige seiner Veröffentlichungen vor, die auch Bildmaterial enthielten.

Weiterhin erhielt ich von ihm Informationen, wann und wo in der nächsten Zeit Aufmärsche und Kundgebungen der „rechten Szene“ stattfinden sollen.

Bei diesen Gelegenheiten sei es möglich, den einen oder anderen Neo-Nazi anzusprechen und sich als Journalist ausgebend, Fragen zu stellen.

Gegen einige hundert D-Mark wäre es nicht schwer, Informationen zu bekommen, beziehungsweise weitere Kontakte zu knüpfen.

Er übergab mir noch Fotos von Personen, mit denen man ins Gespräch kommen könnte, ohne dass er Namen nannte.

Diese Auskünfte erschienen mir recht wertvoll, so dass ich zumindest einen ersten Plan schmieden konnte.

Während der nächsten Arbeitsbesprechung informierte ich meine Mitarbeiter über das von mir vorgesehene Herangehen.

In >Halbe< einem kleinen Ort, etwa 50 Kilometer auf der Autobahn in Richtung Dresden, fand jedes

Jahr am >Volkstrauertag< im November, ein Aufmarsch der Neo-Nazis statt, um ihre >Helden“ des 2. Weltkrieges< zu >ehren<.

Die Vorgeschichte von >Halbe< bestand darin, dass hier am Ende des 2. Weltkrieges etwa 28.000 Soldaten in einer Kesselschlacht gefallen und begraben sind. Nach dem Krieg entstand in Halbe eine der größten >Kriegsgräberstätten< die nach 1990 von den Neo-Nazis als Wallfahrtsort für ihr >Heldengedenken< ausersehen wurde. So auch im November 1997. Bis dahin war es noch eine Woche und ich legte fest, dass alle Mitarbeiter des Dezernates mit mir dorthin fahren.

Die drei Ermittler bekamen Fotos von den Personen, die ich von dem Journalisten erhalten hatte.

Dazu erteilte ich den Auftrag, zu versuchen, mit diesen Personen Kontakt aufzunehmen und ihre Bereitschaft zu prüfen, sich uns zu offenbaren.

Dabei sollten sich meine Mitarbeiter als Journalisten ausgeben und wenn es sein musste, den Zielpersonen für ihre Informationen auch Geld anbieten.

Das widersprach zwar meiner Überzeugung, war aber in diesen Kreisen nicht unüblich.

Wobei die ganze Aktion in mir ein Unbehagen auslöste, was ich bis dahin in meiner Arbeit noch nicht so kannte.

Während unsere drei Ermittler zielgerichtet vorgehen sollten, beabsichtigte ich mit Irene den Demonstrationszug mit eine Videokamera, beziehungsweise Digitalkamera, zu filmen und zu fotografieren.

Der Aufmarsch verlief so, wie wir es aus einer Fernsehaufzeichnung vom Vorjahr kannten.

Ganz in schwarz gekleidete Glatzköpfe dominierten den >Trauerzug<.

Wir und die relativ wenigen sonstigen >Zuschauer< waren dabei nicht zu übersehen, was mein Unbehagen noch verstärkte.

Rolf, Peter und Bernd mischten sich unter das >Volk<, währenddessen Irene und ich an beiden Seiten nebenher liefen und heimlich unsere Aufnahmen machten.

Der Marsch zum >Heldenfriedhof< dauerte etwa eine halbe Stunde. Anschließend wurde von einem mir unbekanntem Neonazi eine Rede gehalten, bei der mir die Nackenhaare hochstanden.

Ich fragte mich immer wieder,

„wie kann es sein, dass in einem >Rechtsstaat<, wie der Bundesrepublik Deutschland, ungehindert solche Reden gehalten werden konnten?“

Es ist aber möglich und dass seit Gründung dieser Republik 1949, bis in die Gegenwart, weil wir ja ein >demokratisches Land< sind, wo >Meinungsfreiheit< herrscht, oder sollte man nicht eher >Narrenfreiheit< sagen?

Mir schien es in diesem Moment jedenfalls so.

Der ganze Spuk löste sich nach etwas mehr als zwei Stunden auf und ich traf mich mit Irene und den anderen drei Kollegen wieder an unseren VW-Bus.

Auf der Fahrt nach Berlin brauchten wir eine Weile, um unsere Gedanken zu ordnen.

Als der Schock über das Erlebte langsam nachließ, begannen wir uns über das Erlebte auszutauschen.

Das Wichtigste war, dass es Peter gelang, einen ausbaufähigen Kontakt zu einer der Zielpersonen herzustellen.

Da ein uns nützlicher >Gedankenaustausch< mit diesem Mann während der Aktion in Halbe verständlicherweise nicht möglich war, vereinbarte Peter für zwei Tage später mit ihm ein Treffen in Berlin, neben der Sparkasse am >Alexanderplatz<.

Wer war dieser Mann?

Viel wussten wir nicht über ihn.

Wollten wir mehr erfahren, hätten wir uns nur an den Verfassungsschutz wenden müssen. Doch gerade das galt es zu vermeiden.

Deshalb recherchierte Irene fast zwei Tage im Internet und fand Interessantes heraus.

Von seiner Umgebung wurde er nur „Kalle“ genannt. Sein bürgerlicher Name lautete Hans-Jürgen Keller.

Er stammte aus einer Lehrerfamilie. Seine Eltern wohnten nach wie vor auf der >Hufelandstraße<, im Stadtbezirk >Prenzlauer-Berg<.

Der Vater war bis 1989 im >DDR-Volksbildungsministerium< als Abteilungsleiter tätig. Nach der >Wende< bekam er keine Anstellung mehr und betätigt sich seitdem als Autor verschiedener Sachbücher. Die Mutter arbeitete als Lehrerin noch in der gleichen Grundschule, wie vor der „Wende“.

>Kalle< schien sich schon Anfang der achtziger Jahre von seinen Eltern abgewendet und einer Gruppe von >Skinheads< angeschlossen zu haben.

Nach 1989 suchte er Kontakt zu verschiedenen Neo-Nazigruppen, die in den <neuen Bundesländern< wie Pilze aus der Erde schossen. In den meisten Fällen waren es Neo-Nazis aus den >alten Bundesländern<, die in den >Osten< kamen und versuchten, ihre eigenen

Organisationen aufzubauen, weil sie im >Westen< untereinander ziemlich zerstritten waren. Die Bestrebungen rechter Parteien in Ostdeutschland, wie DSU, DVU oder Republikaner, in die Landesparlamente einzuziehen, wurden von ihnen abgelehnt. Sie bevorzugten den >nationalen Kampf< auf der Straße und orientierten sich ausschließlich am Faschismus von vor 1945 und sahen ihre personelle Basis bei den von der DDR und der neuen Bundesrepublik enttäuschten Jugendlichen, die auch in dem neuen gesellschaftspolitischen System für sich keine Perspektive fanden.

Gerade am Anfang der neunziger Jahre wurden Jugendliche durch Arbeitslosigkeit, die Beseitigung von Jugendklubs und dem chronischen Geldmangel in den Sportvereinen, verstärkt an den >Rand der Gesellschaft< gedrängt.

Somit hatten es die neuen >Rattenfänger< leicht, Jugendliche für ihre Interessen und Ziele zu rekrutieren.

Dabei fühlten sich Jugendliche aus allen sozialen Schichten angesprochen, wie das Beispiel des >Kalle< zeigte.

Allerdings schien der größte Teil dieser >Rekruten< sich aus weniger gebildeten Jugendlichen zusammen zu setzen, die einfach nur >Action< und eine >starke Gemeinschaft< suchten, um einem langweiligen Dasein in der >neuen Gesellschaft< zu entgehen.

Wie wir nun wussten, gehörte Kalle zu denen nicht. Deshalb schien er für unsere Ermittlungen am ehesten geeignet.

Peter beschäftigte sich intensiv mit den uns bekannten Fakten und arbeitete die für uns

wichtigsten Fragen aus, worauf wir von Kalle eine Antwort erwarteten.

Entsprechend meinem Auftrag ging es mir ausschließlich darum, konkrete Informationen über die personelle Zusammensetzung der Führungskräfte, ihre Strategien und geplanten Aktionen zu erhalten.

Mit dieser Zielstellung begab sich Peter zu seinem ersten Treffen mit Kalle am >Alex<.

Ohne Schwierigkeiten erkannten sie sich, wobei Peter dem >inoffiziellen Informanten< das Misstrauen anmerkte. Deshalb war es für ihn wichtig, ein so gut wie mögliches Vertrauensverhältnis zu Kalle herzustellen.

Darum schlug Peter gleich vor, sich in das >Restaurant Alex< unterhalb des Fernsehturms, zu setzen, wo sie ungestört reden könnten.

Das Lokal war nicht voll besetzt, so dass sie schnell einen Platz fanden, der ein vertrauliches Gespräch ermöglichte.

Peter stellte sich als >Bernd Schmelzer<, Journalist der >Berliner-Zeitung<, vor. Er sei dabei für einen Artikel zu recherchieren, der sich mit der >rechten Szene< in Ostdeutschland, speziell in Berlin, beschäftigt. Dabei wäre es ihm wichtig, ein so objektives Bild wie möglich zu skizzieren, da in der >Boulevardpresse< und im Fernsehen nur eine tendenziöse, negative Berichterstattung stattfand.

Kalle nickte zustimmend und erklärte, „ich bin nur zu einem Gespräch bereit, wenn von mir kein Bild und auch mein Name nicht in der Zeitung erscheint.“

Das sicherte Peter ihm bedingungslos zu und versprach nur über allgemeine Dinge in einem objektiven Licht zu berichten.

Noch bevor Peter seine erste Frage stellen konnte, fragte Kalle,
„was springt denn für mich dabei heraus?“
und rieb unmissverständlich den rechten Daumen und Zeigefinger aneinander.
Da konnte Peter ein Lächeln nicht verhindern, denn auf diese Frage war er vorbereitet und stellte die Gegenfrage,
„wie viel hast du dir denn vorgestellt?“
„na, ich dachte so an fünfhundert Mark?“,
antwortete „Kalle“ ohne zu zögern.
Genau so schnell antwortete Peter seinem Gesprächspartner,
„die sollst du bekommen, dreihundert heute und zweihundert, wenn ich von dir alles gehört habe, was mich interessiert. Bist du damit einverstanden?“
Kalle senkte den Kopf und schaute einige Sekunden auf seine Schuhspitzen, bis er antwortete,
„Ok, ich bin einverstanden, was willst du wissen?“
Peter atmete erleichtert auf, dass diese Verhandlung abgeschlossen war. Schließlich hätte Kalle ja noch einen Rückzieher machen können.
„Wie bist du eigentlich zum Nazi geworden?“,
war Peters erste Frage.
„Das habe ich mich auch manchmal gefragt. Eigentlich lag das an den Verhältnissen, unter denen ich als Kind und Jugendlicher aufwuchs. Einmal war es die Schule in der DDR, und zum anderen vor allem mein Elternhaus.
Meine beiden Eltern sind von Beruf Lehrer, damit ging die Schule zu Hause weiter. Dauernd wurde an mir herumerzogen, was mich mehr und mehr zum Widerspruch reizte.“

Bis zu meinem vierzehnten Geburtstag, im März 1987, versuchte ich stets, alles so zu tun und zu sagen, wie es meine Lehrer und Eltern wollten oder gern hörten. Danach begann ich mein Verhalten zu ändern.

Während den Jugendweihstunden musste ich mir immer wieder anhören, wie überlegen die sozialistische Gesellschaft in der DDR dem Kapitalismus ist. Dabei sah jeder, dass die Erwachsenen immer unzufriedener wurden, weil es immer weniger zu kaufen gab und die Schlangen vor den Läden immer länger wurden, wenn es Tomaten, Bananen oder Bekleidung aus dem westlichen Ausland gab.

Selbst meine Mutter schimpfte immer mehr, wenn sie vom Einkaufen kam. Noch in der gleichen Stunde hielt sie mir einen Vortrag, wie gut es mir ging und der Sozialismus das Beste ist, was den Menschen passieren kann.

Das Gleiche hörte ich von den Lehrern, die am liebsten Jeans aus dem Westen trugen. Das „stank“ mir von Tag zu Tag mehr und ich widersprach in der Schule und meinen Eltern.

Das hatte Einträge und Taschengeldentzug zur Folge. Jeden Tag gab es in dieser Hinsicht anderes Theater.

Da lernte ich im Wohngebiet auf einem Spielplatz einige ältere Jungs kennen, die mit Nieten versetzte Lederjacken und ganz kurze Haare trugen.

Erwachsene wurden von ihnen „angemacht“, ohne dass die sich dagegen wehrten, da sie viel zu viel Angst vor den Sechzehnjährigen hatten. Das gefiel mir und ich hielt mich immer öfter bei ihnen auf. Eines Tages ließ ich mir die Haare genau so kurz schneiden und überlegte, wie ich auch zu so

einer Lederjacke komme. Das sagte ich >Ete<, dem Anführer der Jungs.

Der fackelte nicht lange, schnappte sich drei andere und kam nach einer halben Stunde mit einer Lederjacke zurück, die er lachend mir überstreifte.

Die Jacke war mir zwar noch zwei Nummern zu groß, aber ich war stolz und gehörte ab dem Moment so richtig dazu. „Wo hast du die Jacke her?“ fragte ich >Ete<.

Der antwortete nur kurz >abgezogen<, gefällt sie dir nicht?“

Waren meine Eltern schon wütend, als ich mit kurzen Haaren Nachhause kam, so spielten sie ganz verrückt, als sie die Lederjacke sahen. Mein Vater wollte sie mir wegnehmen und es kam zu einem regelrechten Kampf mit ihm, bei dem er die ersten Faustschläge von mir einfieng.

Von dem Tag an waren die Weichen gestellt und ich fühlte mich zur Familie nicht mehr zugehörig. In die Schule ging ich auch nicht mehr. Mir war irgendwie alles scheißegal. Für meine Eltern war ich auch nur noch Luft.

Sie gingen ihrer Arbeit nach und ich schlich mich in den Nachtstunden auf mein Zimmer. Tagsüber pennte ich bis in die Mittagsstunden und anschließend trieb ich mich im Wohngebiet herum. Ab 15.00 Uhr traf ich dann meistens einen oder mehrere Jungs auf dem Spielplatz. An manchen Nachmittagen streiften wir durch den >Park am Friedrichshain< und machten die Erwachsenen an. Da bekam so manch älterer Herr tüchtige Prügel. Mitunter wurde auch nach der Polizei gerufen. Die bekamen uns aber nie. Wir waren viel zu schnell und kannten gute Verstecke.

An einem der Nachmittage brachte Ete zwei Broschüren mit.

Auf dem einen Umschlag war ein SS-Mann mit Stahlhelm abgebildet. Im Inhalt waren Aktionen der >Wehrsportgruppe Hoffmann< zu sehen.

Die hatten schicke Uniformen, ähnlich der SS, an und schossen mit scharfen Waffen. Das machte auf uns ganz schön Eindruck. Ete überließ mir die Hefte für einige Tage.

So konnte ich mich in aller Ruhe damit beschäftigen. Ich war begeistert. Vor allem der Zusammenhalt und die Disziplin dieser Truppe, auch das Abenteuer im Wald, mit Lagerfeuer und das Essen aus den über dem Feuer hängenden Suppenkesseln, das war schon was. Als ich Ete die Hefte zurückgab diskutierten wir darüber. Als er vorschlug, es auch so zu machen, waren alle Feuer und Flamme.

Als Erstes mussten wir uns Uniformen, beziehungsweise Kampfanzüge, beschaffen. An richtige Waffen war natürlich nicht heranzukommen. Aber mit den Kampfanzügen dauerte es nicht lange. Ete kannte einen, der mit >ausgedienten Kampfanzügen< handelte. Um zumindest die Jacken kaufen zu können, brauchten wir Geld.

Eine Bank ausrauben, war damals schlecht möglich. Dafür war es schon leichter, andere Jungs oder Erwachsene >abzuziehen<. Wir wussten, dass sich im >Friedrichshain< nachts immer die Schwulen herumtrieben und mächtige Angst vor der Polizei hatten.

Die auszurauben war kein Problem. Uns anzuzeigen kam für sie nicht in Frage.

Als wir uns die Jacken zulegen konnten, begannen wir in der >Wuhlheide< mit der Ausbildung.

Beim zweiten Mal brachte Ete einen Mann von etwa dreißig Jahren mit, den er als >Rudi aus Westberlin< vorstellte.

Der erzählte uns, dass er den >Wehrsportführer Hoffmann< persönlich kannte und von ihm viel gelernt hatte. Das wollte er auch uns beibringen. Da war das >Hallo< natürlich groß.

Um es kurz zu machen, bis zur >Wende“ im November 1989< blieb unsere Gruppe mehr oder weniger zusammen. Zweimal in der Woche trafen wir uns in der >Wuhlheide< oder überfielen mit Knüppeln bewaffnet, einige Jugendclubs.

Inzwischen war ich siebzehn Jahre und hatte mich ganz von meinen Eltern >abgenabelt<. Geschlafen habe ich meist bei Jungs aus der >Gruppe<.

Die „Maueröffnung“ am 9. November 1989 war das Größte. Wir erlebten sie live und turnten die ganze Nacht auf der >Mauer< am >Brandenburger Tor< herum. In den Wochen danach waren wir viel in Westberlin. Dort gab es einige Klubs, wo sich >Gleichgesinnte> trafen.

Ein besonderes Highlight waren immer die Bands mit ihren Texten, die zum Widerstand aufriefen und die Nächte zum >kochen< brachten. Ich hing damals jede Nacht und jeden Tag an den Hacken von Ete und Rudi. Dadurch kannte ich mich bald in Westberlin sehr gut aus.“

Diese Schilderung des Informanten waren für Peter zwar interessant, bestätigten aber lediglich das, was wir von >Kalle< schon wussten oder

ahnten. Deshalb wurde Peter langsam ungeduldig und stellte seine zweite Frage,

„Was ist Dir über gefestigte Organisationen innerhalb der >Neo-Nazi Szene< bekannt?“

„Nach 1992 war die Szene nach wie vor in verschiedene Gruppen zersplittert.

Die meisten wollten >Randalen< und beteiligten sich überall dort, wo es zu Schlägereien mit der Polizei oder den >Linken<, den >Zecken< kam. Zecken und Linke waren alle die, die sich nicht öffentlich durch Haarschnitt und Kleidung zu unserer >Nationalen-Bewegung< bekannten.

>National< war für uns alles das, was den Traditionen der NSDAP, SA, SS oder der >Deutschen Wehrmacht< nahe stand. Eigentlich waren wir uns in allem einig, nur die >Führer< der verschiedenen Gruppen konnten sich nicht einigen.

Sie kamen allesamt aus der alten Bundesrepublik und führten in Berlin und besonders im Ostteil oder der ehemaligen DDR, ihre internen Machtkämpfe fort.

Egal, ob sie Meier, Müller, Schulze oder Kühnen hießen, sie propagierten alle das Gleiche und jeder wollte der >Führer< sein. Das führte sogar dazu, dass wir uns gegenseitig bekriegten und verprügelten.

Inzwischen hatten wir auch die unterschiedlichsten Waffen. Schlagstöcke, Kampfmesser, Pistolen und sogar einige Panzerfäuste. Benutzt haben wir sie, bis auf die Panzerfäuste, ausschließlich in unserem >Kampf< gegen die >Zecken< oder die anderen Nazi-Gruppen.

Da blieb so mancher auf der >Strecke<.
Die Polizei oder der Verfassungsschutz kam uns
nie auf die Spur und keiner wurde wegen
Totschlag oder Mord verhaftet oder verurteilt.“
Da horchte Peter auf und fragte,

„Was weißt du über derartige Morde?“

Kalle wurde rot im Gesicht und merkte, dass er
mehr sagte, als er eigentlich wollte.

„Eigentlich habe ich nie gewusst, wen wir da
>umgelegt< hatten, das war mir auch egal. Es
gab nie einen konkreten Auftrag jemand
>Bestimmtes< umzulegen. Das passierte eben.
Wichtig war nur, >unsere Macht< zu
demonstrieren.

Nach 1995 tauchten bei unseren Treffen immer
wieder >Funktionäre< verschiedener rechter
Parteien, wie den Republikanern, DVU oder der
NPD auf. Sie erzählten meistens von
>Machtergreifung<, >Nationaler Bewegung< oder
>Unterwanderung< der Parlamente“.

Das war mir und den meisten anderen Jungs zu
geschwollen und diese Leute erinnerten mich eher
an die Lehrer oder Parteifunktionäre zu DDR-
Zeiten.

Damit hatten wir nun gar nichts am Hut.

Uns ging es um >Action< und um den Leuten
Angst einzujagen.

Nur die >Älteren< unter uns waren dafür
empfänglich. Das war wahrscheinlich eine Frage
des Alters. Wir sahen uns zwar an der Seite der
rechten Parteien, aber nur als >Kampfgruppe<,
wie es die SA oder SS für Hitler war.

Deshalb reihten wir uns auch immer wieder in ihre
Demonstrationen in Berlin oder Brandenburg ein.

Richtig was los war eigentlich nur in Sachsen, in der >Sächsischen Schweiz<.

Dort fanden sich wenigstens genug Leute zusammen, die eine >Kampfsportgruppe< gründeten und in den Wäldern >Übungen< durchführten.

Mit ein paar Kumpels bin ich zweimal dorthin gefahren und habe ihnen zugesehen.

Die hatten sogar richtig scharfe Waffen dabei.

Als wir so etwas in Berlin durchziehen wollten, fanden sich nur ein paar Idioten zusammen, mit denen nichts Ernsthaftes anzufangen war.

Alles nur >Großschnauzen< mit wenig Grips im Kopf.

Mir blieb nur die Wahl, mich entweder in die NPD einzugliedern oder mit den >Schwachköpfen< loszuziehen, die immer nur die >Linken< aufmischen wollten.

Das war mir alles nichts. Deshalb traf ich mich nur noch mit einigen aus meiner Ostberliner-Zeit, mit denen ich mal an diesen oder jenen Demonstrationen teilnehme.“

Peter wurde immer ungeduldiger und rutschte auf seinem Stuhl hin und her bis er Kalle unterbrach.

„Das ist mir alles zu unkonkret. Nenne mir doch ein paar Namen von denen, die an den Schlägereien beteiligt waren und heute noch dabei sind, wenn die „Linken“ aufgemischt werden!“

Da brauste Kalle auf,

„nein, von mir erfährst du keine Namen, ich bin kein Verräter! Ich kann nur wiederholen, dass es in Berlin keine größere Organisation unter den >Rechten< außerhalb der NPD gibt. Alles, was

bisher darüber in den Zeitungen stand, sind Erfindungen einiger Journalisten, die sich nur wichtig tun oder einen Namen auf unsere Kosten machen wollen.“

Das reichte Peter. Er stand auf und übergab Kalle einen Briefumschlag mit dreihundert DM. Danach verabschiedete er sich von ihm, ohne ein erneutes Treffen zu vereinbaren.

Am Ausgang der Gaststätte schaltete Peter sein Aufnahmegerät aus, von dem Kalle nichts wusste. Einerseits war er enttäuscht, aber andererseits waren wir jetzt besser informiert, als zuvor.

Wieder in unserem Büro hörten wir uns Peters Bandaufzeichnung an.

Danach schwiegen wir noch eine Weile, bis ich Peter den Auftrag gab, einen schriftlichen Bericht für König, anzufertigen.

Irene hatte bereits eine Mappe mit den von uns in Halbe geschossenen Fotos zusammengestellt.

Eigentlich hatte ich gehofft, mehr heraus zu bekommen, aber das war in dieser kurzen Zeit kaum möglich.

Um das zu erreichen, müssten wir uns in diese Gruppierungen oder die NPD integrieren bzw. undercover ihnen nähern.

Das war jedoch nur dem Verfassungsschutz vorbehalten.

Eigentlich war es ein Armutszeugnis, dass wir als Sonder-Dezernat mit dieser Aufgabe betraut wurden, weil der Innensenator oder der Polizeipräsident dem Verfassungsschutz nicht traute.

Peter führte in dem von ihm verfassten Bericht richtig aus, dass der militante Rechtsextremismus auf dem geistigen Fundament bzw. der Ideologie der rechtsgerichteten Parteien basiert, aber objektiv nicht in diese Parteien integriert ist. Das änderte und ändert nichts an der Tatsache, dass der Rechtsextremismus, egal in welcher Form, gefährlich war und ist.

Meine persönliche Schlussfolgerung aus unseren Ermittlungen war, dass die gesellschaftspolitischen Strukturen und Gesetze unseres Landes ungeeignet sind, dieser Gefahr ernsthaft zu begegnen. Dazu kommt die Inkonsequenz der Politik, sich dieser Grundsatzfrage tatsächlich zu stellen.

Deshalb war und ist es nicht falsch zu behaupten, dass die Politik und maßgebende Politiker in diesem Land, auf dem rechten Auge immer noch blind sind. Deshalb erlaube ich mir an dieser Stelle die Frage,

„Wie weit entfernt waren die Gründer der Bundesrepublik, des Verfassungsschutzes, des Bundesnachrichtendienstes, der Justiz oder der Bundeswehr, vom Nationalsozialismus entfernt?“

Allerdings schrieb ich das so nicht in meinen, für den Polizeipräsidenten bestimmten, Bericht.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als König, mein Abteilungsleiter, diesen Bericht las und zustimmend nickte.

Damit war ich froh die unangenehmste meiner bisherigen Aufgaben endlich wieder los zu sein.

Veränderungen

Zwei Jahre waren seit der Bildung unseres Sonder-Dezernates vergangen.

Wir hatten uns alle aneinander gewöhnt und kamen gut miteinander aus.

Ein Jahr war es her, dass meine Frau verstarb und seit mehr als sechs Monaten lebte ich mit Irene zusammen, ohne dass die Kollegen davon etwas wussten.

Es war uns tatsächlich gut gelungen, das Familiäre vom Dienstlichen zu trennen.

Ich merkte aber, dass Irene darunter nicht wenig litt. Doch wie konnten wir diesen Zustand ändern, ohne dass unser zweifellos erfolgreiches Team auseinander brach?

Wir mussten und wollten in den „sauren Apfel“ beißen und uns offiziell in der Arbeit zueinander bekennen.

An einem Wochenende kaufte ich einige Delikatessen sowie eine Flasche guten Weißwein und kochte am Sonnabendabend für uns Lammfilet mit Champignons und leckerem Gemüse.

Unsere Jannet hatten wir zeitig ins Bett gebracht.

Irene war erstaunt und ahnte nicht, weshalb ich ein so feierliches Essen vorbereitete.

Als wir uns dann gegenüber saßen hob ich mein Glas und sprach feierlich,

„Irene ich liebe Dich und danke Dir für alles, Zuhause und bei der Arbeit.“

Ich halte es nicht länger aus, unsere Liebe weiterhin nach Außen zu verheimlichen. Ich bitte Dich, König und die Kollegen informieren zu können, dass wir glücklich miteinander leben. Was sagst du dazu?“

Irene wurde ganz rot im Gesicht und die Hand, in der sie ihr Glas hielt, begann zu zittern.

Bevor sie antwortete wurden ihre Augen ganz feucht.

„Ich liebe dich auch und möchte immer für dich da sein und bin einverstanden, dass du mit König sprichst. Den Kollegen sagen wir es aber gemeinsam, bei einer kleinen Feier. Aber verloben wollen wir uns doch nicht, oder?“

„Um Gotteswillen“, platzte ich heraus und wir mussten beide lachen.

„Ich habe am Montag bei König einen Termin und werde es ihm sagen. Allerdings wird er darauf bestehen, dass du in ein anderes Dezernat oder sogar in eine andere Abteilung versetzt wirst.“

Irene nickte zustimmend und antwortete,

„Wie denkst Du darüber, wenn ich mich um einen Halbtagsjob bewerbe damit ich mich mehr um unser Zuhause und um Jannet kümmern kann?“

Der Gedanke war nicht schlecht und kam meinen Vorstellungen entgegen. Trotzdem fragte ich Irene,

„Wird Dich das Hausfrauendasein auch ausfüllen? Du warst doch bis jetzt immer Vollbeschäftigt.“

„Ich stelle mir das schön vor, da kann ich einerseits Deine Schwiegermutter mehr entlasten, sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste und andererseits reichen mir ein paar Stunden Arbeit im LKA. Darauf würde ich mich freuen.“

Darin waren wir uns einig und konnten uns dem inzwischen abgekühlten Lammfilet widmen.

Ich war auf Königs Gesicht gespannt, wenn ich ihn mit dieser Neuigkeit konfrontiere.

Doch auch unser Abteilungsleiter überraschte mich mit anderen Neuigkeiten.

Beim Betreten seines Arbeitszimmers blieb ich wie angewurzelt stehen.

Neben König stand Cornelia Frank, die Profilerin vom BKA, die vor fast zwei Jahren für kurze Zeit in einem Mordfall unser Referat unterstützte.

Sie sah noch genau so gut und verführerisch aus, wie damals.

Spontan entfuhr es mir,
„was machst Du denn hier?“

Cornelia lachte mich an und genoss scheinbar meine Überraschung.

Ehe sie antworten konnte, forderte König mich auf, an seinem Besprechungstisch Platz zu nehmen.

„Herr Klein, es gibt Neuigkeiten. In drei Monaten begeben Sie sich in den wohlverdienten Ruhestand und Frau Frank wird meine Nachfolgerin.

Ich hoffe, das freut Sie?“

Ich war verständlicher Weise total schockiert.

Einerseits stimmte es mich traurig, König als Chef zu verlieren. Andererseits freute es mich, dass Cornelia seinen Platz einnimmt.

Mit ihr hatte ich mich ja fast zu gut verstanden.

Mir fiel auch gleich die eine, gemeinsam mit ihr verbrachte Nacht in ihrem Hotelzimmer ein.

Ich war überzeugt, dass sie diese Stunden auch nicht vergessen hatte.

Jetzt musste ich in ihrem Beisein König mein Verhältnis mit Irene beichten.

Das war mir gar nicht recht.

Andererseits konnte ich dadurch die „Weichen“ zu Cornelia gleich richtig stellen, damit wir nicht „rückfällig“ werden.

Erwartungsvoll schauten Cornelia Frank und König mich an und ich war ihm eine Antwort schuldig.

„Herr König, Sie sind für mich der beste Chef, den ich je hatte, weshalb ich Ihr Ausscheiden sehr bedauere. Andererseits bin ich froh, dass ich Ihre Nachfolgerin schon kenne.

Wir haben damals gut zusammen gearbeitet und ich schätze ihre Kompetenz. Deshalb bin ich überzeugt, dass wir einen nahtlosen Übergang haben. Ich möchte jedenfalls meinen Beitrag dazu leisten.“

Das klang im Nachhinein zwar etwas geschwollen, aber war meine ehrliche Meinung.

Cornelias Röte im Gesicht blieb mir nicht verborgen.

König nickte mit strahlendem Gesicht und fragte, „haben Sie auch etwas auf dem Herzen?“

Jetzt war es an mir, die Karten auf den Tisch zu legen.

„Ja, ich muss auch noch etwas beichten.

Wie Sie wissen, ist vor einem Jahr meine Frau verstorben. Seitdem hat Irene Seidel mir privat sehr geholfen. So lernten wir uns noch besser kennen und verliebten uns ineinander. Seit einiger Zeit leben wir zusammen und wollen auch in Zukunft zusammen bleiben.

Ich weiß, dass wir deshalb nicht länger direkt zusammen arbeiten können. Sie möchte sich auch um einen Halbtagsjob bewerben. Können Sie uns dabei helfen?“

Jetzt war es heraus und es gab kein Zurück.
König schien tatsächlich überrascht.
Cornelia schaute mich lächelnd an, bevor der
Abteilungsleiter antwortete,
„Ich freue mich, dass es Ihnen privat wieder gut
geht. Selbstverständlich werden wir für Frau
Seidel eine geeignete Stelle finden. Sie ist ja eine
sehr kompetente Kollegin.
Ich werde mit dem Personalbüro reden und ihr
bald Bescheid geben.
Viel Zeit können wir uns dabei nicht lassen.
Schwieriger wird es, für Frau Seidel Ersatz zu
finden, oder haben Sie schon jemanden im
Auge?“
Daran hatte ich noch gar nicht gedacht und
schüttelte deshalb nur mit dem Kopf.
Mit den Worten,
„Na gut, auch das wird sich finden“
beendete König das Gespräch.
Wir standen auf und schüttelten uns die Hände.
Bevor ich Königs Büro verließ, kündigte Cornelia
noch ihren baldigen Besuch in unserem Dezernat
an.

Mein Kopf war voll und ich fand mich wie im
Traum auf dem Parkplatz wieder.
Danach hatte ich meinen Mitarbeitern viel zu
berichten.
Irene hatte dicht gehalten, weshalb meine Männer
noch ahnungslos waren, als ich im Büro auf der
Wilmersdorfer Straße eintraf.
Jetzt konnte ich es kaum erwarten, die
Neuigkeiten loszuwerden.
Deshalb riss ich die Tür zum Mitarbeiterzimmer
auf und rief,

„es gibt Neuigkeiten“.

Das klang wie ein Schlachtruf. Jetzt dachten die drei Kollegen, es gibt einen neuen Fall.

Irene stellte schnell die Tassen auf den großen Tisch in meinem Arbeitszimmer und goss wie immer den Kaffee ein.

Ich genoss die erwartungsvollen Blicke, bevor ich zu reden begann,

„Irene und ich, wir haben Euch etwas mitzuteilen. Seit einem halben Jahr sind wir ein Paar und leben zusammen. Deshalb wird sie uns bald verlassen und eine Halbtagsstelle im LKA übernehmen.

Darum kümmert sich König, dem ich das heute gebeichtet habe.“

Anschließend schaute ich gespannt in die erstaunten Gesichter meiner drei Mitarbeiter.

Peter fand als Erster die Sprache wieder.

„Das habe ich nicht anders erwartet“, platzte er scherzhaft heraus.

Da musste ich gleich fragen,

„warum?“

Peter grinste und schaute die anderen triumphierend an bevor er antwortete,

„Ihr passt so gut zueinander.“

Da nickten die anderen zustimmend und lachten gleichfalls.

Bedächtig, wie es seine Art war, reagierte Rolf.

„Ich freue mich für Euch, trotzdem finde ich es bedauerlich für uns, dass Irene nicht bleibt. Wie soll es denn weitergehen?“

Worauf ich antwortete,

„König hat mir versprochen, dass er bald für Ersatz sorgen wird. Doch das ist noch nicht alles.

Er wird uns in drei Monaten auch verlassen und in den Ruhestand gehen.“

Wie erwartet, setzte erneut ein lautes Gemurmel ein.

Bernd rief,

„und wer wird sein Nachfolger, ist das schon bekannt?“

Jetzt machte ich es spannend.

„Ihr kennt seinen Nachfolger, oder besser gesagt, seine Nachfolgerin!“

„Wer soll denn das sein?“ stellte Peter die Frage in den Raum.

„Fällt Euch niemand ein?“

Ich wäre auch nicht darauf gekommen, habe sie aber heute schon begrüßt.“

Setzte ich noch einen drauf.

Bernd wurde jetzt ungeduldig.

„Mach es doch nicht so spannend und sag es endlich!“

„Na gut, sagt Euch der Name Cornelia Frank noch etwas?“ beendete ich das Ratespiel.

Jetzt genoss ich die Überraschung.

Irene sagte nichts, wurde nur rot im Gesicht. Ich glaubte zu wissen, was sie dachte. Schließlich bemerkte ich damals schon ein wenig Eifersucht bei ihr.

Peter saß auch mit rotem Kopf da und presste nur ein

„Oh Hallo“ durch die Lippen. Er hatte bestimmt nicht vergessen, wie er sich ihr gegenüber manchmal unverschämt verhielt.

Lediglich Bernd und Rolf äußerten sich zustimmend.

Dann ergriff Irene die Initiative.

„Wir möchten Euch zu einer kleinen Feier einladen, wann passt es Euch?“

Ich schlage Freitag nach Dienstschluss vor. Geht das in Ordnung?“

Keiner widersprach, alle nickten zustimmend.

Damit war auch das geklärt und ich konnte endlich etwas aufatmen.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit Sortieren, Abheften und Aufräumen.

Ich wollte die Überbleibsel unseres letzten, so unangenehmen Auftrages, schnellstens in den Akten verschwinden lassen.

Die Neuigkeiten nahmen an diesem Tag jedoch kein Ende. Kaum waren wir Zuhause angekommen, klingelte das Telefon und ich erhielt die Nachricht, dass mein alter Freund Ewald an einem Herzinfarkt vor wenigen Stunden verstorben sei. Seine Frau Karin war völlig aufgelöst und wusste nicht ein noch aus.

Ich überlegte nicht lange, setzte mich ins Auto und fuhr zu ihr nach Marzahn.

Ewald wurde nur 47 Jahre alt.

Ich wusste, dass er seit Beginn seiner Arbeitslosigkeit etwas kränkelte, was meiner Meinung nach psychische Ursachen hatte, weil er mit den neuen Verhältnissen nach der >Wende< nur schwer zu recht kam.

Mehr als Karin in die Arme nehmen, konnte ich auch nicht. Wie kann man einer guten Freundin helfen, die gerade ihren Mann verloren hatte?

Ich wusste es nicht.

Eine Woche später fand die Trauerfeier statt. Erst danach fand ich mich mit der Tatsache ab, dass mein bester Freund nicht mehr lebte, auch wenn es mir schwer fiel.

Wie oft in solchen Situationen half mir die Arbeit, ein neuer spektakulärer Fall.

Der Baulöwe

Mit einem Anruf Königs begann es.

Er zitierte mich zu sich. Sein Büro teilte er ja bereits seit zwei Wochen mit seiner Nachfolgerin Cornelia Frank.

Beide erwarteten mich ungeduldig und stellten mich einem mir bis dahin unbekanntem Staatsanwalt sowie einem Dezernatsleiter aus einer anderen Abteilung des LKA vor.

Wie es Königs unkomplizierte Art war, hielt er sich nicht lange mit der Vorrede auf und zeigte auf einen Stapel mit Akten, der gebündelt auf seinem Besprechungstisch lag.

„Kollege Klein, wir haben eine neue Aufgabe für Ihr Team.

Vor drei Wochen ist der Bauunternehmer Scholz in seinem Büro ermordet aufgefunden worden.

Der Leiter des LKA hat mich beauftragt, mit Ihrem Team die Mordkommission des Kollegen Hauptkommissar Werner und den verantwortlichen Staatsanwalt, Herrn Meisner, zu unterstützen.

Es deutet sich an, dass die Ermittlungen bis in die Senatsverwaltung ausgedehnt werden müssen.

Sie haben ja schon ausreichend Erfahrungen im Umgang mit Beamten.

Aber, das kann Ihnen Staatsanwalt Meisner viel besser erklären.“

Anschließend nahm König seine Hornbrille ab, die ihm bei der Rede auf die Nasenspitze rutschte.

Dass ihm seine Arbeit schon recht schwer fiel, merkte ich an den Schweißperlen, die inzwischen auf seiner Stirn standen.

Cornelia hörte genau so aufmerksam zu wie ich. Sie schob mir danach den Aktenstapel über den Tisch. Da setzte auch schon der Staatsanwalt zu seinem Bericht an.

„In den letzten drei Wochen ermittelte zunächst eine Mordkommission des LKA 1 und es stellte sich heraus, dass Scholz als Inhaber und Geschäftsführer seine Firma zielstrebig in die Insolvenz führte, aber in den letzten drei Jahren mehrere Millionen an Fördergelder kassierte, die sich mittlerweile zum großen Teil auf >Schweizer Konten< befanden.

Somit hatten wir es nicht nur mit einem Mord, sondern auch mit einem groß angelegten Subventionsbetrug zu tun, weshalb Hauptkommissar Werner, mit seinen Leuten vom LKA 3. in den Fall involviert wurde.

Wie sich herausstellte reichte dieser Betrug bis in die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, wo einige der speziellen Freunde des Unternehmers Scholz saßen. Dass dieser Verdacht ein heißes Eisen war, brauche ich nicht besonders betonen.

Aus diesem Grund hatte der Polizeipräsident, in Abstimmung mit dem Generalstaatsanwalt, entschieden, dass ihr Sonderdezernat in den Fall einzubeziehen ist.

Ich möchte nicht verschweigen, dass Scholz sich einiger ausländischer Subunternehmer bediente, vor allem aus Polen.

An die Senatsverwaltung sind wir noch nicht herangegangen.

Aus diesem Grund sitzen wir jetzt hier und möchten uns auf Ihre Kompetenz stützen.“

Ich hörte dem Staatsanwalt aufmerksam zu und war einigermaßen im Bilde.

Danach kam ich ganz schön ins Grübeln.

Hatten wir doch bis dahin so direkt noch nichts mit einer Senatsverwaltung zu tun.

Um mir keine Blöße zu geben verschwieg ich das aber in dem Moment gegenüber dem Staatsanwalt.

Die Aufgabe war reizvoll und geeignet, unseren kriminalistischen Sachverstand zu erweitern.

Aus diesem Grund bekundete ich sofort mein Interesse und bat um eine Woche Zeit, damit wir, meine Mitarbeiter und ich, uns gründlich in den Fall hineinlesen konnten.

Die Anwesenden waren einverstanden und Hauptkommissar Werner wollte für weitere Konsultationen bereit stehen.

Ich war schon dabei mich zu verabschieden, als König befahl, „hinsetzen“.

„Was will der denn noch?“ fragte ich mich und nahm wieder Platz.

„Kollege Klein, ich habe Frau Seidel einen Vorschlag zu machen.

Mein Sekretariat kann noch eine Halbtagsstelle vertragen. Das Personalbüro stimmt zu und sie kann zwanzig Stunden in der Woche als Sachbearbeiterin für mich arbeiten.

Was sagen Sie dazu?“

Sofort trat mir ins Bewusstsein, dass Irene dann für Cornelia Frank arbeiten müsste.

Das konnte Vor- aber auch Nachteile für uns haben. Doch das Leben ist ja kein

Wunschkonzert. Deshalb zeigte ich mich interessiert und versprach, dieses Angebot Irene zu übermitteln.

Für den Fall ihres Einverständnisses sollte sie sich bei König melden.

„Und was wird mit ihrem Ersatz?“
fragte ich sofort.

„Dafür kann ich Ihnen auch eine Lösung anbieten“, reagierte König gleich.

„Uns steht eine Absolventin der Polizeihochschule Hannover zur Verfügung, die sich bei Ihnen die Sporen verdienen soll.“

Bei diesen Worten lief Cornelia leicht rot an. Das bewies mir, dass sie die Hände im Spiel haben musste.

Tatsächlich bestätigte sie, dass sie diese Kollegin einige Jahre kannte und dass sie schon Erfahrungen im Kriminaldienst sammelte, bevor sie sich an der Hochschule bewarb.

Jetzt habe die Kollegin den Abschluss als Kriminalkommissarin und >heiß< auf eine interessante Aufgabe sei.

Ich sollte am darauf folgenden Montagvormittag wieder in Königs Büro kommen, damit sie sich bei mir vorstellen kann.

Also, war alles schon beschlossene Sache.

Irene wird bei König bzw. Cornelia Frank arbeiten und ich übernehme die neue Kollegin aus Hannover.

Ich konnte nur hoffen, dass die beiden Frauen miteinander klar kommen.

Von Irene wusste ich, dass sie sich äußerlich gut anpassen konnte und eher etwas in sich hineinfräß, als in Konfrontation zu gehen.

Wenn ihr etwas sehr gegen den Stich ging, zog sie sich eher zurück, als mit der Faust auf den Tisch zu hauen.

Cornelia hatte ich ja nur in den wenigen Wochen kennen gelernt, als sie vor fast zwei Jahren bei uns arbeitete.

Sie ist klug und von großem Sachverstand. Verfolgte sie ein bestimmtes Ziel, ging sie direkt darauf zu und war scheinbar nicht zu bremsen.

Daraus schlussfolgerte ich, dass es sich schon in den ersten Wochen zeigen wird, ob und wie die beiden Frauen miteinander klar kommen.

Inwieweit ich mit der neuen Kommissarin zu recht komme, stand in den Sternen.

Wieder hatte ich wichtige Neuigkeiten für die Kollegen im Referat, die schon neugierig auf mich warteten.

Nach meinem Schlachtruf „es gibt Neuigkeiten“ versammelten sich alle in meinem Arbeitszimmer.

Alle schauten auf den Aktenstapel, der auf meinem Tisch lag.

Ich holte tief Luft und begann über das zu berichten, was ich in Königs Büro eine Stunde vorher erfahren hatte.

„Leute, das ist eine Aufgabe, die anspruchsvoller sein wird, als alles, was wir bisher bei uns auf dem Tisch lag.“

Es ist nicht unsere Aufgabe, den Mord aufzuklären, sondern die Verbindungen zwischen dem ermordeten Unternehmer, seinen Subunternehmern und den Behörden der Stadt Berlin.

Hier geht es für uns um Wirtschaftsverbrechen, in die mit hoher Wahrscheinlichkeit Personen

involviert sind, an die sich niemand so richtig heran traut.

Dafür kann es Auszeichnungen und Prämien oder nur Ärger geben. Auf jeden Fall werden wir dabei einiges lernen.“

Nach den letzten Worten schaute ich in die Runde und stellte fest, dass keiner meiner Mitarbeiter Lust zu witzigen Bemerkungen verspürte, wie es sonst meistens der Fall war.

Über Irenes Versetzung und der neuen Kollegin aus Hannover, verlor ich in dem Moment kein Wort.

Darüber wollte ich mit Irene am Abend Zuhause erst einmal allein sprechen.

Das tat ich dann auch.

Wie es ihre Art war, fragte sie anschließend nur, „wann soll es denn losgehen?“

Das wusste ich auch nicht so genau. Deshalb antwortete ich ihr,

„Am Montagvormittag gehen wir gemeinsam zu König und besprechen die Einzelheiten. Ich denke, dann wird sicher alles schnell gehen. Eine Woche später ist ja schon der erste März und es bleibt dir noch eine Woche Zeit, die neue Kollegin mit deinem alten Arbeitsplatz vertraut zu machen.“

Irene nickte nur kurz zum Zeichen, dass sie einverstanden sei, für sie damit alles geklärt und keine weitere Diskussion erforderlich war.

Ich merkte aber, dass einige Fragen ihr noch auf der Seele lagen, die an diesem Abend aber unausgesprochen blieben.

Sie kannte mich und hatte Cornelia als attraktive Frau gut in Erinnerung.

Um mir nichts zu unterstellen und sich selbst als eifersüchtige Frau keine Blöße zu geben, behielt sie ihre innersten Gedanken für sich.

Allerdings ahnte ich, was in ihr vorging.

Der bewusste Montag kam und wir beide standen im Sekretariat unseres Abteilungsleiters.

Frau Bertram, die Sekretärin, empfing uns besonders freundlich. Scheinbar wusste sie schon, dass Irene mit ihr zukünftig das Büro teilen und zusammenarbeiten wird.

Da ging auch schon die Tür auf und König bat uns beide gutgelaunt in sein Büro. Neben Cornelia stand eine hübsche junge Blondine, die in ihrem attraktiven Äußeren den beiden anderen anwesenden Frauen in nichts nachstand. Ich schätzte sie auf etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahre. Sie trug Jeans und eine Lederjacke, die scheinbar zu einer Motorradkluft gehörte.

Das gab ihr etwas Draufgängisches oder Verwegenes. Cornelia und Irene kamen mir daneben eher als wohl situierte Beamtinnen vor.

König amüsierte es, wie ich die junge Frau musterte.

„Darf ich vorstellen, das ist Kriminalkommissarin Beate Illner und das sind Frau Irene Seidel und Herr Kriminalhauptkommissar Andreas Klein, Leiter unseres Sonderdezernates.“

Nach dieser obligatorischen Vorstellung bat König uns an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Dann sprach er weiter und fragte Irene,

„Frau Seidel, Sie haben sich entschieden, zukünftig halbtags in unserem Sekretariat zu arbeiten?“

Etwas schüchtern antwortete Irene,

„Ja, Herr König, die Umstände sind nun einmal so und ich arbeite lieber bei Ihnen, als in einem anderen Büro.“

König lächelte zufrieden, bevor er weiter fragte,

„Sie wissen aber auch, dass ich in wenigen Wochen mich in den Ruhestand begeben und dann Frau Frank die Leitung der Abteilung übernimmt?“

Es war nicht zu übersehen, dass sich bei diesen Worten Irenes Gesicht mit einer leichten Röte überzog.

„Ja, das weiß ich, wir kennen uns ja bereits seit einiger Zeit und ich denke, dass ich mit Frau Frank bzw. Frau Frank mit mir, auch gut zu recht komme.“

„Das denke ich auch und Frau Bertram wird Ihnen gleich Ihren neuen Arbeitsplatz zeigen. Ihr geänderter Dienstvertrag liegt für Sie bei Frau Bertram bereit. Wenn er unterschrieben ist, dann können Sie loslegen.“

Irene stand auf, reichte König und Cornelia mit den Worten,

„auf gute Zusammenarbeit“,
die Hand und verließ das Zimmer.

König sah mich danach an und redete weiter,

„so, Herr Klein, jetzt zu uns. Über Frau Illner habe ich Sie ja ausreichend ins Bild gesetzt. Ich bin überzeugt, dass sie die Lücke von Frau Seidel schnell schließt.“

Die Voraussetzungen dazu bringt sie jedenfalls mit. Oder, Frau Illner?“

Jetzt wurde die neue Kollegin rot im Gesicht und beeilte sich zu sagen,

„ich werde mir alle Mühe geben, um Ihr Vertrauen und das von Frau Frank, zu rechtfertigen.“

Das klang zwar etwas formal, aber was sollte sie in diesem Moment auch sagen?“

König setzte sein dienstliches Gesicht wieder auf und sprach trocken,

„Na, dann gehen wir jetzt an die Arbeit. Frau Illner ist in groben Zügen bereits über Ihren neuen Fall informiert.“

Somit war alles gesagt und ich verließ mit Beate Illner das Büro unseres Chefs.

Irene stand von ihrem neuen Bürostuhl auf und ich verabschiedete mich von ihr mit einem Kuss auf die Wange.

Die neue Kollegin sowie Frau Bertram schienen darüber nicht überrascht zu sein, da sich unser Verhältnis beim Rest der Abteilung scheinbar schon herumgesprochen hatte.

Das war auch gut so. Damit waren die Fronten in dieser Hinsicht bereits offiziell geklärt.

Getrennt fuhren wir in unseren Autos zur Wilmersdorfer Straße, wo ich als nächstes Beate Illner den Kollegen vorstellen musste.

Sie war von unserer „Tarnung“ in diesem Wohnhaus beeindruckt.

Ich führte sie gleich durch alle Räume und bat meine drei Ermittler in mein Arbeitszimmer, wo sie anschließend ohne jede Bemerkung Platz nahmen.

Ich stellte die Kollegin vor und forderte Beate Illner auf, kurz etwas über sich zu erzählen.

Nach dem Abitur absolvierte sie eine Ausbildung zur Polizistin und arbeitete insgesamt vier Jahre in verschiedenen Revieren. Im Anschluss besuchte sie die Polizeihochschule und wurde als Kommissarin in den Kriminaldienst übernommen. Auf Anraten ihrer Freundin Cornelia Frank bewarb sie sich beim LKA in Berlin und wurde mit Wirkung vom 1. März 1997 bei uns eingestellt.

Das brachte sie kurz und knackig heraus und bat, dass die Kollegen in dem halben Jahr ihrer Probezeit und bei der Einarbeitung etwas Nachsichtig sind und ihr Unterstützung geben.

Diese letzte Bemerkung zeugte von Bescheidenheit und brachte ihr bei meinen drei „Musketieren“ die ersten Pluspunkte ein.

Jedenfalls nickten sie ihr freundlich zu und Peter erhob sich als Erster und reichte ihr mit den Worten „Herzlich Willkommen“, die Hand.

Bernd konnte sich nicht verkneifen zu sagen, „Da gibt es ja bald einen zünftigen Einstand“.

Wie es Rolfs Art war, brachte er nur ein schüchtern klingendes, „Willkommen in der Bundeshauptstadt“ über die Lippen.

Als ich mit Beate allein in meinem Büro war, informierte ich sie in groben Zügen über unsere Arbeitsweise und dass es ihre Aufgabe sei, unsere Bürotechnik und Sekretariatsarbeit zu beherrschen. Ich sicherte ihr zu, dass sie auch in die operative Arbeit einbezogen wird, die außerhalb des Büros stattfand.

Dabei ließ ich nicht unerwähnt, dass unser Sekretariat die Schaltzentrale des Referates war, wo die wichtigsten Dokumente und Vorgangsunterlagen zu verwalten und deponiert sind.

Sie trug somit die Verantwortung dafür, dass hier kein Chaos sondern eine peinliche Ordnung zu herrschen hatte.

Über unsere Bürotechnik, Computer, Inter- und Intranet, brauchte ich ihr nicht viel sagen, da sie die ja aus ihrer bisherigen Polizeiarbeit und dem Studium kannte.

Mit einer kurzen Unterweisung an unserer Kaffeemaschine beendete ich das „Einstellungsgespräch“.

Ihr brannte aber noch eine Frage auf der Seele, nämlich,

„in welchem Verhältnis stehen Sie eigentlich zu Frau Seidel?“

Ich war zwar nicht verwundert, dass sie diese Frage stellte, ging ich doch davon aus, dass Cornelia sie über unsere Beziehung informiert hatte.

Allerdings verspürte ich wenig Lust, diese neue Kollegin über meine Familienverhältnisse ausführlich aufzuklären.

Deshalb sagte ich nur kurz und knapp, „wir leben seit längerer Zeit zusammen.“

Damit sie aus lauter Neugier nicht noch weitere persönliche Fragen stellte, verwies ich auf die Akten unseres neuen Falles und bat sie, jeweils vier Kopien davon anzufertigen. Damit war sie für den Rest des Tages beschäftigt.

Ich setzte mich anschließend mit Hauptkommissar Werner in Verbindung, der mich über den neuesten Stand seiner Ermittlungen informierte.

Schließlich lud er mich für den nächsten Tag zu einer Besprechung bei Staatsanwalt Meisner ein.

Nach einer ersten Durchsicht, der mir zur Verfügung stehenden Unterlagen, ergaben sich für mich auch eine Reihe Fragen, die ich mit Meisner und dem Staatsanwalt klären wollte.

Die Aufgabe meines Referates war es schließlich, die Hintergründe bzw. Motive des Mordes aufzuklären. Eventuell waren darüber der Täterkreis oder die Auftraggeber des Mordes zu

suchen. Deshalb kam mir diese Besprechung ganz recht.

Noch vor Feierabend, ging ich in das Zimmer meiner Mitarbeiter.

Sie fachsimpelten gerade und ich bekam mit, dass es auch um Beate Illner ging.

Deshalb warf ich die Frage scherzend ein,

„was halten denn die >Frauenverstehler< von unserer neuen Kollegin?“

„Gar nicht übel, sie erinnert mich etwas an unsere neue Abteilungsleiterin.“

War Peters Meinung.

„Wenn sie genau so gut in der Arbeit ist, wie sie aussieht, dann wäre ja alles Bestens“, bemerkte Bernd zu dem Thema.

Rolf Schölzel blickte etwas ernster. Er legte auch immer sehr viel Wert darauf, tiefsinnigere Beiträge zu leisten.

„Die ganze Sache hat einen Vorteil, Du als Referatsleiter hast mit dieser Kollegin kein intimes Verhältnis, deshalb ist sie mit Dir nicht so eng, wie Irene, verbunden. Da ist sie vielleicht für uns mehr da, als Irene es sein konnte.“

Das saß. War mit dieser Bemerkung nicht eine versteckte Kritik verbunden?

Davon konnte ich jedenfalls ausgehen.

Hätte Peter das gesagt, würde ich es eher als Scherz abgetan haben. Aber bei Rolf hatte sicher einen ernsteren Hintergrund.

Das wollte ich mir aber nicht anmerken lassen.

Deshalb tat ich so, als würde ich Rolfs Bemerkung als Scherz verstehen und antwortete,

„Als Referatsleiter nehme ich mir das Recht, jeden Mitarbeiter, egal ob weiblich oder männlich, so zu beanspruchen, wie ich ihn brauche.“

Bei dieser Antwort konnten sie sich aussuchen, ob ich es scherzhaft oder ernst meinte. Auf jeden Fall glaubte ich, meine Stellung als ihr Chef gewahrt zu haben.

Damit sie mir weiter gewogen sind und mich an ihrer Seite sehen ergänzte ich,

„Wir werden uns die junge Kollegin schon so erziehen, wie wir sie brauchen. Das ist uns doch bis jetzt immer gelungen, oder?“

„Klar, Chef“ kam es wie aus einem Mund. Damit war auch diese Hürde überwunden.

Inzwischen mühte sich Beate Illner mit den zu kopierenden Unterlagen. Sie fragte mich, warum vier Exemplare notwendig sind?

Das zu beantworten war einfach.

„Wir sind fünf Kollegen. Das Original gehört mir und die vier Kopien sind für meine drei Kollegen bzw. meine neue Kollegin. Jeder von Euch hat die Blätter durcharbeiten und letztendlich seine Gedanken dazu aufzuschreiben.

Ich lege Wert darauf, von meinen Mitarbeitern Vorschläge zur Bearbeitung des Vorganges zu erhalten. Jeder hat seinen Beitrag für die Ermittlungsarbeit zu leisten. Oder sind Sie anderer Meinung?“

„So gesehen, haben Sie Recht. Bis jetzt wurde mir immer vorgegeben, wie ich zu denken und zu handeln hatte. Nämlich so, wie der Chef es wollte.“ War ihre scheinbar ehrliche Antwort.

„Das läuft bei uns etwas anders. Wir sind ein Team mit fünf intelligenten und erfahrenen Mitarbeitern. Jeder hat nicht nur die Pflicht, sondern vor allem auch das Recht, am Gesamtergebnis mitzuwirken und keiner darf sich hinter einem anderen verstecken. Auch nicht hinter dem Chef. Ich erwarte Leistung und einen

substanziellen Beitrag. Schließlich bekommt ihr dafür auch euer Geld und in vielen Jahren vielleicht auch einmal eine Pension. Für mich seid Ihr Mitarbeiter und keine Befehlsempfänger, die ihren Denkkapparat ausschalten.“

Jetzt lachte Beate Illner und antwortete,

„Genau so hat Cornelia Sie mir geschildert.“

War das nun ein Lob?

Ich fasste es zumindest so auf.

Bis zur Beratung am nächsten Tag las ich mir das Geschriebene noch einmal gründlich durch. Die Umstände der Ermordung, das Erwürgen von hinten mit einer relativ dünnen Angelschnur war durch die Gerichtsmedizin eindeutig dokumentiert. Das ließ auf einen Profi schließen.

Der Tatzeitpunkt lag gegen 21 Uhr.

Entweder war der Ermordete noch bei der Arbeit oder er erwartete eine ihm bekannte Person.

Den Aussagen seiner engsten Mitarbeiter nach, fehlten weder Dokumente oder irgendwelche Unterlagen.

Auch das Büro war nicht verwüstet noch wurden Schränke aufgebrochen.

Es schien eine ausschließlich auf den Geschädigten gerichtete Tat zu sein.

Der Getötete, war auch nicht in ein laufendes Ermittlungs- oder Gerichtsverfahren verwickelt.

Weshalb musste er aber sterben?

Darauf gab es nach der Beratung bei der Mordkommission ebenfalls nicht den leisesten Verdacht.

Auch im persönlichen Umfeld oder im Familienleben des Unternehmers gab es nichts Verdächtiges.

Seine zwei Kinder waren aus dem Haus. Sie studierten in Hamburg, bzw. in München. Der Sohn war gerade einmal zwanzig Jahre alt und Student der Betriebswirtschaft. Er hatte bis dahin in den Betrieb und die Geschäfte seines Vaters noch nicht hinein gerochen, obwohl er als sein Nachfolger aufgebaut werden sollte.

Die Mordkommission hatte sich noch nicht auf einen Kreis von Verdächtigen festlegen können, weil Scholz im engeren Umfeld keinerlei Widersacher oder Konkurrenten besaß.

Er war mehr oder weniger ein Einzelgänger, der in seiner unmittelbaren Nähe auch keine kompetenten Mitarbeiter duldete.

Er zog es vor, stets allein seine Entscheidungen zu treffen.

Mit seiner Familie sprach er so gut wie nie über die Arbeit oder geschäftliche Probleme. Er hielt sich für unfehlbar. Deshalb galt er als arrogant und herrschsüchtig.

Wer konnte aber an seinem Tod Interesse haben?

Seine Frau war ihm ziemlich gleichgültig. Somit kam auch Eifersucht als Motiv kaum in Frage.

Ich konnte mich nicht dem Verdacht erwehren, dass das Motiv ausschließlich in seinen Geschäften gesucht werden sollte.

Obwohl ich bis dahin nur wenig mit Wirtschaftsverbrechen zu tun hatte war mir klar, dass in der Immobilien- und Baubranche die meisten Gelder flossen und die Korruption nach wie vor blühte.

Nicht umsonst galten und gelten Immobilienhaie als die skrupellosesten Spekulanten. Vor allem, wenn osteuropäische Subunternehmer im Spiel waren oder sind.

Das sagte ich auch so unverblümt bei der Beratung dem Staatsanwalt. Dem blieb nichts anderes übrig, als mir zuzustimmen.

Wir einigten uns darauf, dass die Geschäftsunterlagen aus dem Büro des Ermordeten in unser Büro gebracht werden und wir Seite für Seite, Dokument für Dokument analysieren, die Geschäftsverbindungen, Projekte und geflossenen Gelder, insbesondere die staatlichen Fördermittel durchforsten.

Das bedeutete für meine Mitarbeiter Fleißarbeit am Schreibtisch und ein weniger interessantes Betätigungsfeld, als im operativen Einsatz.

Schon am nächsten Tag rollte ein Transporter zu uns in die Wilmersdorfer Strasse und mehr als zehn Kisten mit je zehn Leitzordnern stapelten sich im Sekretariat.

Beate Illner standen die Haare zu Berge. Sie konnte an ihrem Arbeitsplatz kaum noch treten.

Ich zitierte sie in mein Zimmer und wir erarbeiteten erstmals gemeinsam eine Aufstellung mit Schwerpunkten, die der Motivfindung dienen sollten. Jeder Kollege bekam ein Exemplar und erhielt den Auftrag, Akte für Akte durchzugehen und nach Anhaltspunkten zu suchen.

Dienstschluss war nicht vor neunzehn Uhr.

Nach vier Tagen war jede Akte einer gründlichen Auswertung unterzogen.

Es stellte sich bald heraus, dass die Firma des Ermordeten zwei Großprojekte in Arbeit hatte, wo Objekte im Wertumfang von mehr als fünfundzwanzig Millionen D-Mark entstehen sollten oder im Entstehen waren.

Dabei handelte es sich um ein Einkaufszentrum im Süden und eine zu bebauende Fläche mit vier Industrieobjekten im Osten von Berlin. Für beide

sind, bzw. sollten, Fördermittel im Umfang von mehr als zehn Millionen D-Mark fließen.

Der wichtigste Partner für Scholz war die Investitionsbank Berlin, als Einrichtung des Senats, die letztendlich für die Vergabe und Verwaltung der Fördermittel verantwortlich zeichnete.

Den Unterlagen war zu entnehmen, dass Scholz als Inhaber und Geschäftsführer allein mit einem Abteilungsleiter der Bank die Verhandlungen führte und der auch die Unterschriften unter die Verträge leistete.

Eigenartigerweise dienten als Sicherheit für die Fördermittelkredite ausschließlich die Grundstücke, die laut Gutachten einen Wert von lediglich vier Millionen D-Mark verkörperten. Der Gesamtwertumfang der Projekte betrug dagegen fast fünfzig Millionen.

Die als Sicherheit dienenden Grundstücke erwarb Scholz 1992 von der Treuhandanstalt für je 1,- D-Mark durch Vermittlung des gleichen Abteilungsleiters, der jetzt bei der Investitionsbank saß und die Kreditverträge für die Fördermittel in Höhe von zwanzig Millionen D-Mark unterschrieben hatte.

Das war nicht nur seltsam, sondern noch ungeheuerlich nach Korruption im großen Stil.

Was war passiert? weshalb musste der Baulöwe Scholz sterben?

Eigenartigerweise fanden wir unter den beschlagnahmten Akten keine Bankunterlagen, anhand deren wir den Weg der Millionen nachvollziehen konnten. Wo befanden diese sich? Waren sie im Besitz des Mörders?

Das herauszufinden, war nun unsere vordergründigste Aufgabe.

Alles Suchen in der Firma brachte kein Ergebnis.

Wir mussten uns mit Duplikaten des Steuerberaters, der Commerzbank, als Hausbank sowie der Investitionsbank begnügen.

Das war zwar mit viel Mehrarbeit verbunden, aber letztendlich bekamen wir auch so alles zusammen.

Wie konnte es anders sein, brauchten wir für jede Beschlag- oder Einsichtnahme einen richterlichen Beschluss, weil keine der Institutionen bereit war, ohne einen solchen die Aufdeckung der damit im Zusammenhang stehenden Verbrechen zu unterstützen.

Wir führten auch nicht wenige Befragungen in den Banken und mit einer Vielzahl von Büroangestellten von Scholz durch.

In meinem Beisein versuchte Beate Illner, unter Nutzung aller vernehmerischen Möglichkeiten, verwendbare und uns nützliche Aussagen zu erreichen.

Ich freute mich, wie sachlich und geschickt sie dabei vorging. Doch leider blieb auch ihr ein Erfolgserlebnis versagt.

Die Verschleierung von Verbrechen schien den Befragten mit Hilfe ihrer Anwälte wichtiger zu sein, als deren Aufklärung.

Wahrscheinlich gab und gibt es auch deshalb so viele Rechtsanwälte die stolz sind, die Arbeit der Ermittlungsorgane eher zu behindern, als zu unterstützen.

Es war schon interessant zu beobachten wie viele von ihnen sich deshalb die Klinke bei Staatsanwalt Meisner in die Hand gaben.

Die größte Unsicherheit und sogar Angst, konnten wir bei dem Abteilungsleiter der Investitionsbank feststellen, mit dem der Ermordete die Kreditverträge ausgehandelt hatte.

Er berief sich letztendlich auf die zustimmende Stellungnahme eines Beamten der „Senatsverwaltung für Stadtentwicklung“.

Soviel zum Thema „Rechtsstaat“ Bundesrepublik Deutschland.

Wir waren nicht verwundert, dass innerhalb des letzten halben Jahres, mehr als drei Millionen D-Mark von Scholz seinen Firmenkonten bei der Commerzbank auf dubiose Konten in die Schweiz flossen, die auf Polnisch klingende Firmennamen lauteten.

Immer wieder tauchte der Name Przynski auf.

Uns war natürlich klar, dass es unmöglich sei, direkt in dieses Firmengeflecht einzudringen oder gar konkretere Informationen von den Banken, dem Steuerberater oder den netten Anwälten zu erhalten.

Es war zwar leicht zu vermuten, dass alle in irgendeiner Form von Scholz profitierten, doch das zu beweisen, war eine andere Sache.

Zu gegebener Zeit wollten wir auf jeden Fall auf diesen Personenkreis zurückkommen und ihnen, soweit es ging, das Handwerk legen.

Dafür waren wir von Tag zu Tag mehr motiviert.

Allein der Gedanke daran, was diese Anwälte und Banker durch diese Praktiken regelmäßig verdienten, ließ unseren Adrenalinpiegel steigen.

Während einer unserer Dienstbesprechungen äußerte Rolf den Vorschlag, direkt an die Bauleiter der Objekte heran zu gehen und sie als Zeugen zu vernehmen.

Es war vielleicht möglich, auf diesem Wege an einen Vertreter der Firma „Przynski“ heran zu kommen. Gleichzeitig sollte mit Hilfe der Zollverwaltung eine Kontrolle der Baustellen erfolgen, um eventuell „Schwarzarbeiter“ festzustellen.

Dieser Vorschlag war gut und nicht sehr schwer umzusetzen.

Noch am gleichen Tag nahm ich mit dem zuständigen Leiter der Zollverwaltung telefonisch Kontakt auf.

Bereits einen Tag später trafen wir alle Festlegungen, die zur Kontrolle der Baustellen durch Kontrollgruppen der Zollverwaltung erforderlich waren.

Die Mitarbeiter meines Dezernates konzentrierten sich ausschließlich auf die Bauleitung.

Mit drei Kollegen der Schutzpolizei fuhren wir nach Grünau zur größten Baustelle, suchten den Container der Bauleitung auf und forderten den Bauleiter sowie zwei seiner Mitarbeiter auf, uns zu einer Befragung zum LKA zu begleiten. Widerspruchslos ließen sich die Verantwortlichen der Baustelle zur Zeugenvernehmung zum Columbiadamm nach Berlin-Tempelhof zuführen.

Zur gleichen Zeit erfolgte der Einsatz der Kontrolleure der Zollverwaltung mit zehn Kollegen. Nach zwei Stunden bekam ich die Information, dass sieben aus Polen stammende Bauarbeiter ohne gültige Arbeitspapiere auf der Baustelle angetroffen und vorläufig festgenommen wurden. Das war eine gute Nachricht, die es mir leichter

machte, die engsten Mitarbeiter des Bauunternehmers zu vernehmen.

Für die Vernehmung dieser Personen hatte Rolf Schölzel einen Tag vorher detaillierte Vernehmungspläne erstellt, die als Grundlage den Kollegen dienen sollten.

Die von uns zu befragenden Personen waren ausschließlich deutsche Ingenieure sowie ein Buchhalter.

Wir verteilten uns auf drei Räume, wobei Beate Illner und ich den Oberbauleiter >bearbeiteten<.

Ich hielt mich mehr im Hintergrund und überließ der jungen Kollegin die Vernehmungsführung.

Auch sie hatte einen Plan vorbereitet, den sie Frage für Frage strikt abarbeitete.

Wie wir ja wussten, gehörte die Baustelle in Berlin-Grünau zum >Firmen-Imperium< des ermordeten Scholz.

Nach langem Drumherum bestätigte der Oberbauleiter, dass Scholz seit mindestens drei Jahren Verträge mit dem Subunternehmer Przynski hatte, wonach von dieser Firma mitunter bis zu fünfzehn Arbeiter auf den Baustellen beschäftigt waren. Alle Regelungen, wie Arbeitsgenehmigungen, Entlohnung oder Krankenkassenbeiträge seien zwischen Scholz und Przynski getroffen worden.

Er als Bauleiter sei nur für den fachlichen Einsatz und die Einhaltung der Arbeitsschutzbestimmungen sowie der Termine verantwortlich gewesen. Für alles andere habe er sich angeblich auch nicht interessiert.

Diese Aussage kauften wir ihm nicht so ohne weiteres ab.

Deshalb bohrte Kollegin Illner weiter und er gab nach einer weiteren Stunde zu dass ihm die unter

dem Tarif liegende Entlohnung der Polen bekannt war.

Demzufolge erfolgte auch keine Abführung von Einkommenssteuer an das Finanzamt sowie der Sozialbeiträge.

Wie Scholz ihm einmal erklärte, habe er zu den Behörden einen >guten Draht<, weshalb sie keine Kontrollen zu befürchten hätten.

Przynski sei einmal in der Woche, meistens am Freitag, auf die Baustelle gekommen, um nach dem Rechten zu sehen.

Vor mehr als drei Wochen sei es zu einem fürchterlichen Streit zwischen Scholz und Przynski auf der Baustelle gekommen, den sogar die Arbeiter gehört haben mussten.

Auf die Frage,

„Worüber haben Scholz und Przynski gestritten?“ antwortete der Bauleiter,

„Ich hörte etwas von unbezahlten Rechnungen und Geld, das Scholz dem Polen schuldete bzw. nicht auf dessen Konto überwiesen habe. Es hätte nicht viel gefehlt und der Streit wäre zu einer Prügelei ausgeartet, wenn nicht plötzlich einige seiner Arbeiter dem Polen beigestanden hätten.“

Diese Aussage freute mein >Vernehmerherz<.

Damit hatten wir einen ersten konkreten Hinweis, in welcher Richtung der Mörder zu suchen war.

Meiner Überzeugung nach, hatte Przynski sich nicht selbst die Hände schmutzig gemacht.

Deshalb vermutete ich, dass der Täter eher unter einem seiner Handlanger oder einem der polnischen Arbeiter zu suchen war.

Ich verließ sofort diese Vernehmung und fuhr zur Zollverwaltung, wo die „polnischen Schwarzarbeiter“ vernommen wurden.

Die Kollegen des Zolls dokumentierten bis dahin fleißig die Aussagen der Arbeiter.

Ich betrat nach und nach die einzelnen Vernehmungszimmer, bekam aber bei den ersten vier Polen keine mir genehmen Antworten.

Erst der Fünfte reagierte auf meine Frage,

„Wer von Ihren polnischen Kollegen war der engste Vertraute Ihres Arbeitgebers?“

Da bekam er einen roten Kopf und antwortete zunächst ausweichend,

„Wir sind alle gleich, keiner von uns wird von unserem Chef bevorteilt.“

Jetzt war ich mir sicher, dass einer unter ihnen der Verbindungsmann zu Przynski sein musste.

Deshalb unterstellte ich ihm frei heraus,

„Sie lügen, kein Chef wird eine Baustelle ohne einen Vorarbeiter oder Vertrauten betreiben, der seine Interessen unter den Arbeitern durchsetzt. Bei meiner Frage sind Sie im Gesicht rot geworden. Das beweist schon, dass sie mehr wissen, als Sie zugeben wollen.

Wenn Sie hier und jetzt die Wahrheit sagen, dann setze ich mich für Sie beim Staatsanwalt ein.“

Das wirkte.

Szurkowski, der Pole, rutschte immer unruhiger auf seinem Stuhl hin und her, bis er mit der Sprache heraus rückte.

„Ja, einer von uns ist der Kontaktmann von Przynski. Er ist sogar mit ihm entfernt verwandt und bekommt mehr Lohn, als die anderen. Darüber durfte aber nicht geredet werden, doch

alle wussten es und haben vor dem >Micolaicyck< fürchterliche Angst.

Einen von uns, den Pavliczak, hat Micolaicyck einmal zusammengeschlagen, weil er sich über das wenige Geld beschwerte. Schon vor der kräftigen Statur des Micolaicyck, aber auch vor seiner Brutalität, haben alle Angst.

Wenn der erfährt, dass ich das hier ausgesagt habe, dann bin ich ein toter Mann.“

Ich sah, wie sich bei Szurkowski auf der Stirn immer mehr Schweißperlen bildeten. Es schien der pure Angstschweiß zu sein. Deshalb glaubte ich ihm sofort.

Mit dieser Aussage im Rücken suchte ich die anderen Räume auf, in denen die restlichen Vernehmungen durch die Kollegen des Zolls immer noch stattfanden. Damit war es nicht schwer, die mehrfache Bestätigung der Aussagen des Szurkowski zu erhalten.

Als Letztes suchte ich das Zimmer auf, in dem dieser Micolaicyck vernommen wurde.

Der log, dass sich die Balken bogen. Angeblich war er ein Arbeiter, wie jeder andere und habe bisher kaum zu seinem Chef Przynski Kontakt gehabt.

Da lachte ich ihn aus und konfrontierte ihn mit der Aussage Szurkowskis, ohne dessen Namen zu nennen. Als ich ihm dann noch vorhielt, dass er Pavliczak verprügelt habe, weil dieser sich über zu geringen Lohn beschwerte, sagte er nur noch, „ich will einen Anwalt“

Den sollte er auch bekommen.

Für mich war das Bauchgefühl überwältigend.

Micolaicyck schien der gesuchte Mörder zu sein, was nur noch gerichtsfest bewiesen werden musste.

Leider war das nun die Aufgabe der Kollegen um Hauptkommissar Werner, dem Leiter der zuständigen Mordkommission.

Uns, als Sonderdezernat, blieb weiter nur die Aufgabe, das Firmengeflecht des Scholz und die Korruption bei der Senatsverwaltung, der Investitions- und der Commerzbank, aufzuklären.

Allein das, sollte weitere sechs Monate in Anspruch nehmen.

Hauptkommissar Werner und seine Leute vollführten einen Luftsprung vor Freude, als sie unsere Vernehmungsprotokolle und die festgenommenen Polen übernehmen konnten.

Damit war er der Lösung seines Falles ein großes Stück näher.

Wir bekamen dafür von König einen „feuchten Händedruck“ und ein paar anerkennende Worte.

Einen Tag später war es soweit. Die Dezernatsleiter verabschiedeten feierlich und anschließend feuchtfröhlich, Kriminaloberrat König mit sechzig Jahren in den wohlverdienten Ruhestand.

Cornelia Frank, unsere neue Abteilungsleiterin, machte ihre Ankündigung wahr und kam zu ihrer ersten offiziellen Diensthandlung in unser Büro.

Wir waren gerade dabei über das weitere Herangehen in diesem Fall heftig zu diskutieren.

Unser Hauptproblem war, dass wir von der Bearbeitung solcher Wirtschaftsverbrechen, die in das Staats-, Verwaltungs- und Bankenrecht

hineinspielten, keinerlei praktische Erfahrungen und Kenntnisse besaßen.

Deshalb sicherte Cornelia uns zu, für Verstärkung und Beratung aus der Rechtsabteilung des Polizeipräsidiums zu sorgen.

Das schmeckte mir zwar nicht sonderlich, aber wir durften uns in dieser Beziehung auch keine Fehler leisten.

Auf jeden Fall war wieder Aktenstudium angesagt, um das Beziehungsgeflecht zwischen Scholz und seinen >Spezies< bei den Banken, herauszufinden.

Zunächst mussten wir uns einen Überblick über die Verträge verschaffen, die Scholz mit seinen Auftraggebern der Bauobjekte sowie mit den Banken über die Kredite abgeschlossen hatte.

Es war unglaublich, was da zusammen kam.

Letztendlich waren es immer die gleichen Personen, deren Unterschriften wir unter den Verträgen fanden.

Das gleiche galt auch für die verantwortlichen Sachbearbeiter.

Im Rahmen dieses Ermittlungsverfahrens war es relativ leicht möglich, die beruflichen, privaten und vor allem finanziellen Verhältnisse der uns interessierenden Personen festzustellen.

Mitunter gingen uns die Augen über, wenn wir deren Kontoauszüge in den Händen hielten.

Es war unglaublich, um welche Summen es sich handelte. Selbst mittlere Sachbearbeiter verfügten mitunter über Hunderttausende auf ihren privaten Konten.

Mit Sicherheit konnten wir die Personen aussortieren, deren Konten oder Lebenswandel keine Besonderheiten aufwiesen.

So nach und nach ergab alles ein stimmiges Bild.

Zunächst ordneten wir drei Mitarbeiter der Investitionsbank dem Netzwerk der Firma Scholz zu.

Dabei handelte es sich um eine fünfunddreißigjährige Bausachverständige, einem leitenden Sachbearbeiter sowie dem Abteilungsleiter, der letztendlich die Fördermittelkredite mit seiner Unterschrift genehmigte.

Zum Zeitpunkt ihrer Festnahme und ersten Vernehmung konnten wir diesen Beschuldigten Beweismittel vorlegen, die eindeutig und gerichtsfest dokumentierten, dass sie von Scholz und Przynski Schmiergelder in Höhe von mehreren einhunderttausend D-Mark, unabhängig voneinander, in der Vergangenheit erhielten.

Um ihre Haut zu retten, waren sie erfreulicherweise nach relativ kurzer Zeit umfassend geständig.

Allerdings war ihnen nicht nachzuweisen, dass sie gemeinschaftlich und untereinander abgestimmt handelten.

Mit Przynski hatte nur die Mitarbeiterin der Sachverständigenabteilung der Bank persönlich zu tun, da sie bei drei Terminen den Fortgang der Arbeiten und die Einhaltung der Bankauflagen direkt auf der Baustelle kontrollierte.

Bei diesen Gelegenheiten erhielt sie auch ihr Schmiergeld in Höhe von insgesamt einhundertfünfzigtausend D-Mark.

Das zahlte sie dann in mehreren Raten, jeweils unter zwanzigtausend D-Mark, auf das Konto ihres minderjährigen Sohnes bei der Sparkasse ein.

Der für die Erstellung der Kreditverträge verantwortliche Sachbearbeiter wollte ganz auf

Nummer sicher gehen. Er ließ sich in seinem Wohnzimmer einen kleinen Tresor einbauen, in welchem wir bei der Wohnungsdurchsuchung zweihunderttausend D-Mark sicherstellten.

Dagegen war sein Abteilungsleiter unverschämter. Er ließ sich einige Jahre zuvor von Scholz eine kleine Stadtvilla bauen, für die er an Eigenmittel nur einhundertfünfzigtausend D-Mark aufbrachte.

Mit einem Gutachten konnten wir ihm nachweisen, dass sein Haus mit Grundstück, letztendlich einen Wert von sechshundertfünfzigtausend D-Mark besaß.

Daraufhin gab er zu, dass er vor einigen Jahren als Abteilungsleiter der Treuhandanstalt Scholz fast umsonst einige lukrative Grundstücke >zuschob<. Sie kannten sich bereits aus ihrer gemeinsamen Schulzeit in Hamburg.

Am Ende unserer Ermittlungen musste ich ihm zugute halten, dass er ziemlich freimütige seine Bereicherungen während den Vernehmungen eingestand.

Seine Bereicherungssucht und Inhaftierung hatte auch zur Folge, dass seine Familie aus dem schönen Haus ausziehen musste und einen Großteil des Vermögens verlor.

Bis zur Verhandlung trennte sich seine Frau von ihm. Er verlor damit fast alles.

Seine Freiheit, die berufliche Perspektive, sein Vermögen und letztendlich die Familie.

Doch von wem sollte er Mitleid erwarten? Schließlich war es seine eigene Gier, die ihn dahin brachte.

Bei der Commerzbank war es nicht viel anders.

Hier gehörten zum Netzwerk der Firma Scholz ein Filialleiter sowie ein Kundenberater dieser Filiale in Berlin-Mitte.

Über diese Filiale wurden die Kredite, einschließlich die, von der Investitionsbank ausgereichten Fördermittel, verwaltet, beziehungsweise auch als Privatentnahmen ausbezahlt.

Das ungesetzliche Handeln dieser Bankangestellten bestand darin, dass für diese Kredite nicht die erforderlichen Sicherheiten vorhanden waren, von diesen Kreditkonten Privatentnahmen genehmigt wurden und diese Angestellten „Schmiergelder“ von Scholz, in Höhe von zweihunderttausend, vom Filialleiter und einhunderttausend D-Mark von dem Kundenbetreuer, angenommen wurden.

Leider sieht das Rechtssystem der Bundesrepublik Deutschland für diese Form der Bereicherung und Vorteilsannahme nicht unbedingt eine Haftstrafe vor. Deshalb fand sich auch kein Richter für die Ausstellung eines Haftbefehls für diese „Ganoven in Nadelstreifenanzügen“.

Leichter ist es, einen arbeitslosen „Schwarzfahrer“ zu inhaftieren.

Der nächste Schritt war, die strafrechtlich relevante Verantwortlichkeit von Mitarbeitern der „Senatsverwaltung für Stadtentwicklung“ zu ermitteln.

Dabei spielte uns ein Zufallsfund in die Hände.

Bei der Durchsuchung der Büroräume des Scholz sowie seiner Villa in Berlin-Grünau, wurde, außer einer Vielzahl von Aktenordnern, auch ein kleines Notizbüchlein sichergestellt, in welchem Namen

und Geldbeträge von Scholz notiert waren, die wir zunächst nicht zuordnen konnten.

Rolf Schölzel, mein umsichtigster Ermittler, fand heraus, dass diese Namen mit den Namen dreier leitender Mitarbeiter der Senatsbauverwaltung identisch waren, die bei mehreren, von Scholz realisierten Bauvorhaben, involviert waren.

Nach dem Wegfall der >Berliner Mauer< und dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland, bot sich auf dem Gebiet des Bauwesens und der Bauwirtschaft in ganz Berlin ein weites Feld.

Es waren plötzlich zu bebauende Flächen sowie umfassende Betätigungsmöglichkeiten vorhanden, die bis dahin unvorstellbar waren. Im Ostteil war die gesamte volkseigene Bauwirtschaft durch die Treuhand zu privatisieren und eine völlig neue Bebauungsplanung zu erstellen.

Die Infrastruktur des Ostteils musste umfassend der des Westteils angepasst werden.

Dafür wurden durch die Bundesregierung Fördermittel bereitgestellt, die es zu verteilen und zu verwalten gab. Parallel dazu verkaufte, oder besser gesagt privatisierte die Treuhandanstalt Immobilien, die fast ausschließlich in die Hände von Interessenten aus dem Westteil oder den >alten Bundesländern< auf unterschiedlichste Weise gelangten.

Interessenten aus der ehemaligen DDR bekamen dabei kaum eine Chance. Aus welchen Gründen auch immer.

Den größten >Reibach< machten dabei Seilschaften von Personen, die bereits in den Jahren vor dem Mauerfall in der Bundesrepublik eng zusammenwirkten. Nicht wenige von diesen Leuten landeten auf verantwortlichen Positionen in der Treuhandanstalt, neuen Bankfilialen in der

ehemaligen DDR oder in neu zu bildenden regionalen Verwaltungen der >neuen Bundesländer<. Dabei waren nicht nur die Erfahrung, sondern vor allem das nötige Geld und die neue Macht auf ihrer Seite.

Auf dieser Basis konnte Scholz nach 1990 sein Netzwerk aufbauen und sich Millionen ergaunern. Er hatte seine speziellen Freunde aus >alten Zeiten< bei allen für ihn wichtigen Banken, staatlichen und sonstigen Institutionen, die er mit dem kriminell erlangten Geld und Immobilien für seine Interessen stimulierte.

Das alles festzustellen, war anhand seiner Akten nicht sonderlich schwer. Daraus jedoch strafrechtliche Relevanz abzuleiten und gerichtsfest zu dokumentieren war und ist nur insoweit möglich, wie es die Gesetze, Staatsanwälte und Richter der Bundesrepublik Deutschland zulassen.

Diese Grenzen machten unsere Arbeit nicht leicht und wir lernten jeden Tag in dieser Beziehung dazu.

Ein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn, wie er zweifellos bei jedem meiner Mitarbeiter vorhanden war, konnte dabei eher hinderlich sein.

Deshalb war unsere Freude groß, ein Büchlein in der Hand zu halten, in dem schwarz auf weiß Namen und Beträge notiert waren, die uns ermöglichten Verdachtsmomente gegen diese Personen zu beweisen, die eng mit Scholz zusammenwirkten und ihre Vertrauensstellungen zur persönlichen Bereicherung auf das Größte missbrauchten.

Mit diesem Büchlein in der Hand stürmte ich an Irene vorbei durch das Sekretariat unserer neuen Abteilungsleiterin, mitten in ihr Büro.

Ehe ich etwas sagen konnte, bekam ich erst einmal einen >Anschiss< von Cornelia, dass ich nicht unangemeldet so einfach in ihr Zimmer eindringen könne.

Ich versprach ihr gleich, dass ich mich zukünftig in dieser Beziehung daran halten werde.

Dann legte ich ihr unseren Fund vor und erläuterte die Bedeutung.

Sie blätterte darin und fragte etwas hilflos,

„was schlägst Du vor?“

Da brauchte ich nicht lange überlegen.

„Wir müssen an diese drei Beamten heran, sie vernehmen und alle Akten beschlagnahmen, die mit Scholz im Zusammenhang stehen.

Allerdings ist abzusehen, dass wir neben einer Durchsuchungsanordnung auch drei Haftbefehle benötigen.“

Wie ich vermutete, fühlte sich Cornelia Frank nicht wohl bei diesem Gedanken.

Begeisterung sprach jedenfalls nicht aus ihren Augen. Schließlich flüchtete sie sich in die Aufforderung,

„Erarbeitet doch erst einmal eine Konzeption zur weiteren Bearbeitung dieses Vorganges sowie entsprechende Vernehmungspläne. Anschließend werde ich das alles Staatsanwalt Meisner vorlegen. Er muss dann darüber entscheiden.“

Sie sah mein Grinsen und fragte,

„warum lachst Du?“

„Ich hätte mir etwas mehr Begeisterung und ein Dankeschön für die gute Arbeit von Dir gewünscht.“

„Die Geschichte ist doch ganz schön spektakulär und das in den ersten drei Wochen, wo ich auf diesem Stuhl sitze. Da bin ich doch noch etwas unsicher. Das verstehst Du doch, oder?“

„Ja, ja, das verstehe ich.“ Beeilte ich mich, ihr zu versichern. Danach fragte ich Cornelia, „Bist Du mit Irene zufrieden?“ Darauf reagierte sie gereizter, „bist Du ihr Erziehungsberechtigter? Wenn mir etwas nicht gefällt, dann sage ich ihr das persönlich und nicht ihrem Lebengefährten. Aber Du kannst beruhigt sein, sie ist fachlich kompetent und ich komme gut mit ihr zurecht. Reicht Dir diese Antwort?“

Um sie nicht noch mehr zu reizen, sagte ich schnell, „Selbstverständlich, ich mache mich jetzt wieder an die Arbeit und sende Dir morgen per Fax unsere Konzeption und die Vernehmungspläne.“ Allerdings verabschiedete ich mich noch in aller Ruhe von ihr und wechselte einige belanglose Worte mit Irene im Vorzimmer, bevor ich aus der Abteilung verschwand.

Irgendwie beunruhigte mich der Gedanke, dass Cornelia auf mich sauer war, weil ich mit Irene zusammen lebte. Sie hatte sich vielleicht erhofft, dass ich wieder für sie da bin, als sie nach Berlin kam. Dafür war es aber leider zu spät. Doch warum leider? Ich bezweifelte, dass Cornelia für meine Tochter eine so gute Mutter hätte sein können, wie Irene es war. Ich hielt es aber durchaus für möglich, dass mit Cornelia wieder etwas >gelaufen< wäre. Jetzt war ich froh, dass alles so gekommen war und ich mir keine weiteren Gedanken in dieser Hinsicht machen musste.

Ein Verhältnis mit meiner Abteilungsleiterin? Das hätte sowieso nicht funktioniert.

Schnell verteilte ich die Aufträge zur Erarbeitung der von Cornelia geforderten Vernehmungspläne und machte mich anschließend über die Konzeption. Dazu holte ich Beate Illner an meinen Tisch, um auch ihre Gedanken einfließen zu lassen.

Bis dahin war ich mit ihrer Arbeit sehr zufrieden. Sie kam nicht nur bei der Büroarbeit gut zurecht, sondern brachte sich auch in jeder anderen Beziehung gut in unsere Arbeit ein. Deshalb erhielt sie von mir immer wieder Gelegenheit, sich zu beweisen.

Ich stellte auch fest, dass meine >drei Musketiere< sich ihr gegenüber fair verhielten und einen respektvollen Abstand hielten.

Selbst Peter erlaubte sich keine Frechheiten, wie ich sie sonst von ihm kannte. Ich war überzeugt, dass er in diesem Fall bei Beate Illner >schlechte Karten< gehabt hätte.

Ich war heilfroh, dass Irenes Weggang keine Lücke hinterließ.

Einen Tag später waren die von unserer neuen Abteilungsleiterin geforderte Konzeption und Vernehmungspläne fertig. Doch bevor ich diese ihr vorlegen wollte, sprachen wir noch ausführlich darüber.

Die Vernehmungen der drei Senatsmitarbeiter sollten in den Räumen des LKA stattfinden, wo wir fast immer Zeugen oder Beschuldigte befragten. Hier war die erforderliche Technik installiert und wir konnten schnell auf andere Mitarbeiter der Dienststelle zugreifen, wenn das erforderlich war.

Sogar auf einen Arzt, wenn es notwendig war. So mancher Beschuldigter fiel in Ohnmacht, wenn ein Haftbefehl verlesen wurde.

Über den Leiter der zuständigen Dienststelle der Senatsverwaltung waren die von uns verdächtigten Beamten zur Vernehmung vorzuladen.

Zunächst war es unsere Absicht mit ihnen Befragungen im Mordfall Scholz durchzuführen, um die Zusammenarbeit mit der Firma des Scholz zu ermitteln und Aussagen zu den Ausschreibungen zu erhalten, an denen die Firma des Scholz sich beteiligt hatte.

Anhand der uns zur Verfügung stehenden Dokumente wussten wir, dass Scholz von diesen Beamten stets gegenüber anderen Firmen sehr oft bevorteilt wurde und dafür „Schmiergelder“ regelmäßig zahlte.

In dem uns vorliegenden Notizbuch des Scholz war ganz genau festgehalten, an welchem Tag und in welcher Höhe sowie an wen er die bewussten Gelder persönlich gezahlt hatte.

Auch bei diesen Personen überprüften wir vorher die Kontenbewegungen in den fraglichen Zeiträumen. Über die >Schufa< war es leicht möglich zu ermitteln, bei welchen Banken verdächtige Personen ihre Konten besaßen.

In zwei Fällen fanden wir Zahlungseingänge, die mit unseren Verdachtsmomenten übereinstimmten.

Lediglich bei einem dieser Beamten fanden sich keine fraglichen Bewegungen auf den Konten.

Dafür ermittelten wir, dass dieser Mann regelmäßig im Spielcasino des „Park Inn Hotel“ am Alexanderplatz verkehrte.

Mit Sicherheit verspielte er dort sein Geld.
Darüber hinaus wies eines seiner Konten einen beträchtlichen Sollstand aus.
Er war also erheblich verschuldet.
Alles das stand in unserer Vorgangskonzeption und wurde in den Fragestellungen der Vernehmungspläne berücksichtigt.
Wie erhofft, bekamen wir bald von unserer Abteilungsleiterin und von Staatsanwalt Meisner „grünes Licht“, um an die Arbeit zu gehen.

Es kam nicht selten vor, dass wir Verdächtige, Beschuldigte oder Zeugen befragten bzw. vernahmen, die uns arrogant und überheblich gegenüber traten.
Meistens waren das >Berufsganoven< oder Personen, die auf ihr vieles Geld und ihre Beziehungen zur >Obrigkeit< bauten.
Neumann, der Abteilungsleiter der Senatsverwaltung, war so ein Exemplar.
Er trat nicht nur arrogant auf, sondern brachte gleich einen Anwalt zur Befragung mit.
Der konnte ihm aber nicht viel helfen.
Ich hielt ihm gleich seine langjährigen Verbindungen zu Scholz vor, die bis in ihre gemeinsame Schulzeit in Hamburg reichten.
Seine Unterschriften unter Verträge, die er als Leiter einer Abteilung der Treuhand mit Scholz abschloss, taten ein Übriges. Auch die Einzahlungen auf seine Konten stimmten mit den Summen und Daten überein, die in dem uns als Beweismittel vorliegenden Büchlein des Scholz standen.
Danach war es vorbei mit seiner Arroganz und Selbstherrlichkeit.

Selbst, wenn er weiter gelogen hätte, diese objektiven Beweise konnte er nicht ignorieren.

Typisch für solche Beschuldigte ist, dass sie versuchen zu erklären, dass sie erpresst oder unschuldig hineingezogen wurden, aber ansonsten anständige Menschen sind, die viel Gutes getan haben.

Wir hörten das uns geduldig an und ich versicherte zum Schluss, dass

„der Staatsanwalt und das Gericht, seine Leistungen beim Strafantrag bzw. bei der Urteilsfindung berücksichtigen wird“.

Da half alles Jammern nichts.

Auch Neumann bekam seinen Haftbefehl und eine Freiheitsstrafe von vier Jahren. Am schwersten wog bei ihm der Missbrauch seiner beruflichen Stellung, die er über einen längeren Zeitraum zur persönlichen Bereicherung ausnutzte.

Die ihm unterstellten zwei Mitarbeiter, die gleichfalls in dem Vorgang involviert waren, bekamen geringere Strafen, doch ihre Existenzen waren trotzdem dahin.

Es wäre eine Illusion zu glauben, dass damit der Korruption ein Ende gesetzt worden wäre.

Die Habgier und persönliche Bereicherung, unter Ausnutzung beruflicher Stellungen, ist nach wie vor Arbeitsgegenstand der Kriminalpolizei, der Staatsanwälte oder der Gerichte in unserem Land. Das Streben nach Besitz und Reichtum ist und bleibt erstrebenswert in den Köpfen zu vieler Menschen.

Zumindest hatten wir unseren bescheidenen Beitrag zu deren Bekämpfung geleistet.

Privatsache

Wie bei anderen Berufen, so gibt es auch bei den Kriminalisten Zeiten, wo nicht viel los ist.

So war es auch bei uns, als die Mordsache Scholz und alle damit im Zusammenhang stehenden Verfahren abgeschlossen waren.

Danach folgte das große Aufräumen.

Meine Kollegen beschäftigten sich mit der Ablage und der Beseitigung aller Spuren, die zum letzten Fall gehörten.

Für mich war es die Zeit des Nachdenkens über alles, was gut und weniger gut gelaufen war.

Dabei stellte ich mir die Frage, wie soll es mit Irene und mir weitergehen.

Wir verstanden uns nach wie vor prächtig. Sie hatte sich im Büro der neuen Abteilungsleiterin gut eingearbeitet und war mit ihren zwanzig Stunden Arbeit in der Woche recht zufrieden.

Bei uns Zuhause lief auch alles etwas ruhiger ab, da sie mehr Zeit für den Haushalt und für unsere kleine Jannet hatte.

Über meine oder ihre Arbeit sprachen wir nur wenig.

Ich spürte ihren Wunsch, dass wir heiraten sollten. Wie es ihre zurückhaltende Art war, sprach sie jedoch nicht darüber. Sie wartete eher auf einen Antrag von mir.

Wir lebten zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als zwei Jahre wie ein Ehepaar.

Warum sollten wir nicht heiraten?

Kurz entschlossen kaufte ich an einem Freitag, Ende März 1998, einen Strauß mit zwanzig roten Rosen, den ich zunächst in einem unserer Küchenschränke versteckte.

Damals waren Rosen noch nicht so teuer. Das Stück kam eine D-Mark.

Nach dem Abendessen holte ich ihn wieder heraus und fiel demonstrativ vor ihr auf die Knie und fragte,

„möchtest Du mich heiraten?“

Sie lief fast so rot wie die Rosen im Gesicht an und umarmte mich wortlos. Es vergingen fast zwei Minuten, bis sie mir in mein linkes Ohr hauchte,

„ja, ich will.“

Das Wochenende war wunderschön. Wir machten ausgedehnte Spaziergänge auf der Karl-Marx-Allee und im Wohngebietspark >Am Friedrichshain<.

Große Pläne machten wir nicht.

Unser Leben sollte so glücklich und zufrieden weitergehen, wie bisher. Selbst Jannet merkte nichts von dem, was wir vorhatten.

Danach ging alles ziemlich schnell. Wir holten uns einige Tage später beim Standesamt Berlin-Lichtenberg einen Termin und überlegten, wer unsere Trauzeugen sein sollten. Auf jeden Fall musste unsere immer noch rüstige Oma dabei sein.

Ich machte Irene den Vorschlag, auch Rolf Schölzel zur Hochzeit einzuladen. Doch sie protestierte und wollte lieber ihre Kollegin aus dem Büro als Trauzeugin dabei haben. Wir diskutierten eine Weile hin und her und einigten uns, dass wir beide fragen sollten.

Doch was mache ich mit den anderen Mitarbeitern?

Obwohl ich dazu nur wenig Lust verspürte, stimmte ich Irene zu, dass wir am Vorabend der Hochzeit eine kleine Party geben, zu der wir auch Cornelia Frank, unsere gemeinsame Chefin, aus

guten Gründen einladen. Ich hoffte zwar, dass sie nicht kommt, aber sie nicht einzuladen, wäre sicherlich ein Fehler gewesen.

Cornelia kam, gratulierte uns überschwänglich und die Hochzeit lief am nächsten Tag so ab, wie wir es planten.

Danach blieb alles, wie vorher.

Die einzige Veränderung war, dass an unserem Türschild nur noch der Name „Andreas und Irene Klein“, stand.

Entführung

Die ersten Tage im April 1998 läuteten den Frühling ein, auf den alle nach dem langen und kalten Winter so lange warten mussten.

An den Straßenrändern schmolz der übrig gebliebene Schnee, der als Rinnsal in die nächste Schleuse sickerte.

Das Klingeln im Gebäude der >Haberland Grundschule< in Berlin-Zehlendorf verkündete pünktlich um vierzehn Uhr das Ende der letzten Unterrichtsstunde.

Die große Tür am Haupteingang war weit geöffnet und die Kinder der ersten bis vierten Klasse strömten über den Hof aus dem Tor der Schule.

Unter ihnen befand sich Jens Schönfelder aus der Klasse 2b.

Er war froh, dass er seit Beginn des zweiten Schuljahres allein den Weg zur Schule und nach Hause gehen durfte. Schließlich war es auch nicht sehr weit bis zur Jänickestraße, wo er mit seinen Eltern und seiner drei Jahre alten Schwester in einem fast neuen Einfamilienhaus wohnte.

Noch vor einem Jahr beneidete er die älteren Kinder, die nicht wie er jeden Tag mit dem Auto zur Schule gebracht und von dort wieder abgeholt wurden. Jetzt gehörte er auch zu den „Großen“, wie er stolz dachte.

Seit dem es wärmer war und die Sonne auch nach Schulschluss noch schien, machte es ihm besonderen Spaß über die Gartenzäune zu schauen, wo die ersten Frühlingsblumen blühten.

Die Mütze, auf die seine Mutter immer so achtete, hielt er in der Hand, weil sie ihm auf dem Kopf immer lästig war.

Er freute sich auf den Nachmittag, wenn die Hausaufgaben erledigt waren und er mit seiner neuen Autorennbahn spielen konnte, die sein schönstes Weihnachtsgeschenk war.

Ganz in diese Gedanken versunken merkte er nicht, dass kurz vor ihm ein dunkelblauer Kleinbus hielt und zwei Männer in schwarzen Jacken und schwarzen Basketballkappen auf ihn zukamen.

Sie ergriffen und stießen ihn in den hinteren Teil des blauen >Chrysler Voyager< , der sofort wieder anfuhr und hinter der nächsten Straßenecke verschwand.

Plötzlich war es stockdunkel um ihn.

Noch ehe Jens begriff was passierte, bekam er eine Wollmütze über den Kopf, die ihm jegliche Sicht nahm. Nur am Mund war ein Loch geschnitten.

Frau Schönfelder wartete eine Stunde umsonst auf ihren Jens, der bisher immer zehn Minuten nach Schulschluss pünktlich Zuhause eintraf. Irgendetwas musste passiert sein.

Sie griff nach dem Telefon und wählte die Nummer ihres Mannes, der Inhaber eines Uhren-

und Schmuckgeschäftes auf der >Schlossstrasse< in Berlin-Steglitz war.

Sie erklärte ihm ganz aufgeregt die Situation und fragte, was sie tun sollte.

Eigentlich war sie eine sehr selbstbewusste und resolute Frau, aber in diesem Moment hatte sie fürchterliche Angst.

Jürgen Schönfelder versuchte, so gut es ging, sie zu beruhigen und forderte seine Frau auf, zur Schule zu gehen und nach Jens zu suchen.

Anschließend ärgerte sie sich, nicht selbst auf diesen Gedanken gekommen und so in Panik geraten zu sein.

Sie warf sich ihren Mantel über, sah noch kurz in das Zimmer ihrer Tochter, die ihren Mittagsschlaf hielt und verließ schnell das Haus. Nach fünf Minuten erreichte sie die Stelle, wo Jens gekidnappt wurde und fand seine Wollmütze.

Sofort stieg in ihr wieder diese Angst hoch, so dass sie das letzte Stück zur Schule rannte.

Das Hoftor und der Haupteingang waren noch geöffnet und im Erdgeschoss traf sie den Klassenlehrer ihres Sohnes. Weit und breit waren keine Kinder zu sehen.

Sie berichtete dem Lehrer, dass Jens nicht Zuhause angekommen war und dass sie die Mütze nicht weit von ihrem Haus fand.

Franz Kramer, der Klassenlehrer, riet ihr sofort, die Polizei einzuschalten und dabei keine Zeit zu verlieren.

Doch das schien ihr übertrieben. Vielleicht wohnt in einem der Häuser am Schulweg ein Freund, mit dem er eventuell mitgegangen ist?

An diesen Einfamilienhäusern wollte sie als nächstes klingeln. Nach einer viertel Stunde wusste sie, dass das nicht der Fall war.

Erschöpft und mit noch mehr Angst, kam sie Zuhause an.

Am Telefon berichtete sie ihrem Mann von der erfolglosen Suche.

Auch er bekam es mit der Angst zutun, schloss sein Geschäft und fuhr sofort zu seiner Frau.

Sie berichtete ihm noch voller Aufregung, was er bereits wusste.

„Wir müssen die Polizei einschalten“, bedrängte sie ihn.

Schönfelder saß in einem der drei weichen Ledersessel im Wohnzimmer und war fassungslos. Was sollte er tun? Sich gleich an die Polizei wenden, dazu verspürte er nicht die rechte Lust. Ihm war aber klar, dass das Verschwinden seines Sohnes, an eine Entführung wagte er erst gar nicht zu denken, mit seinen „Geschäften“ zu tun haben musste.

Diesen Gedanken seiner Frau gegenüber zu äußern, danach stand ihm nicht der Sinn.

Bisher war es ihm immer gelungen, seine junge, erst dreißig Jahre alte Frau, von seinem Juweliergeschäft fernzuhalten. Auch über seine illegalen Geschäfte hatte er ihr nie erzählt. Warum auch? für sie war doch nur wichtig, dass er ihr einen luxuriöses Leben bieten konnte.

Sie musste in ihrem Leben bisher keiner Arbeit nachgehen. Nach dem Abitur erlernte sie auch keinen Beruf, da ihre Eltern gleichfalls sehr vermögend und ihr gegenüber finanziell sehr großzügig waren.

Vor mehr als acht Jahren lernte er sie durch einen Geschäftsfreund kennen und verliebte sich sofort. Seine erste Ehe wurde nach einer Dauer von zwölf Jahren geschieden, so dass er sich mit

allem was er besaß, in dieses neue Verhältnis stürzen konnte.

Er war stolz und glücklich, mit seinen fünfunddreißig Jahren eine so junge und schöne Frau für sich gewonnen zu haben.

Das Glück war vollkommen, als ihr Sohn Jens ein Jahr später geboren wurde.

Bereits damals drückten ihn erhebliche finanzielle Sorgen, da das Geschäft nicht mehr so viel einbrachte, wie in den Jahren zuvor.

Sein Traum vom Eigenheim schien damit in immer weitere Ferne zu rücken. Nach längerer Überlegung wechselte er seinen Steuerberater, da ihm die immer mehr werdenden Abgaben zu hoch schienen und er sich nicht richtig betreut fühlte.

Ein befreundeter Berufskollege riet ihm, sich mit dem Inhaber der >Steuerkanzlei Stollberg> in Verbindung zu setzen, der als sehr erfolgreich in der Branche galt.

Tatsächlich gewann er nach einem ersten Gespräch mit diesem Steuerberater genügend Vertrauen und wechselte das Steuerbüro.

Schon nach einem Jahr schien sich dieser Schritt auszuzahlen, da sich seine gesetzlichen Abgaben deutlich verringerten.

Sicher wirkte sich die Entlassung eines langjährigen Mitarbeiters auf seiner Habenseite positiv aus.

Er musste zwar ab diesen Zeitpunkt die eine oder andere Reparatur selbst ausführen, was ihm jedoch nicht schwer fiel, zumal die Reparaturaufträge insgesamt recht rückläufig waren.

Nach einem Jahr der finanziellen Erholung eröffnete Stollberg, dass das Finanzamt eine

Steuernachzahlung in erheblichem Umfang in Rechnung gestellt habe.

Diese Nachricht ließ ihn derart verzweifeln, dass es ihm immer schwerer fiel, sich seiner Frau anzuvertrauen und einen Ausweg aus dieser missliebigen Lage zu finden.

Sich an seine Hausbank zu wenden, schloss er von vornherein aus, da er seine finanzielle Unabhängigkeit unter keinen Umständen verlieren wollte.

Nach einigen wenig fruchtbringenden Gesprächen mit Stollberg unterbreitete dieser ihm einen Vorschlag, der ihn sehr nachdenklich stimmte, da dieser sich außerhalb der Legalität bewegte.

Stollberg besaß Kontakte nach Italien, die es Schönfelder möglich machen könnten, aus seiner Misere heraus zu kommen.

Diese Leute wären daran interessiert, von ihm Gold und Diamanten zu übernehmen, welche er als gewerblicher deutscher Händler günstig in Antwerpen, in Belgien, kaufen könnte.

Sein Gewinn wäre steuerfrei in einer Höhe von fünfundzwanzig Prozent. Das notwendige Anfangskapital bekäme er zur Verfügung gestellt.

Johannes Schönfelder war wie vom Donner gerührt, als er diesen Vorschlag hörte.

Bis dahin war er stolz auf seine kaufmännischen Fähigkeiten und es war ihm nie in den Sinn gekommen, die Steuer zu betrügen oder andere strafbare Handlungen zu begehen.

Nicht eine Ordnungswidrigkeit hatte er bis dahin begangen.

Seine finanzielle Situation ließ ihn regelrecht psychisch krank werden.

Deshalb sagte er Stollberg zu, sich dessen Vorschlag gründlich zu überlegen und ihm innerhalb einer Woche Bescheid zu geben.

Mit wem sollte er sich beraten?

Seiner Frau wollte er sich nicht offenbaren, für sie wollte er der erfolgreiche Geschäftsmann bleiben und Freunde hatte er auch nicht, denen er vertrauen konnte.

So blieb ihm nichts weiter übrig, als alles mit sich selbst auszumachen.

Zu allem Verdruss bedrängte ihn seine Frau noch mit ihrem Wunsch nach einem eigenen Grundstück und Haus, was sie sich bauen lassen sollten.

Mit ihren Eltern war sie sich schon einig, dass diese den Kauf des Grundstücks übernehmen und sie nur noch die Finanzierung des Hauses bewerkstelligen müssten.

Fast jeden Tag lagen neue Hausprospekte im Wohnzimmer herum, die er studieren sollte. Immer wieder fragte sie,

„welches Haus gefällt Dir denn nun am besten?“

Das ging ihm nicht nur auf die Nerven, sondern ließ ihn mitunter regelrecht erzürnen.

So war es auch an dem Tag, als er von seinem Steuerberater kam.

Seine Nerven waren derart angespannt, dass er nach dem Abendessen, als sie wieder mit diesem Thema anfang, regelrecht explodierte und sie anschrie,

„hast du nichts anderes im Kopf, als deinen Hausbau? Ich habe ganz andere Sorgen“

Sie war schockiert, solche Ausbrüche war sie von ihrem Mann nicht gewöhnt.

Er selbst war vor sich darüber erschrocken und nahm sie gleich in die Arme und entschuldigte sich.

Woher sollte sie von seinen Schwierigkeiten wissen?

Umso mehr musste er wieder an Stollbergs Vorschlag denken.

Das Ende seiner Bedenkzeit kam heran und er sah nur im Vorschlag Stollbergs die Lösung seiner finanziellen Schwierigkeiten.

Er redete sich förmlich ein, dass es vielen anderen Geschäftsleuten nicht anders ging, die nicht so eine Möglichkeit haben, zu Geld zu kommen.

Sein Entschluss stand fest, er wollte sich darauf einlassen, ehe er Insolvenz anmeldet.

Am Telefon sagte er zu Stollberg nur, „ich bin einverstanden“

Gleichzeitig fragte er sich,

„wie viel Prozent wird wohl der Steuerberater daran verdienen?“

„Ich schicke Ihnen die Leute vorbei“ Hörte er vom anderen Ende der Leitung.

Das war alles, was er zu hören bekam.

Umso höher stieg sein Adrenalinpiegel.

Ihm war, als würde sein Herz gleich herausspringen. Viele Fragen spukten in seinem Kopf. Er hatte noch keine Vorstellung davon, was auf ihn zukam.

Wichtig war für ihn nur, bald diesen finanziellen Druck loszuwerden.

Den kriminelle Charakter der ganzen Angelegenheit verdrängte er so gut es ging.

Fast eine Woche war vergangen, als sein Telefon klingelte und eine männliche Stimme mit italienischem Akzent ihn fragte,

„Spreche ich mit Herrn Schönfelder?“

Als er das bejahte, fragte der Mann weiter,

„können wir uns im Restaurant >Lukullus<, an der Straße >Unter den Eichen< heute Nachmittag siebzehn Uhr treffen?“

Schönfelder überlegte nicht lange und sagte sofort zu.

„In drei Stunden weiß ich mehr“ war sein erster Gedanke, nachdem das Telefon wieder an seinem Platz lag.

Das waren drei Stunden, in denen er nichts mit sich anzufangen wusste.

Pünktlich traf er vor dem Restaurant ein. Etwas abseits stand eine große schwarze >Alfa Romeo-Limousine< mit italienischem Kennzeichen.

Sofort erhöhte sich sein Adrenalinpiegel wieder.

Im Gastraum entdeckte er etwas abseits zwei Männer in dunklen Anzügen, die zweifelsfrei seine zukünftigen >Geschäftspartner< sein mussten.

„Mein Name ist Schönfelder, sie erwarten mich?“ fragte er betont höflich.

Beide standen auf und schüttelten ihm die Hand.

Mit den Worten, „bitte nehmen Sie Platz, Herr Schönfelder“, begann der ältere der beiden Italiener, in einem fast akzentfreien Deutsch das Gespräch.

„Herr Schönfelder, wir wissen über Herrn Stollberg von ihren Sorgen und können ihnen helfen, aus dieser Situation wieder heraus zu kommen. Wir möchten Ihnen deshalb folgendes Geschäft vorschlagen.

Sie erhalten heute von uns zweihundertfünfzig tausend D-Mark. Damit fahren Sie nach

Antwerpen und übernehmen dort einen Aktenkoffer mit Gold und Diamanten, den Sie nach Berlin bringen und in Ihrem Geschäft aufbewahren. Einer meiner Mitarbeiter wird diesen versiegelten Aktenkoffer bei Ihnen übernehmen und Sie erhalten wie versprochen, fünfundzwanzig Prozent von den Zweihundertfünfzigtausend D-Mark. Sollte das Siegel erbrochen sein, bekommen Sie nichts.

Sind Sie damit einverstanden?“

Schönfelder überschlug kurz die Summe und dachte gleich, „damit kann ich locker die Steuerschuld begleichen“

„Ja, ich bin einverstanden“, war seine kurze Antwort.

Über das Gesicht der beiden Italiener huschte ein triumphierendes Lächeln, wobei der Jüngere sprach,

„Wir wussten, dass wir uns auf Sie verlassen können“

Erst danach nahm Schönfelder einen ersten Schluck aus der vor ihm stehenden Kaffeetasse.

Danach stellten seine „Geschäftspartner“ noch einige belanglose Fragen, zu seiner Familie und dem Schmuckgeschäft, die er fast gedanklich abwesend, höflich beantwortete.

Wieder in seinem Auto dachte er nur daran, dass er die verdammten Schulden bald los sein wird.

Was er nicht wusste war, dass er in Wirklichkeit keine Steuerschulden hatte und diese von Stollberg nur vorgetäuscht wurden. Da er dieses Geld auf eines von Stollbergs Konten einzahlen

sollte, konnte dieser die ganze Summe unauffällig in die eigene Tasche stecken.

Wieder Zuhause, verstaute Schönfelder das Geld in seinem privaten Safe und war an guter Laune kaum zu übertreffen.

Er forderte seine Frau auf, ihr schönsten Kleid anzuziehen, um mit ihm im Hotel „Adlon“ einen fürstlichen Abend zu verbringen.

Das war der Beginn seiner Zusammenarbeit mit der Mafia. Auf diese Weise integrierte er sich in ein System des organisierten Verbrechens.

Schönfelder wurde von Stollberg nie wieder mit Steuerschulden konfrontiert und fuhr in den folgenden zwei Jahren aller acht Wochen nach Antwerpen und häufte ein Vermögen an, das ihm erlaubte, bald das >Traumhaus< für seine Frau zu errichten und ohne finanzielle Sorgen mit seiner Familie zu leben.

Anfang Februar 1999 geschah etwas, womit Schönfelder nicht rechnen konnte.

Er war wieder auf dem Weg von Antwerpen nach Berlin und transportierte, wie schon oft in den letzten zwei Jahren, einen Aktenkoffer mit wertvoller Fracht im Kofferraum seines 7er BMW.

Gewohnheitsmäßig legte er am >Rastplatz Kaiserberg<, an der A3, eine Pause ein und suchte die Toilette auf. Nach Rückkehr zu seinem Auto stand ein Pärchen, vermutlich Studenten, davor und bat ihn, es nach Berlin mitzunehmen. Da er dieses Pärchen nach kurzem Abschätzen nicht unsympathisch fand, stimmte er zu.

Die Weiterfahrt verlief unterhaltsam und Schönfelder bereute zunächst seine Hilfsbereitschaft nicht.

Bei Helmstedt, immer noch auf der A2, wurde er von den Studenten gebeten, eine weitere Pause einzulegen. Das Pärchen lud ihn zu einer Tasse Kaffee in die Raststätte ein, um sich auf diese Weise für seine Freundlichkeit zu bedanken.

Der letzte Teil der Reise verlief planmäßig.

Kurz vor der >AVUS< in Berlin, verließ das Pärchen, nach kurzer Verabschiedung, seinen BMW und kurze Zeit später kam er gutgelaunt Zuhause an.

Wie immer öffnete er den Kofferraum, um den Aktenkoffer, den er wie stets an einem extra angefertigten Haken mit einer Kette angeschlossen hatte, zu entnehmen.

In diesem Moment fuhr ihm ein fürchterlicher Schreck durch die Glieder.

Die Kette war durchtrennt und der Aktenkoffer gestohlen.

Schönfelder durchfuhr es heiß und kalt, bevor er am ganzen Körper zu zittern begann.

Er blickte lange in den Kofferraum, doch der Koffer blieb verschwunden.

Sofort stellte er die unterschiedlichsten Überlegungen an.

Er brauchte eine Weile bis er begriff, dass er einem ganz gezielten Raub aufgesessen war, bei dem das Pärchen sicher eine bedeutende Rolle spielte.

Das kann nur an der „Raststätte Helmstedt“ passiert sein. Er wurde von den jungen Leuten regelrecht bedrängt, gerade dort eine Pause einzulegen.

In dieser Zeit musste seine elektronische Türverriegelung entsperrt und der Aktenkoffer mittels eines Bolzenschneiders entwendet worden sein.

Wer wusste von seiner Fracht?

Nur die Italiener wussten, dass er an diesem Tag sich von Antwerpen auf dem Rückweg befand. Sie mussten seine Gewohnheiten kennen und dass er seit längerer Zeit stets an der >Raststätte-Kaiserberg< Station machte.

Deshalb war es leicht, das Pärchen an ihn heranzuspielen, das ihn dann auch erfolgreich bei Helmstedt vom Auto weglockte.

Somit stand für ihn fest, dass seine Auftraggeber ihn in diese Situation brachten.

Was sollte er jetzt tun?

Der Weg zur Polizei war ausgeschlossen. Dort würde er sich selbst anzeigen müssen.

Ihm blieb nur zu warten, bis sich die Italiener bei ihm melden.

Auf keinen Fall konnte er, weder mit seiner Frau noch mit anderen Personen, darüber reden.

Sein Konto gab auch nicht so viel Geld her, falls seine italienischen „Geschäftsfreunde“ von ihm die

250 000 DM einfordern würden. Schließlich musste er sein gesamtes Vermögen in den Hausbau stecken.

Jetzt blieb dem Goldschmied nichts anderes übrig, als zu warten, bis seine „Geschäftspartner“ sich melden.

Die Tage der Ungewissheit gehörten zu den schrecklichsten in seinem bisherigen Leben. Jede Stunde beherrschte ihn die Angst.

Angst vor der Mafia und Angst, sich seiner Frau offenbaren zu müssen.

Wie fast immer, klingelte drei Tage später sein Geschäftstelefon. Wie das Kaninchen vor der Schlange, hielt er es in der Hand und hörte die ihm bekannte Stimme mit der Aufforderung, sich am nächsten Tag im Restaurant am >Steglitzer Kriesel< zur Übergabe einzufinden. So blieben ihm noch vierundzwanzig Stunden, die wie Blei auf ihm lasteten.

Tatsächlich hatte seine Frau bis dahin an seinem Verhalten nicht erkennen können, das mit ihm etwas nicht stimmte.

Er hatte es gut gelernt, seine tatsächliche psychische Situation und seine Geheimnisse vor ihr zu verbergen.

Der ihm seit langer Zeit bekannte Kurier seiner „Geschäftsfreunde“ aus Italien saß im hinteren Teil des Restaurants und las gelangweilt in einer Zeitung.

„Alles gut gegangen?“ stellte er die übliche Frage an Schönfelder. Er hatte nicht bemerkt, dass Schönfelder keine Tasche bei sich trug, als er am Tisch Platz nahm.

„Nein, die Tasche wurde mir geraubt. Als ich Zuhause ankam, war die Kette zerschnitten und die Tasche aus dem Kofferraum verschwunden.“

Antwortete Schönfelder kurz und knapp.

Der Kurier schaute ihn ungläubig durch seine braun getönte Brille an und brachte nur ein erregtes

„was ist passiert?“ hervor.

Daraufhin schilderte der Juwelier den Verlauf seiner Fahrt und äußerte mutig seinen Verdacht, dass es die eigenen Leute gewesen sein müssen, da niemand sonst von seiner Fracht und seinen Reisegewohnheiten wusste.

Sein Gegenüber sprang spontan auf und zischte ein

„Sind Sie wahnsinnig?“

durch die zusammengepressten Lippen, bevor er eilig das Lokal verließ.

Schönfelder war am Ende mit seinen Nerven. Er brauchte mehr als fünf Minuten bis ihm klar war, dass das Schlimmste noch bevor stand.

Am nächsten Tag, wenige Minuten nachdem er sein Geschäft pünktlich zehn Uhr öffnete, betraten zwei Männer den Verkaufsraum.

Es waren die gleichen, die er seit dem ersten Treffen im Restaurant >Lukullus< kannte.

Ohne eine Begrüßung forderten sie ihn auf, das Geschäft zu schließen und mit ihnen in die hinteren Räume zu gehen.

„Schildern Sie uns, was passiert ist“, forderte ihn der Jüngere auf.

Dieser Aufforderung kam Schönfelder im Detail nach. Dabei vermied er es, die beiden anzusehen. Allerdings vermied er, seinen Verdacht ihnen gegenüber zu äußern.

Als nächstes hörte er die Frage,

„was soll jetzt werden, wie wollen Sie diesen Schaden uns ersetzen?“

Schönfelder stand wie ein Schuljunge vor ihnen, den der Lehrer beim Rauchen erwischt hat und zuckte nur mit den Schultern bevor er antwortete, „ich weiß es nicht.“

„Aber ich weiß es, entweder Sie ersetzen uns innerhalb einer Woche den Schaden oder Sie

arbeiten solange umsonst für uns, bis der Schaden beglichen ist. Wie hoch der ist und wie lange das dauern wird, bestimmen wir. Haben Sie verstanden?“

herrschte der Ältere der beiden Männer ihn an.

Immer noch mit gesenktem Kopf antwortete Schönfelder zaghaft,

„ich habe verstanden.“

Einige Sekunden später stand er wieder allein in seinem Laden. Es kam ihm wie ein böser Traum vor, der noch nicht zu Ende war.

Die Frage,

„was soll jetzt werden?“

lag ihm wie ein großer Stein auf den Schultern. Er wollte unbedingt mit jemand reden und sich Rat holen, aber mit oder von wem?

Da kam ihm nur Stollberg, sein Steuerberater, in den Sinn.

Der wusste davon und hat ihn in diese Geschichte hinein manövriert.

Sofort griff er zum Telefon und rief in dessen Büro an.

Er erreichte aber nur die Sekretärin die er bat, Stollberg auszurufen, dass er dringend sich bei ihm melden soll oder am besten, im Geschäft vorbei kommt. Es sei sehr wichtig.

Wieder musste er warten. Der Tag verging fast bis zum Geschäftsschluss, als Stollberg den Laden betrat.

„Hallo Herr Schönfelder, was ist denn los? Sie müssen mich dringend sprechen?“

begrüßte der Steuerberater seinen Klienten gutgelaunt.

Schönfelder konnte kaum an sich halten, verschloss die Ladentür und schob Stollberg in sein Büro.

„Wie gut und woher kennen Sie die Italiener?“
fragte er zunächst.

„Das ist eine lange Geschichte, aber so gut kenne ich diese Leute nicht. Ich weiß nur, dass sie einigen Klienten von mir helfen konnten, so wie Ihnen“,

gab Stollberg ausweichend zur Antwort und fragte,
„Was ist mit ihnen, haben Sie Probleme?“

Wieder lehnte der Juwelier mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf an einer Schreibtischkante. Er erwiderte,

„das kann man wohl sagen. Ich stecke tief in der Tinte.“

Dann erzählte er die Geschichte von der geraubten Tasche und berichtete über das am Vormittag erhaltene Ultimatum.

Am Ende fragte er seinen Berater,

„was soll ich tun?“

Stollberg war wie vom Donner gerührt. Ihm war sofort klar, dass der Juwelier zu wenig Geld hatte, um die Italiener auszuzahlen. Er selbst war auch nicht bereit, ihm welches zu leihen.

Deshalb gab er sich so, als ob er mit der ganzen Sache nichts zu tun habe und Schönfelder nicht helfen kann.

„Ich gebe Ihnen nur den guten Rat, treiben Sie das Geld auf oder machen Sie weiter und arbeiten die 250 000 D-Mark ab. Ich kann mir vorstellen, dass >Die< keinen Spaß verstehen.“

Schönfelder schaute ihn entgeistert an und antwortete,

„das kann ich nicht, ich kann dieses Geld nicht auftreiben und weiter für die Leute als Kurier durch Deutschland fahren, das kann ich nicht mehr.“

Die haben mich hereingelegt und werden es bei nächster Gelegenheit wieder tun. Lieber gehe ich zur Polizei, als dass ich mich ein Leben lang erpressen lasse.“

Das erschien Stollberg zwar verständlich aber er wusste, dass Schönfelder damit nicht durch kam. Deshalb sprach er,

„wenn Ihnen Ihr Leben oder das Ihrer Familie lieb ist, dann tun Sie, was diese Leute Ihnen sagen. Ich habe damit nichts zutun und will auch nicht weiter hineingezogen werden. Da müssen Sie allein durch.“

Anschließend klopfte er dem Juwelier gönnerhaft auf die Schulter und verließ das Geschäft.

Schönfelder überlegte noch eine Weile hin und her und war entschlossen, es tatsächlich darauf ankommen zu lassen und vorerst den Kopf in den Sand zu stecken.

Zur Polizei konnte er immer noch gehen.

Der befürchtete Anruf kam eine Woche später.

„Haben Sie das Geld aufgetrieben?“, hörte Schönfelder den Anrufer.

„Nein, habe ich nicht und kann es auch nicht. Lasst mich in Ruhe, Ihr habt selber die Tasche aus meinem Kofferraum geholt und wollt mich jetzt erpressen. Da spiele ich nicht mit. Wenn Ihr keine Ruhe gebt, gehe ich zur Polizei.“

Das war zwar mutig, aber nutzte nicht viel.

„Wir geben Ihnen noch eine Woche, dann liegt das Geld auf dem Tisch, oder Sie fahren weiter nach Antwerpen.“

Damit war der Anruf beendet.

Der Juwelier staunte selbst über seinen Mut.

Das Gefühl der Hilflosigkeit wurde er trotzdem nicht los.

Ihm fiel es immer schwerer, diese Sorgen vor seiner Frau zu verbergen.

Als er auch eine Woche später seine Entscheidung noch einmal gegenüber den Italienern am Telefon wiederholte, waren die Weichen auf Konfrontation endgültig gestellt.

Jeden Tag erwachte er mit dem Gedanken, dass etwas Schreckliches passieren wird.

Das war die Situation am Tag der Entführung des kleinen Jens, von der, außer Schönfelder, niemand weiter wusste.

Amelie Schönfelder saß zusammengekauert und verzweifelt auf dem Sofa und starrte fragend ihren Mann an bis sie rief,

„unternimm endlich etwas, ruf die Polizei an. Der Junge kann doch nicht einfach verschwinden!“

Zögerlich hob er den Kopf, schaute sie ebenso verzweifelt an und sprach,

„vielleicht klärt sich doch noch alles auf und er ist nur bei einem Freund und kommt gleich zur Tür herein.“

Sicher ahnte er, dass die Italiener ernst mit ihrer Erpressung machten und er es in der Hand hatte, wie die Entführung seines Sohnes ausgeht. Doch das wollte er in diesem Moment einfach nicht wahrhaben.

Zumindest wollte er abwarten, bis sie sich telefonisch meldeten.

Das dauerte auch nicht länger als eine Stunde.

Schönfelder stürzte zum Telefon und vernahm eine ihm bisher unbekannte Stimme mit gebrochenem Deutsch.

„Entweder bis Morgen eine viertel Million oder der Junge stirbt und keine Polizei.“

Schönfelder wurde blass, legte den Hörer auf und schaute seine Frau entgeistert an.

Sie fragte sofort,

„Was ist los? Wer war das?“

Wahrheitsgemäß wiederholte er die gehörten Worte.

„Haben wir soviel Geld?“

Fragte seine Frau sofort.

Schönfelder schüttelte den Kopf und antwortete,

„natürlich nicht.“

„Ich werde meine Eltern anrufen“, reagierte sie spontan, nahm das Telefon und wählte die Nummer.

Sie hatte Glück, die Eltern waren Zuhause und ihre Mutter sofort am Telefon.

„Hallo Mama, es ist etwas Schreckliches passiert, könnt Ihr gleich zu uns kommen? Wir brauchen Eure Hilfe!“

Rief sie fast durch den Hörer.

Ohne weitere Fragen zu stellen, sagte die Mutter zu.

Bereits eine Stunde später saßen Vater und Mutter der jungen Frau im Wohnzimmer und verdauten das Gehörte. Für sie stand die Frage im Raum,

„warum wurde gerade ihr Enkel entführt? In Zehlendorf wohnen doch viel vermögendere Familien?“

Die Antwort darauf hätte ihnen ihr Schwiegersohn leicht geben können, doch der hüllte sich in Schweigen und überließ seiner Frau die Initiative. „Wir haben nicht so viel Geld, es steckt doch alles im Haus und im Geschäft, wiederholte sie sich.

Ihr Vater atmete nach längerem Nachdenken tief ein und sprach hauptsächlich zu seiner Tochter, „Wir könnten maximal zweihunderttausend Mark aufbringen, vielleicht geben sich diese Ganoven damit zufrieden? Aber ich bin der Meinung, Ihr solltet doch die Polizei einschalten. Solchen Verbrechern muss man einfach das Handwerk legen.“

Michael Schönfelder atmete auf. Die Zusage des Schwiegervaters stimmte ihn zuversichtlich. Fünzigtausend Mark befanden sich in dem Moment auch noch auf seinem Konto. Damit hätte er abwenden können, sich der Familie gegenüber offenbaren zu müssen. Deshalb warf er sofort spontan ein,

„keine Polizei, damit wäre Jens in viel zu großer Gefahr. Diesen Gangstern traue ich auch einen Mord zu!“

„Nein, ich bin gern bereit, das Geld auf den Tisch zu legen, aber die Polizei muss informiert werden. Eine Woche später greifen sie sich das nächste Kind, wenn es ihnen so einfach gemacht wird. Nein, nein, mit mir nicht.“

Beharrte der Vater auf seinem Standpunkt und blickte dabei seinem Schwiegersohn eindringlich in die Augen.

„Gut, ich rufe jetzt an“, reagierte Frau Schönfelder darauf und wählte die 110.

Von dem Zeitpunkt an, setzten sich die Mühlen der Polizei und Justiz unaufhaltbar in Bewegung, das war auch dem Goldschmied Schönfelder mehr als bewusst.

Eine Stunde später tauchte meine Chefin in unserem Dezernat auf, was höchst selten vorkam. Sie hielt sich nicht lange bei der Vorrede auf.

„Andreas, ich brauche Dich und Deine Leute. Es gibt eine Kindesentführung in Zehlendorf. Die Frau eines Juweliers rief über den Polizeinotruf an und meldete, dass ihr kleiner Sohn auf dem Nachhauseweg verschwunden ist. Die Kollegen des zuständigen Reviers befragten sofort die Bewohner der Nachbargrundstücke. Ein älterer Mann berichtete, dass er gesehen habe, wie ein Junge in einen dunklen Van gezerrt wurde, der sofort mit quietschenden Reifen davonfuhr. Die Mutter berichtete von einem Anruf, den ihr Mann entgegennahm, wo eine männliche Stimme ein Lösegeld in Höhe von 250000 DM forderte. Allerdings wurden dabei keine konkreten Angaben zur Übergabe gemacht. Da keine anderen Leute zur Verfügung stehen habe ich in Absprache mit dem Polizeipräsidenten entschieden, dass das Sonder-Dezernat den Fall übernimmt. Ich habe Dir alle Informationen mitgebracht. Setze Dich bitte sofort mit dem zuständigen Revier in Verbindung und veranlasse vor Ort alles Notwendige. Hast Du noch Fragen?“

„Nein“, die hatte ich nicht. So plötzlich, wie Cornelia aufgetaucht war, verschwand sie auch

wieder und ließ eine Mappe mit Informationen zurück, die ich bereits mündlich von ihr gehört hatte.

Meine Mitarbeiter waren schnell informiert, so dass wir in weniger als fünfzehn Minuten in unserem Einsatz-T4 saßen. Peter verstieg sich in die wildesten Spekulationen, was ich durch ein Handzeichen unterband. Keiner von uns war bisher an der Aufklärung einer Entführung beteiligt. Deshalb machten solche Spekulationen wenig Sinn.

Nach unserem Eintreffen ließ ich mir zunächst vom Vater des Jungen schildern, was passiert war und wie sie sich bis dahin verhalten hatten.

Seine Schwiegereltern verhielten sich ziemlich nervenstark.

Der Vater berichtete, dass er auf die Einbeziehung der Polizei bestanden habe obwohl er bereit sei, den größten Teil der Summe zur Verfügung zu stellen.

Ich merkte bald, dass der Vater des Kindes das wenigste Interesse an der Polizei hatte.

Deshalb nahm ich ihn zur Seite und befragte ihn allein in der Küche des Hauses.

Er erschien mir sehr verkrampft, als wollte er etwas verheimlichen, was ihm auf der Seele lag.

Für mich machte es wenig Sinn, die Befragung unter diesen Umständen fortzusetzen, weil er mit Sicherheit in dem Moment nicht mehr gesagt hätte.

Jetzt war es an uns, eine Fangschaltung einzurichten und auf einen weiteren Anruf der Entführer zu warten.

Die technischen Voraussetzungen waren schnell geschaffen, aber der Anruf ließ lange auf sich warten. Bis zum nächsten Morgen saßen Beate

Illner und ich, gemeinsam mit den Eltern und Großeltern im Wohnzimmer und starrten mehr oder weniger auf das Telefon. Frau Schönfelder versorgte uns in dieser Zeit mit belegten Broten, Kaffee und Tee.

Endlich, punkt acht Uhr am Morgen, klingelte das Telefon und Herr Schönfelder nahm nach fünf Sekunden, auf mein Zeichen hin, den Hörer ab.

„Papa, Papa, tu was die Männer sagen, sonst bin ich tot.“

Sofort wurde das Telefon am anderen Ende der Leitung wieder aufgelegt.

Eine Rückverfolgung des Anrufs war somit unmöglich.

Wir schauten uns ratlos an und keiner der Anwesenden konnte oder wollte etwas sagen.

Nach zehn Minuten klingelte das Telefon erneut.

Es war eine Männerstimme in gebrochenem Deutsch.

Wir hörten,

„Hinter dem Briefkasten am >Steglitzer Kreisel< finden Sie in einer Stunde die Anweisungen zur Übergabe. Keine Polizei, sonst Junge tot.“

Das war wieder viel zu kurz, um den Anruf zu verfolgen.

Was wussten wir bis dahin?,

Der Junge wurde in einem dunklen Van entführt;

Der Anrufer sprach mit italienischem Akzent;

Die Entführer forderten 250 000 DM;

Der Junge lebte;

Die Eltern und Großeltern waren bereit, die geforderte

Summe zu bezahlen;

Was war als Nächstes zu tun?

Ich fragte die Angehörigen,

„wie lange benötigen Sie, um das Geld zu beschaffen?

„Nicht länger, als zwei Stunden“, antwortete der Großvater, worauf der Vater ergänzte,

„ich benötige auch nicht länger“.

Als das geklärt war schlug ich vor, dass Herr Schönfelder die Nachricht vom genannten Briefkasten abholt und danach sollte das Lösegeld beschafft werden.

Ich beauftragte Peter und Bernd in der Nähe des Briefkastens sich zu postieren und diesen zu beobachten.

Ich hoffte, dass sie den Überbringer der Nachricht am Briefkasten erkennen und ihm folgen.

Leider schlug das fehl.

Schönfelder wurde von uns mit einem kleinen Funkmikrofon ausgerüstet, damit er sofort den Inhalt der Nachricht übermitteln konnte.

Der Briefkasten war an einem im Boden betonierten Gestell angeschraubt, so dass er mühelos dahinter greifen konnte.

Tatsächlich fand er an der hinteren Wand des Kastens einen angeklebten Umschlag.

Sofort öffnete er diesen und las vor,

„Ü b e r g a b e

vierzehn Uhr am ersten Rastplatz nach >Autobahnabfahrt-Drei Linden< . Werfen Sie das Geld in den zweiten Müllbehälter. Den Jungen lassen wir danach frei. Er wird sich melden und sagen, wo sie ihn abholen können. Keine Polizei, sonst Junge tot.“

Das kam mir alles wie im Kino vor. Als hätte ich das schon einmal gesehen. Warum machten die

Gangster es uns so einfach? Dachte ich in dem Moment, als ich das hörte.

Doch so einfach war das nicht, wie sich später herausstellte.

Die 250 000 DM lagen gegen elf Uhr tatsächlich auf dem Tisch. Sich davon zu verabschieden, fiel den Eltern und Großeltern nicht gerade leicht. Zumindest kam es mir so vor.

Die fünfhundert DM-Scheine steckten in Bankbänderolen. Frau Schönfelder verstaute diese in einem entsprechend großen Leinensack, der hoffentlich in den Müllbehälter passte.

Bevor es losging sprachen wir ab, dass der Juwelier allein in seinem Mercedes 300 E zu diesem Parkplatz fährt. Ich wies Peter und Bernd an, sich fünfzehn Minuten vorher dort im T4 zu postieren und mit mir in ständigem Funkkontakt zu bleiben. Ich wollte auf Sichtweite hinter dem Juwelier fahren, um notfalls eingreifen zu können. Alle anderen Entscheidungen mussten spontan Vorort getroffen werden, da nicht vorauszusehen war, wie sich alles entwickelt.

Auf jeden Fall waren wir technisch gut ausgestattet. Auch unsere Pistolen waren am Mann.

Dann ging es los. Das Geld verstaute Schönfelder hinter dem Beifahrersitz. Ich rechnete sogar damit, dass die Entführer das Wohngrundstück beobachteten um festzustellen, ob Polizei anwesend war.

Aus diesem Grund holten wir vom Eigentümer des dahinter liegenden Grundstücks die Genehmigung, über dieses in das Haus der Familie Schönfelder zu gelangen.

Dieser Plan schien aufzugehen, denn sonst hätten die Entführer sich gemeldet, wenn sie unsere Maßnahmen erkannt hätten.

Pünktlich vierzehn Uhr hielt der Mercedes 300E auf dem bezeichneten Parkplatz, auf dem in entsprechenden Abständen sich vier Müllbehälter befanden.

Peter und Bernd parkten kurz vor der Ausfahrt und aßen scheinbar gelangweilt ein Pausenbrot.

Der Vater des kleinen Jens hielt kurz vor dem zweiten Behälter, lief um seinen Wagen herum, öffnete die rechte hinterer Tür, griff den Sack und verstaute ihn im Behälter.

In diesem Moment bog ein Servicefahrzeug der Autobahnmeisterei auf den Parkplatz und hielt am ersten Behälter.

Ein Angestellter entstieg dem Servicefahrzeug, lief zu diesem Behälter und entleerte ihn. Inzwischen fuhr der Juwelier wieder langsam in Richtung Ausfahrt.

Der Müllmann begab sich zu Fuß zum zweiten Behälter und entnahm diesem, ohne größere Verwunderung zu zeigen, den Sack mit dem Geld. Es dauerte keine fünf Sekunden, bis ein großer >Lancia< auf den Rastplatz einbog und sich relativ langsam dem >Müllmann< mit offener Fensterscheibe näherte.

Beim Vorbeifahren warf der den Sack in den Wagen, der gab Gas und ohne anzuhalten setzte er die Fahrt fort.

Peter schilderte diesen Ablauf wie ein Sportreporter, so dass ich im Bilde war und mich hinter den >Lancia< klemmen konnte.

Was war zu tun?

Auf jeden Fall wies ich Peter an, den vermeintlichen >Müllmann< weiter zu

beobachten und zu verfolgen. Eventuell fuhr er dorthin, wo der Junge versteckt war.

Ich telefonierte sofort mit meiner Chefin und schlug vor, dass ein zweites Einsatzfahrzeug gemeinsam mit mir den >Lancia<, der ein Dortmunder Kennzeichen besaß, weiter verfolgt. An einem noch zu bestimmenden Ort sollte dann ein >Mobiles Einsatzkommando< das Fahrzeug stoppen und die Insassen festnehmen.

Zunächst schienen sie sich ziemlich sicher zu fühlen, denn sie hielten sich strikt an die vorgeschriebene Geschwindigkeit.

Die Fahrt ging über den >Berliner Ring<, bis sie auf die A9 in Richtung Leipzig-München abbogen. Seit der Abfahrt Michendorf stand ich in ständigem Funkkontakt mit meiner Chefin.

Wie von mir vorgeschlagen, sollte an der >Abfahrt Niemegeke< zu meiner Unterstützung ein weiterer PKW zu mir stoßen.

Das klappte auch sehr gut. Es war eine schnelle >3er BMW Limousine< mit zwei Kollegen aus einem anderen Dezernat des LKA, die ich nur flüchtig kannte.

Bald standen auch wir in Funkkontakt.

Noch war uns nicht bekannt, wo die Festnahme erfolgen sollte.

Das hing davon ab ob es möglich war, mit Hilfe des >Müllmanns< das Versteck zu ermitteln, wo der Junge gefangen gehalten wurde.

Wir gingen davon aus, dass die zwei Personen im >Lancia< mit den anderen Entführern telefonisch in Verbindung standen.

Das war auch so, wie sich später herausstellte.

Peter und Bernd gelang es wirklich, völlig unerkannt dem >Müllmann< zu folgen.

Der lenkte seinen unechten Servicewagen der Autobahnmeisterei nach Kleinmachnow in eines der vielen Einfamiliengrundstücke. Davor war ein dunkelblauer Van geparkt was den Schluss zuließ, dass es sich tatsächlich um das Versteck der Entführer handelte.

Es war natürlich nicht möglich, einfach so hinein zu marschieren und den Jungen zu befreien.

Was ist, wenn der Junge sich nicht in diesem Haus befindet? Würden wir erfahren, wo er dann ist?

Das galt es gründlich zu überlegen.

Letztendlich entschieden die Vorgesetzten, dass ein Sonderkommando das Haus stürmt.

Eine Stunde später war es soweit.

Meine Begleiter und ich, wir folgten dem >Lancia< inzwischen schon bis zum >Schkeuditzer Kreuz> bei Leipzig, ohne dass die Insassen uns bemerkten.

Das Kommando zum Stürmen kam gegen sechzehn Uhr.

In wenigen Minuten war alles vorüber.

Wir waren alle froh als die Nachricht kam, der kleine Junge sei gefunden.

Er wurde in einem Kellerraum ohne Fenster gefangen gehalten, schien aber völlig gesund, jedoch voller Angst zu sein.

Eine Stunde später konnte seine Mutter ihn wieder in die Arme schließen.

Jetzt blieb nur noch, die Aktion mit der Festnahme der Insassen des >Lancia< abzuschließen und das Geld sicherzustellen.

Über Funk bekam ich die Mitteilung, dass inzwischen an der >Autobahnabfahrt Eisenberg< durch die Kollegen eine Fahrzeugkontrollstelle

errichtet war, um unauffällig die Festnahme durchführen zu können.

Meine Begleiter im BMW setzten sich vor den >Lancia< und fuhren, gefolgt von diesem, in den Kontrollbereich. Ich rollte gleich hinterher und hielt meine Pistole schussbereit.

Unsichtbar hockten hinter einem Gebüsch Polizisten der >Mobilen Einsatzgruppe<, so dass eine Flucht unmöglich war.

Immer noch völlig arglos kamen die Gangster der Aufforderung zum Verlassen des Fahrzeuges und dem Vorzeigen der Papiere nach.

In dem Moment, wo einer der Kollegen nach dem Leinensack mit dem Geld griff, protestierte der Fahrer laut und versuchte das zu verhindern.

Da bekamen beide die Arme nach hinten gedreht und ich legte ihnen zufrieden die Handschellen an.

Nach der Verhaftung wurden beide in verschiedene Einsatzfahrzeuge gesetzt und abtransportiert.

Erst danach erstattete ich meiner Abteilungsleiterin Bericht über den erfolgreichen Abschluss dieses Einsatzes.

Das Ganze hatte zwar nur einen Tag gedauert, aber wir konnten stolz darauf sein.

Bei den Insassen des „Lancia“ handelte es sich tatsächlich um die beiden >Geschäftsleute<, die Schönfelder zu seinen Zoll- und Steuerstraftaten veranlassten.

Der Steuerberater Stollberg steckte seit Jahren in diesen Geschäften und ergaunerte sich auf diesem Wege ein beträchtliches Vermögen. Deshalb wurde auch er bald verhaftet und ebenfalls einer gerechten Strafe zugeführt.

Mit der Aufklärung dieser Verbrechen zerstörten wir ein ganzes Netzwerk der Mafia in Berlin, das bis dahin auf unterschiedlichste Weise Millionen von den verschiedensten Geschäftsleuten erpresste.

Nachbetrachtung

Mir gelang es nie, nach so einem Fall die Akten einfach beiseite zu legen.

Immer, wenn die Folgen für alle Beteiligten so erheblich waren, beschäftigte mich die moralische Seite noch eine gewisse Zeit.

In diesem Fall war es wie so oft, dass die Gier nach Geld oder gesellschaftlicher Reputation der Ausgangspunkt allen kriminellen Handelns war.

Schönfelder steckte in finanziellen Schwierigkeiten.

Seine Frau drängte ihn zum Hausbau, da sie ihrem gesellschaftlichen Stand entsprechend leben und wohnen wollte. Obwohl sie weder einen Beruf noch sonstige Leistungen in die Ehe einbrachte.

Sie glaubte, dass sie durch ihre soziale Herkunft berechtigt dazu sei.

Obwohl Schönfelder nicht unermögend war, konnte er seiner Frau dieses Lebensniveau auf Dauer nicht bieten.

Darüber offen und ehrlich mit ihr zu sprechen und das Haus, mittels eines Immobiliendarlehns der Bank, zu bauen, kam aus Eitelkeit für ihn nicht in Frage.

Er zog es vor, sich lieber mit Kriminellen einzulassen obwohl ihm bewusst war, dass diese Entscheidung im Fiasko enden kann oder wird.

Mit dieser Moral waren fast alle Straftäter, mit denen ich nach 1990 zu tun hatte, behaftet. Es drehte und dreht sich auch heute noch alles um das Geld.

Reich werden, reich bleiben oder noch reicher werden, davon wird die Moral in unserer Gesellschaft bestimmt. Daran gingen und gehen Menschen, Ehen, Familien, Kinder und am Ende die ganze Gesellschaft kaputt.

Das Drogenproblem wurde immer größer. Die Arbeitslosigkeit und die Anzahl der auf der Straße lebenden Menschen werden mehr und mehr, die Altersarmut steigt von Jahr zu Jahr.

War und ist es nicht so, wie es uns vor 1989 während des Studiums, immer wieder gepredigt wurde?

So richtig wollte ich das nicht glauben. Diese Propaganda ging nicht nur mir damals auf die Nerven.

Seitdem lagen fast zehn Jahre kriminalistischer Arbeit im real existierenden Kapitalismus hinter mir und ich konnte mich immer noch nicht damit abfinden, dass die Tatsachen so waren und wir Kriminalisten nicht mehr als ein Feigenblatt sind. Der unbescholtene Bürger soll einfach glauben, dass es immer besser gelingt, das Verbrechen zurückzudrängen.

Ich gestehe heute ehrlich, dass meine Zweifel an dieser Polemik von Jahr zu Jahr nicht weniger, eher mehr, wurden.

Geldraub

Wenn unser alter, inzwischen pensionierter Abteilungsleiter, einen neuen Fall zu vergeben hatte, zitierte er mich in sein Büro und hielt mir einen Vortrag über diese oder jene Deliktart. Daraus konnte ich schon entnehmen, um was es für einen neuen Vorgang ging.

Bei Cornelia Frank, der neuen Abteilungsleiterin war das anders. Sie nutzte solche Gelegenheiten, um persönlich in unserem Sonder-Dezernat zu erscheinen.

Das war mir ganz recht so, denn in unserer Außenstelle an der Wilmersdorfer Straße war ich >zu hause< und sie unser Gast. Als Gast meckert man schließlich nicht mit seinen Gastgebern. Ich nutzte diese Gelegenheiten stets, um meine Kritik an der Leitung des LKA oder unserer technischen Ausrüstung loszuwerden.

Cornelia hörte sich das geduldig an, hatte auch Verständnis dafür, doch daran viel zu ändern, lag kaum in ihrer Macht.

Dafür bestand ihr Job darin, anfallende Arbeit zu verteilen und den Kopf beim Leiter der Dienststelle hinzuhalten.

So hatte sie an diesem Montag im November 1999 einen Fall in der Tasche, der nicht nur brisant, sondern auch gefährlich zu sein schien.

Es ging um den geplanten Überfall auf einen Geldtransport, was ja nicht selten vorkam oder immer noch vorkommt.

Geldtransporte sind das begehrte Ziel von Profis oder auch Amateuren.

Leider gelingt es in den meisten Fällen den Ganoven, mit ihrer Beute vorerst zu entkommen.

Langfristig werden sie aber meistens geschnappt. Entweder durch Verrat oder durch gezielte Polizeiarbeit von Zielfahndern, wenn es sich um große Summen handelte. Selbst in Brasilien oder Mexiko wurden Gangster aufgestöbert und festgenommen.

Jedenfalls zog Cornelia Frank aus ihrer >Abteilungsleitertasche< die Akte über einen Vorgang, der schon seit einigen Monaten von einem anderen Dezernat des LKA bearbeitet wurde.

Durch einen >verdeckten Ermittler< wurde bekannt, dass ein in der >Justizvollzugsanstalt Tegel< einsitzender Häftling, der in vier Wochen entlassen werden sollte, einen Überfall auf einen Geldtransporter plante.

Dazu nutzte er seine alten Verbindungen und die vor einer Entlassung üblichen Freigänge.

Anstatt die Vorbereitungen zu diesem geplanten Raubüberfall aufzudecken und den Mann dafür erneut zu verurteilen, lässt der zuständige Staatsanwalt und die Leitung des LKA ihn weitermachen, um ihn auf >frischer Tat< festnehmen zu können.

Mein Rechtsverständnis besteht eher darin, Straftaten und damit Schaden an Leib und Leben oder der Gesellschaft zu verhindern und sie nicht mit vollstem Wissen der Sicherheitsorgane geschehen zu lassen.

Meine Chefin erklärte mir, dass die Aufgabe meines Dezernats darin bestand, Kröger, den zukünftigen Geldtransporträuber, von der Stunde seiner Entlassung an zu beobachten und in dem Moment zu verhaften, wenn er den Transporter rauben will.

Das hörte sich alles sehr einfach an, konnte aber recht gefährlich werden.

Noch im Beisein von Cornelia holte ich meine drei Ermittler an den Beratungstisch und weihte sie in den Vorgang ein.

Mir war wichtig zu erfahren, wie sie darüber dachten und welche Vorschläge sie dazu hatten.

Rolf Schölzel war wie immer mit seiner Meinung zurückhaltend.

Bernd machte dagegen den Vorschlag, dass einer von uns sich an Kröger undercover heranmacht, um ihn unter Kontrolle zu bekommen.

Sofort meldete sich Peter für diesen Job.

Da er sich in den Strafanstalten Moabit und Tegel gut auskannte sollte es ihm nicht schwer fallen, Kröger vorzumachen, dass er auch dort gesessen habe und bereit sei, ein lukratives >Ding< zu drehen. Dann würde Kröger ihn vielleicht in seinen geplanten Raubüberfall einbeziehen und es uns damit leichter machen, ihn auf frischer Tat festzunehmen.

Als Peter diesen Vorschlag äußerte, schaute ich Cornelia fragend an, worauf sie ebenfalls lächelte und zustimmend nickte.

Dann forderte sie Peter auf, sich bis dahin gründlich mit den Namen der Schließer und aktuellen Gegebenheiten der Haftanstalt Tegel vertraut zu machen, damit Kröger keinen Verdacht schöpft. Auch die über Kröger vorhandenen Akten seiner letzten Straftaten sollte er gründlich studieren.

Ich merkte Peter an, wie er auf diesen Einsatz richtig >scharf< war.

Ich schlug ihm scheinbar belustigt vor, sich auch eine Glatze schneiden und tätowieren zu lassen,

damit er auch äußerlich als >Knacki< zu erkennen ist.

Mit „na, na Chef, wir wollen es doch nicht übertreiben“,

reagierte er gleich.

Das war aber gar nicht so abwegig. Tatsächlich erkennen sich ehemalige Häftlinge auch an ihren mitunter extremen Tätowierungen.

Zehn Tage später, kurz vor der Entlassung Krögers, erschien Peter mit einer blank polierten Glatze sowie mit einer auffälligen Tätowierung am Hals.

Da war das Gelächter groß. Beate Illner amüsierte sich am meisten darüber und zog ihn deshalb bis zum Feierabend immer wieder auf.

Wie Peter erzählte, war er in einem Studio, das einem seiner Freunde gehörte. Die Farbe des Tattoo sei nur oberflächlich und würde spätestens in vier Wochen wieder abgewaschen sein. Der Zweck heiligte auch in diesem Fall die Mittel.

Dann war es endlich soweit.

Von der ersten Minute seiner Entlassung an, stand Kröger unter unserer Beobachtung. Stets war eines unserer Autos in seiner Nähe.

Wohnung bezog er wieder bei seiner Mutter im Stadtbezirk Wedding in der Genter Straße, die parallel zur Müllerstraße, der größten Geschäftsstraße, verläuft. Dieses Viertel wird von vielen türkischen Bewohnern geprägt. Demzufolge gibt es dort auch nicht wenige Restaurants, wo ausschließlich Türken verkehren.

Bernd und Peter verbrachten fast den ganzen Tag vor Krögers Wohnhaus und warteten darauf, dass er sich wieder sehen lässt und hoffentlich bald in eine Kneipe geht.

Gegen neunzehn Uhr war es dann soweit.

Kröger erschien in Lederjacke und blauen Jeans, lief bis zur Triftstraße und betrat dort das >Restaurant Schupke<, das sich kurz vor der Tegeler Straße befindet.

In sicherem Abstand folgten die zwei Ermittler dem frisch entlassenen Häftling in ihrem schwarzen Dienst-Passat.

Dann musste Peter seinen Part spielen.

Er verließ den PKW und betrat kurz nach Kröger das Lokal. Scheinbar musste das Krögers Stammkneipe sein, denn er wurde von den meisten Gästen und vom Wirt lauthals begrüßt.

Auf der rechten Seite des Lokals standen insgesamt fünf runde Stehtische, die allesamt mit männlichen Gästen im Alter von dreißig bis sechzig Jahren besetzt waren.

Vor dem Tresen standen vier, ebenfalls mit Männern im gleichen Alter, besetzte Barhocker, wo sich ein Bereich mit vier normalen Kneipentischen- und Stühlen anschloss. Somit handelte es sich um eine ganz normale, kleine aber gemütliche deutsche Kneipe in der Großstadt.

Es roch eher nach abgestandenem Bier, als nach deftigen Speisen. Alles das, ließ kaum den Verdacht aufkommen, dass nicht weit von dort sich eine türkische Parallelgesellschaft befindet, mit der die Gäste des Lokals scheinbar nichts am Hut hatten.

Peter lümmelte leicht am Tresen und wartete, bis der Wirt ihm ein Bier vor die Nase stellte.

Auch Kröger hatte schnell ein Bier in der Hand und prostete einigen Gleichaltrigen, von etwa dreißig Jahren, an den Stehtischen zu, bis er sich zu ihnen gesellte.

Lautstark, mit „na Alter, hast du es wieder geschafft? Auf ein Neues“, stießen sie ihre Gläser an und tranken diese schnell leer. Der Wirt huschte so unauffällig wie möglich zwischen den Tischen und dem Tresen hin und her, damit jeder seiner Gäste ein gefülltes Glas schnell wieder vor sich stehen hatte.

Peter stand keine zwanzig Minuten in der Kneipe und hatte bereits drei Glas Bier getrunken.

Er dachte, „da bin ich ja schneller besoffen, ehe ich mit Kröger ein Wort wechseln kann.“

Da kam ihm ein Zufall zur Hilfe.

Kröger bestellte direkt am Tresen fünf Schnäpse für sich und seine Freunde, als der Wirt ihn fragte, „na, alter Knastbruder, wieder entlassen? Willst du nicht eine Lokalrunde geben?“

„Nee, lass mal Erich, dafür langen meine >Diäten< nicht.“

Peter überlegte nicht lange, zückte einen zwanzig Euroschein und sprach zu Kröger,

„die Schnäpse gehen auf mich, ich weiß wie das ist, wenn man frisch aus dem Knast kommt.“

Kröger schaute Peter überrascht aber interessiert an und fragte,

„was bist du denn für einer? Wo hat dein Arsch gegessen?“

„Zuerst in Moabit und dann in Tegel im Block 5C“
Antwortete Peter schlagfertig.

„Na, dann darfst du mir auch einen ausgeben und mit mir anstoßen. Komm doch mit zu meinen Kumpels“ Forderte Kröger ihn auf.

Genau so hatte Peter sich das vorgestellt, um mit Kröger in persönlichen Kontakt zu kommen.

„Hallo Freunde, hier ist noch ein Knastkumpel, der gibt diese Schnäpse aus. Also, auf dein und unser Wohl. Wie heißt du eigentlich?“

„Ich bin der Peter vom Prenzlauer Berg.“ Gab er bereitwillig Auskunft. Danach marschierte der nächste aus der Runde zum Tresen, um Nachschub zu holen.

Inzwischen tauschten Peter und Kröger einige vermeintliche Knasterfahrungen aus. Dabei gab Kröger zu, dass sie sich in seiner Stammkneipe befanden und er hier schon einige >Dinger< ausgeheckt habe. Ein paar seiner Kumpels, mit denen er „eingefahren“ sei, würden noch sitzen. Nach dem fünften >Wodka< flüsterte er Peter zu,

„bald hole ich mir das nötige Kleingeld, um hier für immer zu verschwinden. Wenn nötig, schieße ich mir den Weg frei.“ Dabei legte er den rechten Zeigefinger auf seine Lippen und zischte >psst<, nicht verraten.

Für Peter war das das Zeichen, schnell zu verschwinden, sonst würden sie sich noch verbrüdern und in die Arme fallen. Er legte einen zwanzig Euroschein auf den Tresen, schlug mit seiner linken Hand vertraulich auf Krögers rechte Schulter und sagte,

„Alter, wir sehen uns.“

Der nickte, auch fast völlig betrunken und stolperte wieder zum Stehtisch, wo seine Kumpels sich schwankend festhielten.

Als Peter angetrunken die Kneipe verließ, stand Bernd mit dem Auto in etwa einhundert Meter Entfernung vor der Samoastraße und betätigte die Lichthupe.

Peter erkannte das Zeichen und stolperte auf das Auto zu, riss die Beifahrertür auf und fiel förmlich auf den Sitz.

Bernd konnte sich ein mitleidiges Lachen nicht verkneifen.

„Na, haben sie dich >eingeseift< und herausbekommen, dass du ein Oberkommissar vom „Sonderdezernat“ bist?“

Frage er seinen Partner.

Diese provokatorische Frage ließ Peter fast wieder nüchtern werden und er empörte sich,

„bist du verrückt? Ich bin doch kein Anfänger, fahr mich lieber nach Hause!“

„Das geht nicht, ich muss warten, bis Kröger aus der Kneipe kommt und beobachten, was er weiter tut. Ich rufe dir eine Taxe, die dich fährt“, antwortete Bernd seinem Kollegen, griff zum Mobiltelefon und wählte 030/202020, die Nummer der Taxizentrale.

Es dauerte keine zehn Minuten, bis ein Taxi um die Ecke, auf die Triftstraße einbog.

„Lass dir eine Quittung geben“, rief Bernd seinem Freund hinterher, ehe dieser in dem gelben Mercedes-Taxi saß.

Eine halbe Stunde später kam auch Kröger mit zwei anderen Betrunkenen aus der Kneipe und schwankte den Fußweg entlang, bis er auf der Genter Straße in seinem Wohnhaus verschwand.

Die drei Etagen bis zur Wohnung erklimm er wie im Schlaf. Schließlich war es nicht das erste Mal, dass er in seinen dreißig Lebensjahren volltrunken Nachhause kam. Das Gezeter seiner Mutter kannte er ebenso gut.

Damit war auch für Bernd endlich die Schicht beendet und er fuhr zu seinem Wohnhaus nach Schöneberg, wo er mit seiner Familie eine kleine 3-Zimmerwohnung bewohnte.

Trotz der „Nachtschicht“ erschienen beide Kommissare am nächsten Morgen pünktlich im Büro und berichteten von ihrer Beschattung am

Vorabend. Anschließend setzten sie sich wieder in den Dienstwagen und postierten sich in der Nähe von Krögers Wohnhaus.

Inzwischen war es zehn Uhr und sie nahmen nicht an, dass ein frisch entlassener Knacki schon so früh am Morgen sich auf Arbeitssuche begeben hatte.

Sie spekulierten richtig.

Eine Stunde später erschien Kröger mit einem Rucksack auf dem Rücken und einem alten Herrenfahrrad vor der Haustür, mit dem er über die Seestraße zur Wichertstraße 17 fuhr.

In dieser Wohngegend befinden sich ausschließlich Wohnhäuser aus der >Gründerzeit<, mit großen Toreinfahrten, Haustüren sowie mehreren Hinterhäusern und Höfen.

Kröger stellte sein Fahrrad an die Hauswand ohne befürchten zu müssen, dass dieses alte Exemplar gestohlen wird. Dann verschwand er in der offenen Toreinfahrt.

Spontan sprang Bernd aus dem Auto und lief mit genügend Abstand unauffällig hinterher. So sah er, dass Kröger das zweite Hinterhaus betrat, hörte das Klingeln und eine Tür an der Erdgeschosswohnung zuschlagen.

Bernd wartete einige Sekunden, bevor er ebenfalls dieses heruntergekommene Haus betrat.

Das Treppenhaus befand sich in einem Zustand der darauf schließen lässt, dass es oberhalb des Erdgeschosses unbewohnt war. Außer dem Klingelknopf war an oder neben der Tür nichts zu erkennen.

Bernd hörte ziemlich laute Stimmen, wobei die eine fragte,

„hast du alles, was ich brauche?“

Scheinbar glaubten beide Männer bei ihrer Unterhaltung von niemandem gehört zu werden.

„Ich habe die >Makarov 9mm< und die Pumpgun. Die kosten dich eintausendfünfhundert. Hast du die Kohle dabei?“,

hörte Bernd den anderen Fragen.

„Zeig her.“

Dann war ein metallisches Auf- und Zuschlagen sowie das „Ok, die Kohle bekommst du in einer Woche“

von Kröger zu hören. Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern, bis er wieder heraus kommt.

Deshalb beeilte sich Bernd, aus dem Haus in Richtung Auto zu verschwinden.

Noch bevor er Peter von seinen Beobachtungen berichten konnte, kam Kröger mit dem Rucksack über der Schulter, bestieg sein Fahrrad und fuhr den gleichen Weg zurück zur Genter Straße zu seinem Wohnhaus, wo er für seine >Schatten< wieder unsichtbar wurde.

Ausdauer und Geduld gehören zu den wichtigsten Tugenden eines Kriminalisten. Auch wenn es schwer fiel und langweilig war, Peter und Bernd harrten so lange auf ihrem Beobachtungsposten aus, bis Kröger am späten Nachmittag wieder die Straße betrat und in Richtung seiner Stammkneipe marschierte.

„Fahr los, der geht zur Kneipe“, herrschte Peter seinen Partner an. Sofort gab Bernd Gas und war wenige Sekunden später kurz vor der Gaststätte auf der Triftstraße. Peter sprang blitzartig heraus und betrat das Restaurant, in dem sich nur drei Gäste befanden, die an einem der hinteren Tische Karten spielten und dem Ankömmling keine Beachtung schenkten.

Peter ließ sich vom Wirt ein Bier geben und ging zielgerichtet zu einem der Stehtische. Da betrat auch Kröger schon die Kneipe, grüßte kurz die Anwesenden und trat zu Peter an den Tisch.

Er lachte ihn an und fragte,

„na, wieder auf den Beinen? Du warst ja Gestern ganz schön voll, verträgst wohl nichts mehr nach deinem >Kuraufenthalt<?“

Notgedrungen lachte Peter auch und gab zurück,

„das wird schon wieder werden.“

Der Wirt versorgte Kröger ebenfalls mit einem Bier und wünschte >wohl bekomms<

Kröger prostete Peter zu, nahm einen großen Schluck und fragte,

„wie lange hast du zuletzt >gesessen<?“

Peter runzelte die Stirn, setzte sein grimmigstes Gesicht auf und antwortete,

„vier Jahre haben sie mir verpasst und drei musste ich absitzen. Zuerst in Brandenburg und das letzte Jahr nicht weit von hier, in Tegel.“

Kröger hob interessiert die Augenlieder und fragte weiter,

„und warum das Ganze?“

Peter wusste, was er jetzt antworten musste. Doch er zog seine Antwort etwas hin, um Krögers Interesse an ihm noch mehr zu wecken. Er grinste ihn dabei provozierend ins Gesicht, bis er endlich vorgab,

„ich habe eine Bank überfallen, doch leider haben sie mich einige Tage später doch geschnappt. Die Scheine waren leider gekennzeichnet.

Jetzt grinste Kröger und antwortete kurz,

„Pech gehabt.“

„Das kannst du laut sagen, aber noch einmal passiert mich das nicht.“ Gab Peter zur Antwort.

Kröger schaute ihn neugierig an,

„und jetzt willst du einen ganzen Geldtransport überfallen? Da sind die Scheine nicht markiert, oder?“

Peter schaute Kröger verblüfft an. So schnell hätte er nicht damit gerechnet, dass der Ganove auf dieses Thema zu sprechen kam. Jetzt lag es an ihm, darauf entsprechend zu antworten.

„Ja, das wäre schon etwas. Bei einem Transport ist sicher mehr zu holen. Das Risiko wäre das gleiche. Das müsste man aber gründlich planen und brauchte Kontakte zur Transportfirma sowie ordentliche Waffen. Vorstellen könnte ich mir das schon.“

Kröger nickte bei diesen Worten. Anschließend bekannte er,

„daran habe ich auch schon gedacht. Das wäre für mich kein Problem. Ich brauchte nur jemanden, auf den ich mich verlassen kann“. Jetzt nickte Peter zustimmend und war überzeugt, dass Kröger in ihm den geeigneten Partner sah. Das war mehr, als Peter an diesem Tag erwartet hatte.

In dem Moment betraten Krögers Kumpel, die am Vortag schon in der Kneipe waren, den Gastraum. Mit lautem >Hallo< grüßten sie von weitem und standen wenig später an ihrem Tisch. Zuvor flüsterte Kröger Peter zu,

„kein Wort zu den anderen, das sind nur Schwätzer.“

Selbstverständlich hielt er sich daran, bis er nach dem achten Bier aufbrechen wollte.

Kröger fasste ihn an der Schulter und flüsterte Peter zu, wir treffen uns morgen Nachmittag in der >Spielothek auf der Prinzenstraße<. Alles klar?“

Jetzt war es Peter, der nickte und kurz antwortete, „geht klar.“

Wieder vor der Tür sah er das Auto mit Bernd am Ende der Straße und lief schnurstracks darauf zu und berichtete ihm über das, was er mit Kröger abgesprochen hatte.

Bernd antwortete nur,

„das ging ja schnell. Wir müssen sofort in unser Büro fahren und mit dem Chef darüber sprechen“

Zwanzig Minuten später standen beide in meinem Arbeitszimmer und Peter erstattete Bericht.

Viel gab es nicht zu überlegen. Wir waren uns einig, dass er dieses Treff mit Kröger wahrnimmt, um mehr über seine Pläne in Erfahrung zu bringen.

An mir war es jetzt, über den Stand unserer Ermittlungen Cornelia Frank schriftlich zu informieren. Dafür brauchte ich nicht viel Zeit. Ich übergab Beate Illner meinen handschriftlichen Bericht, den sie sofort in den Computer tippte und per Fax versendete. Jetzt waren wir einen Schritt weiter und ich fuhr gegen neunzehn Uhr nach Hause.

Irene wartete schon ungeduldig mit dem Abendessen, weil wir noch ins Kino gehen wollten.

Gegen meine sonstigen Gewohnheiten erzählte ich ihr von diesem Fall. Sie hörte sich in aller Ruhe meinen Bericht an, bevor sie warnend ihren rechten Zeigefinger hob und sagte,

„seid ja vorsichtig, wenn so ein Typ bewaffnet ist geht er bestimmt über Leichen.“

Darüber war ich mir auch im Klaren. Doch dieses Risiko gehörte nun einmal zu unserem Beruf.

Peter erschien gegen fünfzehn Uhr in der Spielhalle und wartete auf Krögers Erscheinen.

Zehn Minuten später kam er und setzte sich neben Peter, der inzwischen an einem Spielautomat beschäftigt war.

Kröger sprach ihn an und fragte,

„na, schon etwas Kleingeld gewonnen? In einigen Tagen kannst du dir so einen Automaten kaufen.“

Peter lachte nur und forderte ihn auf,

„dann erzähle doch einmal, wie du dir das vorgestellt hast!“

Kröger ließ sich nicht lange bitten und sprach,

„also pass auf, es ist soweit, alles ist vorbereitet.

Ich habe eine >Pumpgun< und eine >Makarov<.

Ich hoffe, dass wir sie nur zur Drohung brauchen.

Einer meiner Kumpel arbeitet bei der Firma >ULC-Sicherheitstechnik<.

Diese Firma führt Geldtransporte für Baumärkte in und um Berlin durch. Er ist Beifahrer eines der Fahrzeuge. Mit seinem Bruder war ich im Knast.

Gestern Nachmittag habe ich ihn getroffen. Er meinte, dass das meiste Geld Freitagabend abgeholt wird. Der letzte Abholpunkt ist der Baumarkt „Hornbach“ in Mahlsdorf. Der Transporter fährt danach über Köpenick nach Adlershof, wo sich die Firma befindet und das Geld ausgeladen wird. Er schätzt, dass sich etwa 1,5 Millionen in verschiedenen Alu-Behältern im Laderaum befinden befinden, die leicht zu öffnen sind.

Wir brauchen einen Kleintransporter, in den wir die Behälter umladen. Danach fahren wir nach Vogelsdorf auf ein altes Fabrikgelände, entnehmen das Geld, verstauen es in vier Taschen. Den Transporter und die leeren Behälter lassen wir dort stehen, teilen das Geld und fahren mit zwei geklauten PKW getrennt in die Stadt. Hier tauchen wir unter und sehen uns nie wieder.

Das ist mein Plan. Das Ganze müsste in zwei Stunden zu schaffen sein. Wie denkst du darüber?“

Peter konnte sich bei der Schilderung des Planes ein Lächeln nicht verkneifen. Dabei dachte er, „so einfach denkst du dir das. Wenn du wüsstest, dass ich verkabelt bin und meine Kollegen alles mitschneiden, was du mir so erzählst.“

Zu Kröger gewandt fragte er, „wie und wo willst du den Transporter zum Stehen bringen?“ Der antwortete sofort,

„ach ja, das habe ich vergessen. Bei dieser Runde haben sich die Fahrer zur Gewohnheit gemacht, an einem Gebüsch auf der „Hultschiner Straße“ eine Pinkelpause einzulegen. Das geht schon seit zwei Jahren so und ihnen ist dabei nie etwas passiert. Eigentlich darf immer nur einer das Fahrzeug verlassen, aber sie „pinkeln“ immer zu zweit. An dieser Stelle warten wir und halten ihnen unsere Waffen unter die Nase, fesseln sie mit Kabelbindern und nehmen ihnen die Schlüssel ab. Das dürfte auch kein Problem sein.

Also, ich fasse noch einmal zusammen, du organisierst einen Kleintransporter und einen PKW.

Ich organisiere einen anderen PKW. Die beiden Pkw schaffen wir nach Vogelsdorf und stellen sie ab. Mit dem Transporter postieren wir uns an dem Gebüsch, wo die Geldtransportbesatzung pinkelt. Hast du das verstanden?“

Sicher hatte Peter das verstanden und nicht nur er. Auch wir hatten das verstanden.

Ich saß mit Bernd in unserem Beobachtungsfahrzeug und verfolgte das Gespräch.

Einen PKW und einen Transporter zu organisieren, war für uns kein Problem. Ich dachte sofort daran, in dem Transporter einige Leute vom „Mobilen Einsatzkommando“ zu postieren, die Krögers Festnahme vornehmen.

Peter versprach, einen PKW und den Transporter zu organisieren. Anschließend trennten sie sich und vereinbarten, am Donnerstag der folgenden Woche um die gleiche Zeit, am selben Ort, zu treffen.

Somit hatten wir fast eine Woche Zeit, alles zu organisieren.

Peter fand sich zur vereinbarten Zeit und am vereinbarten Ort wieder ein.

Kröger kam erneut eine viertel Stunde später in die Spielothek an der Prinzenstraße. Er fragte, „na, alles klar?“

„Alles klar“, antwortete Peter „der Transporter und ein „Audi A4“ stehen um die Ecke.“

Kröger grinste zufrieden.

„Na, dann wollen wir losfahren. Ich setze mich in den Audi und du fährst hinter mir her mit dem Transporter“ Gab Kröger seine Anweisungen.

Bernd, Beate Illner und ich, wir folgten ihnen in notwendigem Abstand. Zu keinem Zeitpunkt konnte Kröger uns bemerken. Die Fahrt ging über Weißensee auf die Autobahn. An der >Abfahrt Hellersdorf< fuhr Kröger mit dem geklauten >Audi< von der Autobahn und wenig später gelangte er auf das ehemalige Industriegelände. Er stellte das Auto ab und fuhr wie geplant mit Peter im Transporter den gleichen Weg zurück in den Bezirk „Wedding“ zur Stettiner Straße. Hier hatte er einen alten >3er BMW geparkt<, der ebenfalls gestohlen war. Kröger startete den BMW

und fuhr diesen auf dem gleichen Weg nach Vogelsdorf zu der Stelle, wo bereits der Audi stand. Alles verlief planmäßig.

Am nächsten Tag sollte der Überfall stattfinden.

Bevor Peter und Kröger sich trennten sprachen sie ab, sich neunzehn Uhr am >U-Bahnhof Osloer Straße< zu treffen, wo Kröger in Peters Transporter steigt.

Entsprechend unserem Plan postierten wir drei Mitarbeiter der „Mobilen Einsatzgruppe“ im Transporter und Kröger stieg nichts ahnend am vereinbarten Ort in dieses Auto.

In seinem Rucksack hatte er die von ihm beschafften Waffen mitgebracht, die er Peter während der Fahrt zeigte. Dabei beteuerte er, dass diese nur zur Bedrohung dienen sollten.

Gegen zwanzig Uhr stellten Peter und Kröger den Transporter am besagten „Pinkelort“ ab und versteckten sich hinter dem Gebüsch.

Bernd, Rolf Schölzel und ich, wir stellten unseren Wagen etwa einhundert Meter vorher so ab, dass Kröger uns nicht sehen konnte. Mit Dienstwaffen im Anschlag, schlichen wir uns soweit heran, dass wir nicht entdeckt werden konnten.

Peter war mit der >Pumpgun< und Kröger mit der <Makarov< bewaffnet.

Die Zeit wollte einfach nicht vergehen, bis der Moment kam, auf den wir uns so gründlich vorbereitet hatten.

Zur vorherrechneten Zeit, kurz vor einundzwanzig Uhr, fuhr der Geldtransporter an uns vorüber und hielt an dem besagten Platz.

Die beiden Mitarbeiter der Firma >ULC-Sicherheitstechnik< stiegen aus und stellten sich zum Pinkeln an den Strauch.

Im gleichen Moment sprangen Kröger und Peter mit vorgehaltenen Waffen auf sie zu und riefen >Hände hoch<.

Instinktiv streckten beide ihre Arme in die Luft, noch bevor sie sie ihren Hosenschlitz zum Pinkeln öffnen konnten.

Kröger drückte dem Beifahrer die „Makarov“ in den Rücken und forderte ihn auf, den Laderaum zu öffnen.

Kröger wusste, dass der nur vom Fahrerhaus zu entriegeln war.

Deshalb schob er den Beifahrer vor sich her zur Fahrerkabine, der den entsprechenden Hebel betätigte.

Anschließend wurden beide Angestellte von Peter und Kröger in den Laderaum geschoben und mit Kabelbinder an Armen und Beinen gefesselt. Den Mund verklebten sie mit breitem Tesa-Band.

Im Anschluss forderte Kröger Peter auf, ihren Transporter zu holen und nah an den Geldtransporter heran zu fahren.

Mit entschärften Waffen schlichen wir uns hinter dieses Fahrzeug, öffneten den Laderaum, ließen die drei Leute vom >MEK< heraus und folgten ihm.

Kröger war inzwischen dabei, die Geldkisten zu entladen.

Peter verließ >seinen< Transporter und ich gab ihm wortlos ein Zeichen, dass wir jetzt eingreifen. Deshalb trat er etwas zur Seite und richtete die „Pumpgun“ auf Kröger, der davon noch nichts merkte.

Im gleichen Moment rief ich laut und deutlich, „Kröger, Hände hoch, sie sind verhaftet.“

Das war ein großer Fehler, denn ich bot mich ihm als Zielscheibe an. Ich rechnete einfach nicht damit, dass er tatsächlich schießt.

Doch er tat es ohne zu zögern.

Mit zwei Schüssen streckte er mich nieder, ohne dass ich noch reagieren konnte. Ich war auch so leichtsinnig, nicht einmal eine Schutzweste zu tragen.

Instinktiv benutzte Peter die abgesägte Schrotflinte und schoss auf Krögers Beine, der schreiend zu Boden ging.

Von all dem bekam ich nichts weiter mit und wachte drei Tage später im Unfallkrankenhaus-Marzahn erst wieder auf.

Bevor ich die Augen öffnete, hörte ich im Unterbewusstsein einen lauten Knall.

Erst war es noch ganz dunkel um mich herum. Dann blendete mich grelles Licht und ich spürte eine warme Hand auf meiner Wange.

Es war Irene. Sie saß auf einem Stuhl neben dem Bett und streichelte mein Gesicht.

„Wo bin ich?“, fragte ich sie, bevor ich mich umschaute und mir klar wurde, dass ich in einem Krankenzimmer lag.

Mir schmerzte fürchterlich der Kopf und es fiel mir schwer, meine linke Hand ihr zu reichen.

„Wie lange liege ich hier? Was ist passiert?“

Fragte ich erneut.

Irene strich mir wieder über den Kopf undklärte mich auf.

„Du bist bei deinem letzten Einsatz angeschossen worden und die Ärzte mussten aus deinem Oberkörper zwei Kugeln herausoperieren. Du hast viel Blut verloren. Deshalb bist du auch noch so

schwach. Die Operation dauerte fast drei Stunden.“

„Was ist mit den anderen?“, wollte ich von Irene wissen.

„Ihnen ist nichts passiert. Peter hat den Geldräuber in die Beine geschossen. Dem mussten die Ärzte das rechte Bein abnehmen. Er liegt unter Bewachung auch auf dieser Station.“

Mir fiel nur ein zu sagen,

„So eine Scheiße, nach so vielen Jahren musste mir das passieren. Hätte ich doch nur eine Schutzweste getragen.“

Irene legte mir ihre Hand auf den Mund und flüsterte,

„Bleibe ruhig und rege dich nicht auf, es wird schon alles wieder werden.“

Inzwischen spürte ich den dicken Verband um meine Brust und den Bauch, konnte mich aber nicht rühren. Dann versuchte ich meine Beine zu bewegen.

Da tat sich aber Überhauptnichts.

Deshalb fragte ich Irene,

„warum spüre ich meine Beine nicht, die sind doch nicht verletzt?“

„Nein, verletzt sind sie nicht, aber deine Wirbelsäule hat etwas abbekommen. Der Arzt sagte mir, dass dadurch wahrscheinlich die Nerven in Mitleidenschaft gezogen sind. Die Wunde muss erst abschwellen, ehe sie genaueres sagen können.“

In dem Moment öffnete sich die Tür und meine vier Kollegen aus dem Dezernat kamen mit einem großen Blumenstrauß ins Zimmer.

Beate Illner trat an mein Bett und fragte scherzhaft,

„wie lange wollen Sie noch im Bett liegen? wir haben viel Arbeit.“

Die anderen drei Kollegen trauten sich nicht viel näher.

Peter begann zu berichten,

„dem Kröger habe ich mit der Schrotflinte fast das Bein weggeschossen, danach war alles erledigt. Die Fahrer vom Geldtransporter sind fast vor Angst gestorben und wir hatten schreckliche Angst, dass Kröger dich erschossen hat. Nur gut, dass der Rettungswagen nach wenigen Minuten eintraf und das Krankenhaus nicht weit war. Im Büro geht alles seinen Gang.

Cornelia Franz lässt dich auch grüßen. Sie will in den nächsten Tagen vorbei kommen.“

Damit war alles gesagt. Über die dienstlichen Dinge wusste ich nun Bescheid.

Wie es mit meinen Verletzungen stand, erfuhr ich am nächsten Tag bei der Visite.

Der Oberarzt erklärte mir, was alles durch die zwei Schüsse verletzt war.

Er musste eine Kugel aus der Milz entfernen und die andere steckte neben der Wirbelsäule im Bereich der Lendenwirbel. An dieser Stelle war die Wirbelsäule gesplittert und die Nerven so verletzt, dass ich mit einer Querschnittslähmung rechnen musste.

Mir blieb nichts weiter übrig, als zu hoffen, dass dieser Fall nicht eintrat.

Die Hoffnung stirbt zuletzt, wie man so schön sagt.

Doch so nach und nach starb die Hoffnung. Meine Frau gab sich viel Mühe, mich bei jedem Besuch aufzurichten.

Nach zwei Wochen kam eine nette Physiotherapeutin, die versuchte meinen Beinen wieder Leben einzuhauchen. Sie gab sich sehr viel Mühe, aber es blieb nur bei dem Versuch.

Eine Woche später eröffnete mir der Doktor, dass ich in eine spezielle Rehaklinik nach Bernau verlegt werde, wo es Spezialisten für meinen Fall gab.

Dort versuchte das Personal alles Mögliche mit mir. Aber meine Beine blieben saft- und kraftlos.

Es blieb mir nur, mich an einen Rollstuhl zu gewöhnen.

Mit meiner Laufbahn als Kriminalist war es vorbei.

Das zu verkraften, war das Schwierigste. Meine Frau brachte viel Geduld und Liebe auf, damit ich mit meiner neuen Lebenssituation fertig wurde.

Sie war es auch, die mich dazu überredete, alles das so aufzuschreiben, wie es in diesem Buch zu lesen ist.

Sicher, könnte ich mich noch tiefgründiger rückblickend mit meinem Leben als Kriminalist äußern, doch das lasse ich lieber bleiben.

Mein Leben findet nun einmal nur noch im Rollstuhl statt.

Meine ehemaligen Mitstreiter berichten mir dafür regelmäßig von ihren >Heldentaten< für Recht und Ordnung.

